

### **3. Frauen im Umfeld des Monistenbunds – in der praktischen Vereinsarbeit**

---

Es stellt sich die Frage, wie sich die Frauen auf individueller Ebene im Monistenbund von den Missständen und Ungleichbehandlungen emanzipierten, die Kapitel 2.1 zur Frauenfrage beschreibt. Welche Emanzipationsstrategien wählten einzelne Frauen, um auf individueller Ebene mehr Öffentlichkeit zu erlangen? Lassen sich hierbei Muster erkennen? Ist es bereits ein Akt der Emanzipation, wenn Frauen mit Monisten interagierten und sich mit ihnen über monistische Themen austauschten? Oder erst, wenn Frauen sich eine Nische im eigenen professionellen Bereich suchten und wie Rhoda Erdmann ihr eigenes – in Erdmanns Fall biologisches – Institut in Berlin leiteten?<sup>1</sup> Kann die bloße Beteiligung an der wissenschaftlichen Diskussion nicht schon als Nische der Emanzipation auf individueller Ebene eingeordnet werden, ohne dass es notwendig ist, dass Frauen auch politische Forderungen nach Emanzipation stellten, um als emanzipiert zu gelten? Und ist es nicht schon Emanzipation, wenn einige Monisten ausgewählten Frauen als Mentoren in beruflicher und finanzieller Hinsicht halfen? Exemplarisch untersucht das Kapitel hier die zwölf Biografien der Monistinnen, die die Arbeit auch als Grundgesamtheit der Frauen im Monistenbund für die Netzwerkanalyse in Betracht zieht und die auf Grund ihrer Briefe mit Haeckel oder anderen bedeutenden Monisten oder durch ihre Artikel in den monistischen Zeitschriften genug Quellenmaterial hinterließen, um biografische Fakten zu ihnen zu rekonstruieren. Maßgeblich ist dabei die Frage, inwieweit die Frauen am Austausch innerhalb des Monistenbunds beteiligt waren, das heißt welche Aufgaben sie wahrnahmen und wie die Männer im Verein sie wahrnahmen. Es stellt sich die Frage, in welchem Maß im Monistenbund, der sich sonst dezidiert antikirchlich gab, trotzdem zeittypische, patriarchale Strukturen ähnlich denen in der Kirche vorherrschten.

Eine erste Antwort auf diese Fragen geben neben den ausführlichen Antworten in den Briefkorrespondenzen einiger Monistinnen mit Ernst Haeckel Wilhelm Ostwalds

---

<sup>1</sup> Vgl. Fangerau, Heiner, Leaving the academic Niche – Rhoda Erdmann (1870–1935) and the Democratization of Tissue Culture Research, in: *Frontiers in Cell and Developmental Biology* 9, Februar 2022, S. 1–11.

Vorträge.<sup>2</sup> Zudem zeigt auch die Tatsache, dass die weiblichen AutorInnen in den monistischen Publikationsorganen und öffentlichen Aufrufen des DMB wie dem Gründungsauftruf nur einen geringen Anteil ausmachten, wie unwichtig sie im Bund waren.<sup>3</sup> Doch trotz Ostwalds ideologischer Einwände gegen Frauen und deren Intellekt gibt es ein Dutzend weiblicher Autorinnen, die in den monistischen Zeitschriften publizierten. Wie Kapitel 2 aufzeigt, gibt es unter den Autorinnen einige Frauen, die immer wieder für den Monistenbund schrieben. Andere schrieben in den gesamten 28 untersuchten Jahrgängen der Zeitschriften nur einen Artikel. Männer blieben aus quantitativer Sicht die Hauptautoren, doch es gibt auch Themen in der Zeitschrift, für die Frauen die Hauptautorenschaft übernahmen. Dies ist bei den Frauen betreffenden Themen der Fall. Die Autorinnen schrieben vor allem zur weiblichen Erwerbsarbeit und zu den Erwartungen an die Frau in der Familie. Außerdem war es zwar eher selten der Fall, doch die Zeitschriften veröffentlichten vereinzelt auch Artikel von Frauen als Leitartikel. Besonders in der ersten Zeitschrift verließen die Autorinnen vereinzelt auch ihre Stammthemen und schrieben ein paar Artikel zu philosophisch-ideologischen Grundlagen des Monismus und die vierte Zeitschrift porträtierte ausnahmsweise auch ein paar bedeutende Frauen. Dieses Privileg kam in den anderen monistischen Zeitschriften meist nur den Männern zu. 1926 leistete sich Helene Stöcker sogar einen politischen Schlagabtausch mit einem Mann in einigen Artikeln zu dem von ihr vertretenen Pazifismus. Es blieb jedoch die Ausnahme, dass Frauen über den weiblichen Geltungsbereich hinaus publizistisch aktiv waren. Die Autorinnen der untersuchten monistischen Zeitschriften erfüllten folglich größtenteils die Erwartungshaltung an sie, vornehmlich über Frauen betreffende Themen zu schreiben. So wurden Frauen weder ausführlich in aktiven kulturellen noch in politischen Rollen beschrieben. Selbst die Einführung des Frauenwahlrechts nahm abgesehen von ein paar vereinzelten Artikeln bekannter Frauenrechtsaktivistinnen wie Helene Stöcker keine zentrale Rolle bei den Themen der monistischen Zeitschriften ein. Es bleibt zu ermitteln, ob dieses Phänomen der weiblichen Randerscheinung bei allgemeinen Themen auch in der praktischen und intellektuellen Vereinsarbeit im DMB zur Normalität zählte. Man kann sich der Rolle der Frauen im DMB nur auf exemplarischer Ebene in den Korrespondenzen und den Biografien der einzelnen dem Bund verbundenen Frauen nähern. Über Ostwalds Aussagen erhalten wir lediglich Aussagen über Frauen und durch die Beteiligung der Frauen an den Zeitschriften werden die *theoretischen* Frauenbilder im Monistenbund sichtbar. Doch erst die Briefkorrespondenzen einzelner Frauen und deren Lebenswege im Monistenbund eröffnen einen Blick auf die *Praxis* der Frauen im Monistenbund und zeigen, dass die Monistinnen zwar keine führenden Rollen im Bund einnahmen, doch an einigen Stellen ihre Öffentlichkeitswirksamkeit erheblich erhöhten und sich emanzipierten, indem sie sich Rechte nahmen und Vorteile durch Kontakte in Anspruch nahmen, also ihre Agency aktiv erweiterten.

Es lassen sich im Folgenden zwei Grundtypen der Frauen im Umfeld des Monistenbunds feststellen. Einerseits gibt es Frauen, die in erster Linie auf Grund ihrer per-

2 Vgl. Kapitel 2.1 dieser Arbeit zu Ostwalds Argumentation gegen das Frauenstudium.

3 Vgl. hierzu die Auflistungen der Unterzeichner des Gründungsauftrufs und der AutorInnen der monistischen Publikationsorgane in Weber, Heiko, Monistische und antimonistische Weltanschauung, Berlin 2000, S. 26–28 und S. 33–42.

söhnlichen Beziehung mit Haeckel Vereinsmitglieder waren und die sich nicht oder nur sehr rudimentär mit Forderungen für Frauen beschäftigten. Diese Gruppe kann auch als Haeckels ›Fangemeinschaft‹ bezeichnet werden, als Gruppe aus Haeckelverehrerinnen, da ihre Mitglieder sich auf Haeckels Person fokussierten und Freidenkerinnen im Haeckelschen monistischen Stil waren. So lasen sie seine Schriften und legten großen Wert auf seine Literaturempfehlungen. Sie machten Ernst Haeckel zu ihrem moralischen Ideal, das ihre Weltanschauung in seinen Schriften naturwissenschaftlich-ideologisch begründet vorgab, und somit zu ihrer ethischen Richtschnur. Der zweite Typ der Frauen im Umfeld des DMB ist der Typ der Frauenrechtsaktivistin. Zu dieser Gruppe gehört Helene Stöcker. Frauen dieses Typs waren politisch und öffentlichkeitswirksam für Frauenbelange aktiv und suchten im Monistenbund eine Plattform zur politischen Unterstützung ihrer Frauenanliegen. So schrieb Stöcker nicht nur in den monistischen Zeitschriften zahlreiche Abhandlungen zur Sexualreform und für den Mutterschutz. Die Frauenrechtsaktivistinnen traten im Gegensatz zu den Haeckelverehrerinnen für eine Änderung gesellschaftlicher Zustände ein, während die letzteren diese lediglich beschrieben und naturwissenschaftlich erklärten beziehungsweise gar nicht beachteten. Die Arbeit betrachtet zwölf Frauen aus dem Umfeld des DMB und ordnet sie innerhalb des Spektrums dieser beiden Kategorien ein.<sup>4</sup> Die Biografien dieser Frauen zeigen deren eigene Erfahrungen mit dem Bildungs- und Erwerbssystem und ihre Selbsteinordnung zu einem der beiden Typen. Dieser Beitrag ermöglicht es, die praktische Situation der Frauen im Monistenbund und den Einfluss der Frauenbewegung in diesem einzuschätzen. Die These ist, dass es keine monistische Frauenbewegung im politisch-organisierten Sinn gab, da der DMB gesellschaftliche Zustände bezüglich Geschlechterrollen nicht verändern, sondern nur naturwissenschaftlich legitimieren wollte und somit konstitutiv keinen Raum für eine monistische Frauenbewegung schuf. Dennoch hat es auf individueller Ebene eine unorganisierte weibliche Emanzipation im Monistenbund gegeben.

Die Frauenbiographien beleuchten zwei Schwerpunkte: Zunächst betrachten sie die individuellen Biografien der Frauen mit besonderem Schwerpunkt auf deren Familienleben, Bildung und Erwerbsarbeit. So ist eine Annäherung an das soziale und historische Umfeld der Frauen möglich. Es wird untersucht, ob sie studieren durften und welche Berufsmöglichkeiten sich ihnen nach ihrem Studium oder ihrer Ausbildung auftaten. Zweitens beschreiben die Biografien die Rollen, die die Frauen im Monistenbund einnahmen. Hier erfolgt auch die Einteilung der Frauen im Spektrum zwischen den Typen der Haeckelverehrerin und der Frauenrechtsaktivistin. In diesem Zusammenhang wird das Frauenbild der jeweiligen Personen analysiert, sofern es in den Quellen außerhalb der Zeitschriftenartikel neue Erkenntnisse zu diesem gibt. Quellen sind hier die Briefkorrespondenzen der ausgewählten Frauen mit Haeckel und die eigenen Abhandlungen der Frauen. Die Frauenbiografien sind eine Kollektivbiografie und unterteilen die Frauen

4 Das Sample besteht aus den Autorinnen der monistischen Zeitschriften und aus anderen Monistinnen, die Vereinsmitglieder waren und mit Haeckel in brieflichem Austausch standen, wodurch eine gute Quellenlage gegeben ist. Bei Helene Stöcker sind ihre zahlreichen öffentlichen Abhandlungen von Bedeutung für diese Arbeit. Die Arbeit betrachtet nur Frauen, zu denen genügend Quellen vorhanden sind.

im DMB in die beiden Hauptlager der öffentlich emanzipatorisch tätigen Frauenrechtsaktivistinnen und der Frauen, die nicht aktiv in der organisierten Frauenbewegung tätig waren, sich aber trotzdem für ihre eigene Emanzipation einsetzten. So ist ein Rücksluss auf die Bedeutung der Frauenfragen in der praktischen Vereinsarbeit des Monistenbunds möglich.

### 3.1 Fanny Daxenbichler

Die erste Biografie dieses Kapitels widmet sich der österreichischen Monistin Fanny Daxenbichler. Die Quellenlage zu ihr ist sehr übersichtlich. Außer ihren Briefen an Ernst Haeckel im Archiv des Ernst-Haeckel-Hauses in Jena und Haeckels Antwortschreiben an sie in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien sind fast keine Quellen zu ihr auffindbar. In seinen Dankesband an Ernst Haeckel hat dessen Vertrauter und Vereinsfreund Heinrich Schmidt neben vielen anderen Bekanntschaften Haeckels und Vereinsmitgliedern des Monistenbunds auch Fanny Daxenbichler aufgenommen.<sup>5</sup> Sie sei unter den ersten 100 Mitgliedern des Monistenbunds gewesen, da sie schon früh Haeckels Anhängerin gewesen sei und von ihm selbst die »einführenden Schriften und Satzungen« zum Monistenbunds zugeschickt bekommen habe. Daxenbichlers Bildungsbiografie ist unklar. Es ist nicht bekannt, ob sie studierte. Aus ihren Briefen geht hervor, dass sie selbst keiner Erwerbsarbeit nachging und sich der Hausarbeit im familiären Rahmen widmete.

#### 3.1.1 Eine unauffällige Zeitgenossin

Es sind wenige Quellen zu Daxenbichlers Biografie auffindbar. Sie war Österreicherin und lebte mit ihrer Familie in Salzburg. Daxenbichler war Ehefrau und Mutter.<sup>6</sup> In der regionalen Salzburger Presse werden die Todesdaten von ihr und ihrem Ehemann Martin Daxenbichler genannt. Ihre Geburtsurkunden sind zwar nicht auffindbar, doch nennen die Artikeln das Todesalter der beiden, sodass eine Generationeneinschätzung möglich ist. Fanny Daxenbichler wurde demnach 1848 geboren und starb mit 92 Jahren am 31. Dezember 1940.<sup>7</sup> Ihr Ehemann Martin Daxenbichler wohnte unter derselben Adresse,

5 Vgl. hierzu und zum Folgenden Daxenbichler, Fanny, o. T., in: Schmidt, Heinrich (Hg.), *Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben. Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit*, Bd. 2, Verlag Unesma: Leipzig 1914, S. 93–95.

6 Ebd., S. 93.

7 Über eins ihrer beiden Kinder ist bekannt, dass es wie ihr Ehemann auch einen juristischen Doktorgrad erlangte. (Vgl. o. A., *Vermischtes aus Nah und Fern (Hof- und Personalnachrichten)*, in: *Tiroler Grenzbote. Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung* 26 (1896), Heft 20, 17. Mai 1896, Kufstein 1896, S. 4.) So promovierte Herrmann Daxenbichler als Sohn des in Salzburg ansässigen Anwalts Martin Daxenbichler 1896 in Graz zum Doktor beider Rechte. (Vgl. ebd.)

8 Vgl. zu Fanny Daxenbichlers Todeseintrag in der lokalen Salzburger Zeitung o. A., Todesfälle in Salzburg, in: *Salzburger Volksblatt* 70 (1940), Heft 307, 31. Dezember 1940, Salzburg 1940, S. 10. In einem Geburtsregister in einer Zeitungsausgabe von 1889 wird eine andere Fanny Daxenbichler erwähnt, die jedoch nicht die hier untersuchte Frau ist, da die in der Zeitung erwähnte Frau erst nach dem Verfassen der analysierten Korrespondenz mit Haeckel im Jahr 1889 geboren wurde. (Vgl. o.

die seine Frau in den Briefen an Haeckel als Korrespondenzadresse angab und war ein Rechtsanwalt. Er starb 1921 im Alter von 87 Jahren.<sup>9</sup> Aus der Berichterstattung lässt sich der Umzug des Ehepaars rekonstruieren. Zunächst war Martin Daxenbichler im Tiroler Kufstein als Anwalt registriert und siedelte dann nach Salzburg um.<sup>10</sup> Auch die Salzburger Meldescheine des Ehepaars bestätigen die Lebensdaten und geben zudem die Religion Franziska Daxenbichlers und ihres Ehemanns mit katholisch an.<sup>11</sup> Aus den Quellen geht zu keiner Zeit hervor, dass Daxenbichler gearbeitet hat. Diese Einschätzung korrespondiert mit der Tatsache, dass viele berufstätige Frauen nach der Geburt einer oder zweier ihrer Kinder die Erwerbsarbeit aufgaben und ihre Zeit mit familiären Aufgaben oder Heimarbeit verbrachten.<sup>12</sup> Daxenbichler selbst schreibt jedoch in keinem ihrer Briefe an Haeckel, dass sie jemals einer Erwerbsarbeit nachgegangen wäre. Nur einmal erwähnt sie bezüglich ihrer sozialen Herkunft, dass sie keine höhere Tochter sei.<sup>13</sup> Dennoch genoss sie eine gute schulische Grundbildung, was sich an ihrem Interesse für Ernst Haeckels Literaturempfehlungen und an ihrem inhaltlichen Verständnis nach deren Lektüre zeigt. Sie war weder eine Person des öffentlichen Lebens noch verfasste sie für den DMB Artikel in dessen Publikationsorganen. Trotzdem stand sie in regem brieflichem Austausch mit Ernst Haeckel und verfolgte die Situation des DMB sowohl bezüglich der vereinsinternen Politik als auch bezüglich der Reaktionen Außenstehender auf den Bund.

---

A., Verzeichnis der im Monat März in Kufstein Geborenen, in: *Tiroler Grenzbote. Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung* 24 (1889), Heft 15, 9. April 1889, Kufstein 1889, S. 3.) Doch diese jüngere Namensvetterin war wahrscheinlich mit unserer Frau von Interesse verschwägert, zumal sie wie deren Ehemann aus Kufstein stammte und seinen Familienname trug.

9 Vgl. o. A., *Todesfälle*, in: *Salzburger Wacht. Organ für das gesamte werktätige Volk im Lande Salzburg* 23 (1921), Heft 109, 17. Mai 1921, Salzburg 1921, S. 4.

10 Es sind in den österreichischen Zeitschriften jeweils zwei Nachweise für die advokatische Tätigkeit Daxenbichlers in Kufstein und in Salzburg zu finden. Vgl. zur Aufnahme Daxenbichlers in die Kufsteiner Advokatenliste im Jahr 1869 o. A., *Personalnachrichten. Amtliche Veröffentlichungen*, in: *Allgemeine österreichische Gerichts-Zeitung* 20 (1869), Heft 23, 19. März 1869, Wien 1869, S. 92. Vgl. zudem o. A., *Aus den Advocatenkammern*, in: *Juristische Blätter* 1 (1872), Heft 19, 7. Juli 1872, Wien 1872, S. 254, wo Daxenbichler als neugewähltes Mitglied des Nordtiroler Disziplinarrats der nordtiroler Advokatenkammer genannt wird. Der Umzug der Familie Daxenbichler nach Salzburg wird in folgenden beiden Artikeln genannt: o. A., *Mitteilungen*, in: *Gerichtshalle. Organ für Rechtspflege und Volkswirtschaft* 23 (1879), Heft 75, 18. September 1879, Wien 1879, S. 364 und o. A., *Personalnachrichten*, in: *Salzburger Chronik* 15 (1879), Heft 111, 16. September 1879, Salzburg 1879, S. 5. Im letzten Beitrag wird der genaue Zeitpunkt erwähnt, zu dem der Umzug und die juristische Sitzverlegung stattfinden sollten: Ab Neujahr 1880 waren die Daxenbichlers offiziell in Salzburg ansässig. (Vgl. ebd.)

11 Vgl. *Landesarchiv Salzburg. Meldescheine Stadt Salzburg, Serie II, Kt. 111, Meldescheine des Ehepaars Daxenbichler, mehrfach mit Zeitstempeln versehen*.

12 Vgl. Rigler, Edith, *Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*, Verlag für Geschichte und Politik Wien: Wien 1976, S. 65.

13 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04121 vom 28. Februar 1908.

### 3.1.2 Die Haeckelanhängerin

Fanny Daxenbichlers Briefkorrespondenz mit Ernst Haeckel thematisiert einige vereinsinterne Konflikte, die bereits Kapitel 1.1.4 dieser Arbeit einführend darstellt. Auch Daxenbichler geht in ihren Briefen vor allem auf den Konflikt des ehemaligen Vereinsmitglieds Wilhelm Breitenbach mit dem DMB ein. Doch sie verengt den beschriebenen Konflikt um die Macht im Bund auf die Frage nach der Treue zur Person Haeckel. Vielhaber und Horneffer hätten laut ihren Aussagen in den Briefen an Haeckel trotz der ihnen qua Vereinsposition zu Teil gewordenen Verantwortung Haeckel nicht genügend gegen die ideologischen Anfeindungen des gegnerischen Keplerbunds verteidigt. Sie erwähnt den machtpolitischen Konflikt um den Vereinsvorsitz nicht und fokussiert sich in ihrer Darstellung auf Haeckel. Dabei nimmt sie die Treue zu ihm als Maßstab ihrer Beurteilung. Einerseits verurteilt sie den ihrer Meinung nach mangelnden öffentlichen Einsatz für Haeckel von Seiten Vielhabers und Horneffers und andererseits kritisiert sie den Austritt Breitenbachs aus dem Bund und auch, dass er einen Konkurrenz bund zum DMB gründete. Sie lehnte also alles ab, was nicht Haeckels Wünschen entsprach. Fanny Daxenbichler hatte trotz ihrer öffentlichen Passivität – sie verfasste keine Artikel in den monistischen Zeitschriften – ein großes Interesse am DMB.

#### 3.1.2.1 »Frauen begreifen [...] mit dem Herzen<sup>14</sup> – ein traditionelles bürgerliches Rollenbild

Fanny Daxenbichler äußerte sich während ihrer fünfzehnjährigen Korrespondenz mit Haeckel nie ausführlich über ihre Vorstellungen zur Rolle der Frauen in der Gesellschaft. Daraus lässt sich schließen, dass sie sich nicht sonderlich für Frauen betreffende Themen einsetzte oder sich mit diesen beschäftigte. Doch war sie deshalb nicht emanzipiert? Sie war eine Monistin.<sup>15</sup> Sie verachtete alte religiöse Denkmuster.<sup>16</sup> Trotzdem hielt sie an traditionellen geschlechtlich bedingten Charakterzuschreibungen fest. Sie unterstützte die hergebrachten Rollenzuschreibungen indirekt, indem sie die Benachteiligung von Frauen nicht ansprach. Das offenbar bei ihrer Verehrung für Haeckel und dessen Monismus, dass sie und der Monismus zwar Interesse an weltanschaulichen Reformen, je-

14 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04124 vom 14. Februar 1910.

15 Vgl. zum Nachweis Daxenbichlers monistischer Weltanschauung Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04134 vom 4. Oktober 1911. Daxenbichler beschreibt in allen ihren Briefen ihre Anhängerschaft zum Haeckelschen Monismus und nennt als Grund für ihre Weltsicht Haeckels *Welträtsel*, die »aus dem Paulus ein[en] Saulus« (Ebd.) gemacht habe. Mit dieser Metapher referiert sie auf das religiöse Erweckungserlebnis, dass der biblische Saulus in Damaskus bei der Erscheinung Jesu vor ihm erlebte und das ihn zum Anhänger Jesu Lehre werden ließ. (Vgl. Elberfelder Bibel, Apg 9,1-19.) So sei es für Daxenbichler auch ein Erweckungserlebnis gewesen, Haeckels Schriften zu lesen, das sie zur Konversion zum Monismus veranlasste.

16 Vgl. zu Daxenbichlers Verachtung der alten traditionellen und religiös begründeten Weltanschauung Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04128 vom 14. Februar 1911. In diesem Brief identifiziert Daxenbichler den religiösen Keplerbund als ideologischen Feind des Monismus und zeigt sich enttäuscht von denjenigen Mitgliedern des DMB, die den antimonistischen Anfeindungen des protestantischen Vereins nicht vehement öffentlich entgegenstanden.

doch nicht an geschlechtlicher Gleichberechtigung hatten. Der Monismus trieb die Verwerfung dualistischer Geschlechterrollen nicht voran. So schreibt sie in einem Brief an Ernst Haeckel »Wir Frauen begreifen so Manches besser mit dem Herzen.«<sup>17</sup> Diese Aussage offenbart ihr dualistisches Geschlechterbild, da Daxenbichler hier die Charaktereigenschaften der Frauen von jenen der Männer abgrenzt. Sie gibt keine Begründung für ihre Einschätzung, doch auf Grund ihrer monistischen Weltanschauung ist zu vermuten, dass ihre Geschlechtervorstellungen mit der monistischen dualistischen Geschlechtereinteilung in Einklang standen und sie sie mit dieser begründete. Haeckels Antwort schreiben stützen diese Einschätzung. Denn auch er sprach die Frauenfragen der Zeit Daxenbichler gegenüber nicht an. Haeckel und mit ihm Daxenbichler hielten an den bürgerlichen Geschlechterzuschreibungen fest.

### 3.1.2.2 Interesse am Bund, aber kaum Engagement

Im DMB selbst hatte Daxenbichler wie auch schon in den monistischen Zeitschriften ebenfalls keine öffentlichkeitswirksame Aufgabe. Ihre Vereinsarbeit beschränkte sich größtenteils auf die persönliche Vernetzung mit Ernst Haeckel und den Salzburger MonistInnen in ihrer regionalen Reichweite. Sie besuchte und verehrte Haeckel persönlich, doch war sie nicht im Verein selbst aktiv. Schmidt stand mit Fanny Daxenbichler in einem sporadischen Briefaustausch und auch in einem, wenn auch sehr unregelmäßigen, persönlichen Austausch. Das belegen Daxenbichlers Briefe an Haeckel, in denen sie sich oft bei Haeckel für die sehr spät oder gar nicht ankommenden Antworten Schmidts auf ihre Briefe beschwert.<sup>18</sup> Schmidt wählte Daxenbichler also vermutlich als Autorin für seinen Dankesband an Haeckel aus, da er sie persönlich kannte und um ihre persönliche Beziehung mit Haeckel wusste.

Auch anhand der Briefe Daxenbichlers an Haeckel lässt sich Daxenbichlers Rolle im DMB nachzeichnen. Die Autorin hatte bereits seit ihrer 1904 erfolgten brieflichen Kontaktaufnahme mit Haeckel Interesse an dessen monistischer publizistischer Tätigkeit

17 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04124 vom 14. Februar 1910.

18 »[A]lein Hr. Dr. Schmidt war leider so ungalant meine darauf bezügliche Anfrage nicht zu beantworten.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04120 vom 14. Februar 1908.) »Dr. H. Schmidt ist ganz verschollen« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04123 vom 14. Februar 1909.) »Dr. Schmidt gibt mir auf Anfragen meist keine Antwort, das kränkt mich so, dass ich schon gar nicht mehr fragen will.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04133 vom 17. September 1911.) Mit dem Satz an Haeckel »Sollten Sie einmal Dr. Schmidt sehen, so sagen Sie ihm: ›Geduld bringt Rosen, aber nicht das, was er in Jena versprochen hatte.‹« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04134 vom 4. Oktober 1911.) drückt Daxenbichler ihre Enttäuschung darüber aus, dass Schmidt ihr nicht wie in Jena versprochen Nachricht über Haeckels Gesundheitsbefinden erteile. So schreibt sie als abschließende Beurteilung über Schmidt in einem Brief an Haeckel: »Dr. Schmidt, der mir früher manchmal schrieb, hat seit Jahr und Tag nicht mehr von sich hören lassen und mir auf 2 Briefe nicht mehr geantwortet, und so kommt es, dass ich auch gar nichts mehr über Sie erfahre. Dr. Schmidt ist ein gescheiter, lieber und interessanter, aber auch sehr eigentümlicher Mensch, der mit gewöhnlichem Masse wohl nicht gemessen werden darf.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04141 vom 14. Februar 1915.)

und schloss sich in ihrem Brief mit der Bitte um Aufnahme dem Monistenbund an.<sup>19</sup> Bereits in diesem Brief schreibt Daxenbichler jedoch auch, dass sie nicht über große finanzielle Mittel verfüge und deshalb dem Bund nur mit einem Jahresbeitrag dienen könne. Eineinhalb Monate später war sie bereits als Mitglied mit der Nummer 307 in den DMB aufgenommen worden.<sup>20</sup> Im Anschluss an ihre Aufnahme warb Daxenbichler sogar selbst in ihrem Umfeld um Mitglieder für den Monistenbund.<sup>21</sup> Dabei war sie jedoch laut eigenen Angaben nur mäßig erfolgreich. Diese Selbstdarstellung passt zu der Einschätzung ihrer im Vergleich zu großen Figuren des Bunds wie Haeckel, Ostwald oder Schmidt geringen sozialen Reichweite. Trotz ihrer wirtschaftlichen Einschränkungen und ihrer Verpflichtungen ihren Kindern gegenüber spendete sie jedoch auch abgesehen vom Jahresbeitrag kleinere Summen an den Bund, sofern es besondere Anlässe gab.<sup>22</sup>

Daxenbichler beschäftigte sich mit Nachrichten über den DMB und war auch Zuhörerin zahlreicher anderer monistischer Vorträge und zumindest Mitglied einer weiteren regionalen monistischen Gemeinschaft.<sup>23</sup> Doch sie blieb dabei passiv und organisierte selbst keine öffentlichen Vorträge oder trat gar selbst als monistische Rednerin auf.

### 3.1.2.3 Eine treue Haeckelanhängerin und Monistin

Ihr Hauptinteresse galt dem DMB, nicht zuletzt, weil Haeckel selbst ihn gegründet hatte. So war sie auch besonders an der Vereinspolitik des Bunds interessiert. Zu dieser diskutierte sie im Briefwechsel sehr viel mit Haeckel und ergriff stets Position für ihn, sofern er sich in einem Konflikt mit anderen Vereinsmitgliedern befand. Fanny Daxenbichler war in jedem thematischen Brief vorbehaltlos auf Ernst Haeckels Seite und seiner Meinung beziehungsweise trat nie offen für eine oppositionelle Meinung ein, wenn sie Austritte oder Machtkämpfe im Bund thematisierte. So schätzt sie die Konflikte im Monistenbund

19 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04116 vom 26. Februar 1906.

20 »Herr Dr. H. Schmidt hat mich bereits in den Deutschen Monistenbund aufgenommen, als Mitglied No 307.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04117 vom 12. April 1906.)

21 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04118 vom 14. Februar 1907.

22 So erwähnt Daxenbichler ihre Spende an Haeckel für dessen Anstrengungen zum Bau eines biologischen Museums in Jena. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04119 vom 16. Mai 1907.)

23 Zu den Vorträgen vgl. ihren Besuch der Vorträge Forels, der ebenfalls Monist war. (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04117 vom 12. April 1906.) Vgl. außerdem ihren Besuch von Hochschulkursen. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04127 vom 29. September 1910.) Vgl. zur regionalen monistischen Haeckelgemeinde Daxenbichlers Aussage vor deren Eintritt in den Monistenbund: »Unserer Haeckelgemeinde, deren Mitglied ich zwar bin, ist nicht nach meinem Sinne, sie ist mehr ein sozial-demokratischer[sic!] Freidenkerverein.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04116 vom 26. Februar 1906.) In dieser Aussage wird außerdem deutlich, dass die Briefautorin sich von ihrer Haeckelgemeinde nicht nur einen politischen Austausch, sondern auch einen ausgeprägteren Haeckelkult und einen stärkeren Fokus auf Haeckels Monismus wünschte.

nach dem Ersten Weltkrieg in ihrem letzten Brief an Haeckel vor dessen Tod folgendermaßen ein: »Der Monistenbund bietet auch gerade keinen erfreulichen Zustand. Das ewige Gezänke ob Religion oder nicht Religion scheint mir so überflüssig als möglich, es gibt jetzt wohl andere, wichtigere Fragen.«<sup>24</sup> Ein zentraler Konflikt im Monistenbund war tatsächlich die Frage nach dem Religionscharakter des Monismus, den Haeckel bejahte. Neben diesem ideologischen Konflikt ereigneten sich viele personelle Konflikte im Monistenbund, zu denen Daxenbichler sich in ihren Briefen an Haeckel äußerte. So bedauert sie in einem Brief den Austritt Breitenbachs aus dem DMB und vor allem, dass er einen monistischen Zweigverein gründete, der aus ihrer Sicht zur Spaltung und somit zur Schwächung der monistischen Idee führe.<sup>25</sup> Aus dieser Ablehnung heraus bedauert Daxenbichler auch das Verhalten der Mitglieder von Breitenbachs neuem Monistenbund. Diese hetzten gegen den alten Monistenbund und kritisierten sogar die von Daxenbichler sehr bewunderten Sonntagspredigten Wilhelm Ostwalds.<sup>26</sup> Ostwald war der Vorsitzende des DMB und eine führende Figur im Verein und Haeckel unterstützte ihn in dieser Funktion. Neben Breitenbachs Austritt zeigte sich Daxenbichler auch traurig über Schmidts Austritt aus dem Bund und darüber, dass die Ortsgruppen Haeckel nach dessen Eintritt in den Ruhestand teilweise aus dem Bund verdrängten. Doch ihrer Meinung nach reagierte Schmidt besser als Breitenbach, da er keinen Zweigverein gründete und weiterhin im Namen des Monismus und im Sinne des von Haeckel gegründeten DMB Vorträge hielt.<sup>27</sup> Aus diesen Beurteilungen lässt sich schließen, dass Daxenbichler in allen Konflikten innerhalb des Monistenbunds weiter an dessen Legitimität festhielt und ihn unterstützte. Dies tat sie, da er für sie mehr Legitimität hatte als neugegründete dem Monismus verpflichtete Vereine wie Breitenbachs Verein. Sie sah den von Ernst Haeckel gegründeten Monistenbund als einenden Urverein für den philosophischen Monismus. Diese Einschätzung lässt sich mit ihrer Verehrung für Ernst Haeckel begründen. Ein zweiter Grund für ihre Treue dem DMB gegenüber ist ihr Streben nach Einheit auf institutioneller Ebene mit dem Ziel, die monistische Idee zu stärken. Bezuglich der Personalpolitik schreibt Daxenbichler über einen weiteren Punkt, der ihre Loyalität Haeckel

24 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04147 vom 14. Februar 1919. In diesem Punkt lehnt Daxenbichler in ihrem Brief zwar jeden »äußerliche[n] Kultus« (Ebd.) ab, doch tut sie dies angesichts der Kriegsniederlage Deutschlands zur temporären Beruhigung der Konflikte innerhalb des Vereins und nicht als Opposition zu Haeckel. (Vgl. ebd.)

25 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04128 vom 14. Februar 1911. Breitenbach sei auf Grund der mangelnden Unterstützung im Monistenbund zur Verteidigung Haeckels gegenüber dem Keplerbund sehr empört gewesen und habe sich zum Austritt aus dem Verein und zur Zweiggründung veranlasst gesehen. (Vgl. ebd.)

26 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04134 vom 4. Oktober 1911.

27 Vgl. zu Schmidts Verdrängung aus dem Monistenbund und zu dessen Reaktion Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04138 vom 14. Februar 1913. »Der ewige Zank und Hader, die ewige Hetze aus den eigenen Reihen der Monisten, könnte einem beinahe die Zugehörigkeit verleiden. Dr. Breitenbach sollte sich ein Beispiel an der Noblesse des Dr. Schmidt nehmen, der auch in kränkender Weise verdrängt wurde, aber nie auch nur mit einem Wort gegen den Bund auftrat, sondern sich im Gegenteil durch seine Vortragstätigkeit in den Dienst des Bundes stellte. Menschen werden stets irren und fehlen, aber die Sache wird dadurch nicht schlechter.« (Ebd.)

gegenüber offenbart. Sie kritisiert die Entscheidung, den Vorsitz des von Haeckel initiierten phyletischen Museums in Jena an die Lehrstuhlinhaber an der Universität zu binden.<sup>28</sup> Als das Museum eröffnete, war Haeckel bereits emeritierter Professor der Universität Jena, wo er Biologie lehrte. Daxenbichler empfindet es als anstößig, anstatt Haeckel nun dem neuen Museumsdirektor bei der Eröffnung gratulieren zu müssen, sodass sie lieber gar nicht zu Eröffnung gratuliere. Denn die Arbeit zum Aufbau und zur Eröffnung des Museums sei durch Haeckel erfolgt.

Auch gegen Kritik an Haeckel außerhalb des Monistenbunds verteidigte Daxenbichler Haeckel. Sie lobt Breitenbachs monistische *Neue Weltanschauung*, in welcher Breitenbach Haeckel gegen den »famose[n] Keplerbund«<sup>29</sup> verteidigte, der »sein vorlautes Unwesen«<sup>30</sup> treibe. So kann sie es auch nicht nachvollziehen, dass der Monistenbund eben diese Zeitschrift boykottiere.<sup>31</sup> Persönliche Loyalität in der ideologischen Sache stand für Daxenbichler also über den personellen innervereinlichen Diskussionen und Austritten, wenn es um den Kampf gegen den ideologischen christlich-protestantischen Gegner ging.<sup>32</sup> So sieht sie es auch als bedauerlich an, dass Vielhaber und Horneffer als führende Personen im DMB Haeckel nach anhaltenden Angriffen durch den Keplerbund nicht ausreichend öffentlich verteidigten.<sup>33</sup>

Neben ihrem Interesse für personelle Fragen und für die Verteidigung gegen den Keplerbund interessierte sich Daxenbichler in ihren Briefen außerdem für die Verbreitung des Monistenbunds und dessen Ideen. Sie freute sich über die gestiegene Öffentlichkeitswirksamkeit des Bunds und tat Haeckel ihre Einschätzungen zur Mitgliederwerbung in ihrer Stadt kund. Auch wenn sie für Salzburg die Einschätzung hat, dass die einflussreichen Personen mit größeren finanziellen Mitteln eher die katholische Universität und den katholischen Piusverein unterstützen und nicht für die monistische Idee offen seien,<sup>34</sup> so kommt sie 1914 doch zu dem Schluss, dass der DMB in der aktuellen Presse bedeutsam geworden sei und somit eine gesellschaftliche Relevanz habe.<sup>35</sup>

Bei all ihrer Passivität sind jedoch die Netzwerkanfragen Haeckels und Schmidts an Daxenbichler nicht zu ignorieren. Auch wenn sie in ihren Briefen nicht ausführlich auf

28 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04137 vom 19. Mai 1912.

29 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04123 vom 14. Februar 1909.

30 Ebd.

31 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04124 vom 14. Februar 1910.

32 Sie schreibt im Zusammenhang mit Breitenbachs Zweiggründung den bedeutenden Grundsatzsatz: »Die grosse[!] Idee muss immer im Vordergrunde stehen und alles Persönliche in den Hintergrund treten.« (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04128 vom 14. Februar 1911.) Diese Aussage lässt sich besonders auf den Zusammenhalt gegen ideologische GegnerInnen des Monismus anwenden.

33 Vgl. ebd.

34 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04121 vom 28. Februar 1908.

35 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04139 vom 14. Februar 1914.

diese eingeht, so berichtet sie dennoch schriftlich immer wieder von der Salzburger Monistengruppe und wird sich höchstwahrscheinlich sehr über die Rolle als Verbindungs-frau zwischen dem DMB und der regionalen Salzburger Ortsgruppe des Monistenbunds gefreut haben, die ihr zwei führende Monisten zuschrieben. So fragt Haeckel sie beispielsweise in einem Brief, ob sie einen Salzburger Mäzen kenne, der gerne für den Monistenbund spenden würde.<sup>36</sup> Auch Schmidt setzte für seine Informationen zum Salzburger Monismus laut eigenen Angaben auf Daxenbichlers Berichte.<sup>37</sup> Schmidt fragt sie in seinem Brief als Beraterin in Fragen der Salzburger Monistengruppe an. Sie kenne die örtlichen Verhältnisse am besten und könne Schmidt deshalb geeignete Methoden nennen, die Ortsgruppe in seinem Sinne zu verändern. Schmidt bittet sie in seinem Brief um fortwährende Berichterstattung. Und Breitenbach bittet sie in einem Brief um Hilfe bei der Verbreitung seines neuen monistischen Bunds, den er nach seinem Austritt aus dem DMB gründete.<sup>38</sup> Doch trotz der augenscheinlich wichtigen Rolle, die die genannten Monisten Daxenbichler zuschrieben, sprechen sie sie in den Briefen doch immer nur als vertrauensvolle Berichterstatterin an – als vertrauensvoll, doch nicht als verantwortungsvoll für den Bund. Sie verblieb in der Rolle der Beobachterin und erhielt keine verantwortungsvolle Aufgabe für den Bund. Denn die Berichte aus Salzburg waren sicherlich hilfreich, doch nicht existenziell für den DMB, zumal sich die Vereinspolitik in den deutschen Großstädten mit zahlenmäßig großen Ortsgruppen abspielte, wie der Konflikt um Breitenbach zeigt. In Berlin, München, Hamburg und wegen Haeckels Einfluss im Verein auch in Jena wurden die Entscheidungen getroffen, nicht im fernen Salzburg. Nun kann argumentiert werden, dass Daxenbichler durch ihre Einflussnahme auf führende Monisten wie Schmidt, Breitenbach und nicht zuletzt Haeckel durchaus eine Machtposition im Bund hatte, was auch stimmt. Indirekte Macht war sicherlich eine übliche Einflussstrategie von Frauen und konnte erfolgreicher sein als das Streben nach Ämtern.<sup>39</sup> Dennoch ist dabei anzumerken, dass erstens keine Entscheidung der genannten Monisten in der Vereinspolitik klar belegbar auf Daxenbichlers Berichte zurückzuführen ist. Zweitens berichtete sie aus der Peripherie und verhalf ihrer monistischen Ortsgruppe

---

36 Vgl. Österreichische Nationalbibliothek, Brief von Ernst Haeckel an Fanny Daxenbichler, Brief 384/44-6 vom 22. Februar 1908.

37 Vgl. hierzu und zum Folgenden Österreichische Nationalbibliothek, Brief von Heinrich Schmidt an Fanny Daxenbichler, Brief 384/47-6 vom 24. Oktober 1906.

38 Vgl. Österreichische Nationalbibliothek, Brief von Wilhelm Breitenbach an Fanny Daxenbichler, Beilage zu Brief 384/47 vom 26. Januar 1910.

39 Claudia Honegger und Bettina Heintz vertreten in ihrem Sammelband von 1981 bereits die These, dass weibliche Emanzipation schon im 19. Jahrhundert auf individueller Ebene stattfand, was bisher dahin in der Forschung noch nicht viel Beachtung gefunden habe. (Vgl. Honegger, Claudia/ Heintz, Bettina, Zum Strukturwandel weiblicher Widerstandsformen im 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1981, S. 9.) Sie sammeln in ihrem Sammelband Aufsätze, die weibliche emanzipative Handlungsmuster in Amerika, Großbritannien und Frankreich besprechen und zeigen somit »den Wandel weiblicher Handlungspotentiale[sic!] und Widerstandsformen im 19. Jahrhundert« (Ebd., S. 10.) auf. Die Aufsätze zeigen auf, wie die Frauen ihre Handlungsspielräume nicht über politische Rechte, sondern über indirekte Einflussnahme auf Männer und die Gesellschaft im sozialen, wirtschaftlichen und sittlichen Bereich privat und öffentlich ausweiteten. Die Arbeit tut dies für Deutschland und knüpft somit an Honeggers Forschung an.

nicht zu vereinsinterner großer Bedeutung, was ebenfalls gegen eine bedeutende Rolle Daxenbichlers im Bund spricht. Nun nahm sie unter den Salzburger Monisten aber auch keine herausragende Rolle ein. Fakt ist, dass sie im Verein nur eine untergeordnete Rolle hatte und trotz ihrer Korrespondenz mit monistischer Berichterstattung an die Führungsriege keine Entscheidungsposition im Bund erhielt. Das mag an ihrer eigenen Passivität, mangelndem autoritativem Ehrgeiz, der vergleichsweisen Unbedeutsamkeit ihrer Ortsgruppe und ihres Geschlechts gelegen haben. Dieses spekulative Motivgerüst wird zusammengewirkt haben. Zumindest hatte sie genug Kontakten zu bedeutenden monistischen Entscheidungsträgern, auch wenn Breitenbach sich vom DMB abspaltete und die Ortsgruppen im Vergleich zur Gründungsgruppe um Haeckel zunehmend an Einfluss im Verein gewannen. Daxenbichlers Emanzipation auf institutioneller Ebene war somit ambivalent. Auf individueller Ebene emanzipierte sie sich jedoch durchaus.

Daxenbichlers Fokussierung auf Haeckels Meinung spiegelt sich nicht nur in ihrem Umgang mit Vereinsfragen wider, sondern drückt sich auch im fachlichen Austausch in ihrer Korrespondenz mit Haeckel und der daraus sich offenbarenden Beziehung zu ihrem Idol Haeckel aus. Trotz ihrer – im Vergleich zu Männern im Bund – Passivität in Fragen der Vereinsarbeit stand Daxenbichler in regem Austausch mit Haeckel. Sie forderte den intellektuellen Austausch und somit Bildung von ihm ein. Sie schrieb ihm seit 1904 jährlich zu seinem Geburtstag Briefe und antwortete oft auf seine im Anschluss erhaltenen Antwortschreiben. Somit ist eine größtenteils aus Briefen bestehende Korrespondenz mit durchschnittlich drei Briefen Daxenbichlers an Haeckel pro Jahr erhalten. Aus dieser geht hervor, dass Haeckels Schriften und seine Meinung im Allgemeinen für Daxenbichler die ideologische Richtschnur ihres Lebens waren. Sie drückt in ihren Briefen eine tiefe Verehrung für Haeckel aus und sah ihn als ihren Lehrer und als ihr ideologisches, aber auch menschliches Idol an. Hier soll die ›Verehrerin-Idol-Beziehung‹ Daxenbichlers und Haeckels genauer beleuchtet werden, so wie Fanny Daxenbichler sie in ihren Briefen kommunizierte. So kann die Motivation der Schriftstellerin ermittelt werden, dem Bund beizutreten.

Daxenbichler offenbarte in ihren Briefen ihre Bewunderung für Haeckels monistisches Werk. Sie lobte seine Philosophie als Türöffner für weltanschauliche Fragen für sie. In ihrem ersten Brief wendet sie sich mit der Bitte um die »Bekanntgabe einer passenden Zeitschrift im Sinne der Entwicklungslehre«<sup>40</sup> an Haeckel. Sie hat bereits Haeckels bekannteste Schriften wie *Die Welträtsel* gelesen und möchte von ihm weitere ideologische Anhaltspunkte erhalten, denen sie bereits vorab Glauben schenkt, weil sie Haeckels Gedanken zur Evolutionstheorie und dessen sich daraus ableitender Kulturtheorie bereits zustimme. Ihr Studium der Haeckelschen Werke bestätigt Daxenbichler in ihrem zweiten Brief. In diesem gibt sie zu, von diesen Werken so stark beeinflusst worden zu sein, dass sie »nun auch Anderes mehr fachmännisch Geschriebenes lesen kann«<sup>41</sup>. Diese Aussage zeigt, dass sie laut eigener Angabe durch die Lektüre von Haeckels Büchern einerseits das Lesen und Verstehen philosophischer und naturwissenschaftlicher Texte

40 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04111 vom 17. Oktober 1904.

41 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04112 vom 14. Februar 1905.

erlernt hat, andererseits jedoch auch von Haeckels Texten beeinflusst war und diese stets als Maßstab für andere Texte heranzog. In einem Fazit nach zehn Jahren Welträtselküte kommt sie zu dem Schluss, dass dieses Werk für sie die »Pforte zur Freiheit«<sup>42</sup> gewesen sei. Damit meint sie die weltanschauliche Freiheit von religiösen und traditionellen Ideologien und die Hinwendung zu aus ihrer Sicht biologisch bewiesenen kulturtheoretischen Theorien des Haeckelschen Monismus. Ihre Bitte um weitere Literaturempfehlungen wiederholt Daxenbichler oftmals.<sup>43</sup> Sie ist zuweilen der einzige Grund für ihre Briefe. Doch das passive Bild der kritiklos aufnehmenden Leserin ist ein Trugschluss. Daxenbichler äußerte auch viel Kritik an naturphilosophischen Schriften. Diese Kritik richtete sich jedoch nie gegen Haeckel selbst. So lobt sie Werke anderer Autoren entweder als »mustergültige Werke«<sup>44</sup> oder kritisiert deren Schreibstil.<sup>45</sup> Auf diese Weise versuchte sie, indirekt Einfluss auf Haeckel zu nehmen: Indem sie andere Autoren kritisierte oder lobte, versicherte sie Haeckel einerseits ihre philosophische Treue und konnte ihn andererseits beeinflussen. Doch wenngleich sie einige von Haeckels Lektürevorschlägen kritisierte, so kritisierte sie nie ein Werk aus Haeckels Feder. Daxenbichler scheute sich auch nicht vor Grundsatzdiskussionen mit Haeckel, solange sie dabei Haeckels Standpunkt einnahm. Als Monist wird er die kritische Haltung einiger Biologen gegenüber seinen naturphilosophischen Schlussfolgerungen der Evolutionstheorie für den Monismus mit Sorge verfolgt haben. Daxenbichler schreibt: »Müssen wir wirklich die herzlichen Errungenschaften der letzten 60 Jahre wieder verlieren?«<sup>46</sup> Sie war als Monistin und als Haeckelanhängerin auf der Seite des Monismus und wollte diesen verbreiten statt ihn geschwächt zu sehen. Nach zehn Jahren Haeckelanhängerschaft und der Lektüre zahlreicher unterschiedlicher philosophischer und naturwissenschaftlicher Werke kommt Daxenbichler 1910 schließlich zu dem Schluss: »Unser Haeckel hat doch Recht!«<sup>47</sup> Diese Zusammenfassung bringt ihre grundsätzliche Meinung auf den Punkt. Neben dem fachlichen Austausch tauschte sie sich während des Ersten Weltkriegs auch über die tagesaktuelle Politik und deren Bedeutung für die Verbreitung des Monismus mit Haeckel aus. Auch in diesem Zusammenhang lobt sie Haeckels Standpunkt und sein nationalistisches Anklagen der »Blutschuld«<sup>48</sup> Englands. Auch für sie sei der Krieg eine Gefahr für

42 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04126 vom 28. August 1910.

43 Vgl. zum Beispiel Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04113 vom 7. Oktober 1905. In diesem Brief spezifiziert sie die Werke Haeckels, die sie gelesen habe. Dabei seien *Die Welträtsel*, *Die Lebenswunder* und *Die Schöpfungsgeschichte* gewesen. (Vgl. ebd.)

44 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04114 vom 14. Oktober 1905.

45 Vgl. ebd.

46 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04119 vom 16. Mai 1907.

47 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04126 vom 28. August 1910.

48 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04141 vom 14. Februar 1915. Daxenbichler referiert hier auf einen Artikel Haeckels im Jenaer Volksblatt vom 14. August 1914. Haeckel spricht in diesem Zeitungsartikel England den Großteil der Verantwortung am Weltkrieg und an den Toten in diesem zu, da es nur auf einen Anlass gewartet habe, den Krieg zu beginnen. (Vgl. Haeckel, Ernst, Englands Blutschuld am Weltkriege, in: Jenaer Volksblatt. Organ

die Kultur und deshalb auch für den Monismus, der eine Höherentwicklung der Kultur anstrebt.<sup>49</sup> Doch neben dem politischen Austausch und der Kritik an den Kriegsgegnern blieb auch der intellektuelle Austausch zwischen ihr und Haeckel während des Kriegs bestehen und Haeckel schickte ihr weiterhin kleine Schriften zu.<sup>50</sup>

### 3.1.2.4 Haeckel als »Lehrer, Führer und Tröster«<sup>51</sup>

Neben der Bitte um Literaturempfehlungen und um ideologische Leitung ist der weitere Hauptgrund für Daxenbichlers Briefe an Haeckel die Pflege der persönlichen Beziehungsebene in Form von Fragen nach seinem Befinden. Das problematische Verhältnis der Briefautorin zu Haeckels Sekretär Schmidt ist bereits thematisiert worden. Von Schmidt erhielt sie nur selten Antworten auf ihre Nachfragen nach Haeckels Gesundheitszustand. Daxenbichler erkundigte sich jedoch auch bei Haeckel selbst stets nach dessen Befinden. Sie versuchte, die persönliche Beziehung zu ihrem weltanschaulichen Lehrer aufrecht zu erhalten. So war sie stets über die Presse über Haeckel informiert und schrieb ihm zum Beispiel nach seinem schweren Sturz im Mai 1911, um ihm ihr Mitgefühl auszudrücken.<sup>52</sup> Sie besuchte Haeckel sogar einmal in seinem Haus in Jena und weitere Besuche waren geplant, wurden jedoch auf Grund fehlender Gelegenheiten, fehlender finanzieller Mittel für die Fahrt auf Daxenbichlers Seite und auf Grund des Kriegsausbruchs verhindert.<sup>53</sup> Auch über familiäre Krankheitsfälle unterrichtete die Briefautorin ihr monistisches Vorbild. So schrieb sie ihm von dem schlechten Gesundheitszustand ihres Ehemanns.<sup>54</sup>

---

der Fortschrittlichen Volkspartei des 3. Weimarschen Reichstagswahlkreises 25 (1914), Heft 189, 14. August 1914, Zweite Ausgabe, Verlag von Bernhard Bopelius: Jena 1914, S. 1f.)

- 49 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04141 vom 14. Februar 1915. In einem späteren Brief schreibt sie dementsprechend angesichts der Negativschlagzeilen der Kriegsgegner über Deutschland: »Wo ist unsere Hoffnung auf Höherzüchtung der Menschheit?« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04143 vom 28. Februar 1916.) Sie ist enttäuscht von den ihrer Meinung nach ebenfalls kulturell hochentwickelten europäischen Kriegsgegnern, die gegen die deutsche Kulturnation Krieg führten und diese auch noch schlecht darstellten.
- 50 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04144 vom 26. Oktober 1916.
- 51 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04112 vom 14. Februar 1905.
- 52 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04131 vom 17. Mai 1911.
- 53 Vgl. zum Besuch Daxenbichlers bei Haeckel Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04130 vom 19. März 1911 und vgl. zu ihren Besuchsverschiebungen aus finanziellen Gründen Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04140 vom 20. April 1914. Auch Haeckel versuchte spontan, Daxenbichler zu besuchen, doch war sie zu diesem Zeitpunkt nicht in Salzburg anwesend. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04126 vom 28. August 1910.)
- 54 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04146 vom 14. Februar 1918. Ihr Mann habe einen leichten Schlaganfall erlitten und erlitt danach einen zweiten Schlaganfall, wie sie in ihrem nächsten Brief schreibt. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04147 vom 14. Februar 1919.)

Die persönliche Beziehung war für sie neben der fachlichen Verehrung immer Thema in ihren Briefen. Doch ist diese stark geprägt von ihrem Bild von Haeckel als ihrem Führer in monistischen Angelegenheiten. Hinzu kommt eine religiöse Komponente, die Haeckel als Propheten der monistischen Weltanschauung sieht und somit noch mehr Grund zu seiner Verehrung gibt. So nennt sie den geplanten zweiten Besuch bei Haeckel auch nicht nur einen einfachen Besuch, sondern eine »Pilgerfahrt«<sup>55</sup>. Diese Bezeichnung offenbart die religiöse Komponente in Daxenbichlers Verehrung für Haeckel. Weiteren Aufschluss über diesen Zusammenhang von persönlicher Beziehung und ideologischer Verehrung geben die Anreden, mit denen die Autorin Haeckel in ihren Briefen anspricht. Schon zu Beginn ihrer Korrespondenz stellt Daxenbichler in ihrem ersten Brief an Haeckel ihre Beziehung zu ihm klar, indem sie Haeckel als ihren »Meister«<sup>56</sup> bezeichnet und sich selbst eine Laiin in monistischen Themen nennt, weshalb sie ihn auch um Zeitschriftenvorschläge zur Entwicklungslehre bittet.<sup>57</sup> Nicht ganz ein halbes Jahr später spricht sie Haeckel in ihrem zweiten Brief bereits als »Lehrer, Führer und Tröster«<sup>58</sup> an, der ihr auf ihrer Suche nach der richtigen Weltanschauung in der Fülle an religiösen und naturwissenschaftlichen Schriften die richtige Ansicht offenbart habe.<sup>59</sup> Die Anrede Meister behält die Autorin der Briefe in ihren 15 Korrespondenzjahren in der Begrüßungsformel bei. Sie tauscht sie des Öfteren lediglich mit der ebenfalls viel von ihr verwendeten Berufsbezeichnung »Professor« aus. Diese beiden Anreden betonen Haeckels intellektuelles Prestige und auch seine Überlegenheit über seine Schülerin und Verehrerin Fanny Daxenbichler. Mit den genannten Anreden kommunizierte Daxenbichler sprachlich folglich sowohl eine Hierarchie und offenbarte auch eine religiöse Ebene in Haeckels Bedeutung für sich. Die Wörter Laiin und Tröster weisen beide einen religiösen Bezug auf. So meint Laiin nicht nur die Unwissende in allgemeinen Dingen, sondern auch in religiösen Fragen im Speziellen.<sup>60</sup> Und der Tröster weist Parallelen zum biblischen Bild für dem Heiligen Geist auf.<sup>61</sup> Mit der Bezeichnung Haeckels als Tröster drückt Daxenbichler laut dieser Interpretation aus, dass er ihr religiöse Erkenntnis verschaffte. Dies tat er durch seine naturphilosophischen Werke. Die religiöse Bildsprache führte die Autorin auch in weiteren Briefen fort. So verweile sie bei der Lektüre eines Briefwechsels Haeckels mit dem Religionskritiker Konrad Deubler oft in langer und stiller »Andacht«<sup>62</sup>. Sie zitiert sogar Konrad Deubler mit seinem Satz »Was dem Katholiken seine Heiligen, das sind

55 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04139 vom 14. Februar 1914.

56 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04111 vom 17. Oktober 1904.

57 Vgl. ebd.

58 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04112 vom 14. Februar 1905.

59 Vgl. ebd.

60 Vgl. zur Bedeutung des Wortes dessen Dudeneintrag o. A., Art. Laiin, in: Onlineduden, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Laiin> [zuletzt aufgerufen: 22.08.2021].

61 Vgl. zur Nennung des Heiligen Geists als Beistand und Tröster von griech. »parakletos« Elberfelder Bibel, Joh 14,26 und vgl. zur Nennung Jesu mit diesem Begriff Elberfelder Bibel, 1Joh 2.

62 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04113 vom 7. Oktober 1905.

Sie mir.«<sup>63</sup> Deubler bezog diesen Satz auf Haeckel und dasselbe tut auch Daxenbichler in ihrem Brief. Haeckels Rat bedeute ihr mehr als jener jedes anderen Menschen.<sup>64</sup> Auch hier überhöht sie Haeckel als religiös-weltanschaulichen Übermenschen.<sup>65</sup> Sie nennt ihn zwar niemals Gott doch bezeichnet sie ihn tatsächlich explizit als Propheten.<sup>66</sup> Ange-sichts seiner großen Bedeutung für sie sei sie ihm »Verehrung und Dankbarkeit«<sup>67</sup> schuldig. Dankbarkeit und Verehrung betonte sie in jeder Schlussformel.<sup>68</sup> Noch expliziter in ihrer religiösen Bildwelt wird Daxenbichler, als sie Haeckel einen »Erlöser«<sup>69</sup> für die Menschen nennt, die wie sie durch seine Schriften zum Monismus fanden.<sup>70</sup> Dabei gibt sie jedoch nicht zu, ihn im religiösen Sinne wie einen Gott zu verehren. Sie lehnt dies auch explizit ab und betont, Haeckel lediglich »menschliche Dankbarkeit«<sup>71</sup> erweisen zu wollen. Doch durch den Vergleich ihres Idols mit einem Erlöser im darauffolgenden Satz und durch ihre religiöse Sprache mit biblischen Bezügen sowie auf Grund ihrer bedingungslosen Verehrung Haeckels wird dieser areligiöse Anspruch konterkariert. Die Autorin macht sich somit selbst unglaublich, wenn sie sich in ihrem letzten Brief an Haeckel gegen eine religiöse Auffassung des Monismus als Kult ausspricht.<sup>72</sup> Freilich könnte man behaupten, dass die Beschäftigung mit religiösen Verweisen dem Charakter der auf Naturwissenschaften basierenden Protestweltanschauung des Monismus entspringe und dass diese deshalb noch lange kein Beweis für den Religionscharakter von Daxenbichlers Umgang mit Haeckel sei. Doch dieser Einschätzung widerspricht die Frequenz der religiösen Verweise, die Daxenbichler anführte. Diese finden sich in fast jedem Brief. Vor diesem Hintergrund ist die Interpretation als ehrlicher Ausdruck der Verehrung naheliegender. In ihre Verehrung mischte sich mit der Zeit auch eine freundschaftliche Grundhaltung. Daxenbichler nennt ihren ideologischen Lehrer sogar »Freund und

---

63 Ebd.

64 Vgl. ebd.

65 Mit dem Wort Übermensch ist hier keineswegs eine Referenz auf Friedrich Nietzsches philosophische Idee gemeint, sondern es ist die über das normale menschliche Maß gebührende Leitungsposition gemeint, die Haeckel für Daxenbichler einnimmt.

66 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04125 vom 20. Februar 1910. In diesem Brief nennt Daxenbichler Haeckel einen »Profeten[sic!]« (Ebd.) und einen »geistige[n] Wohltäter« (Ebd.) für viele seiner LeserInnen und AnhängerInnen.

67 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04120 vom 14. Februar 1908.

68 Beispiele für Schlussformeln in den Briefen Daxenbichlers an Haeckel sind: »In alter, aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit Ihre ergebene Fanny Daxenbichler.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04119 vom 16. Mai 1907.) und »In aufrichtiger Verehrung und Treue Ihre ergebenste F. Daxenbichler.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04126 vom 28. August 1910.)

69 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04120 vom 14. Februar 1908.

70 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

71 Ebd.

72 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04147 vom 14. Februar 1919. Sie schreibt, dass »wir nach äusserlichem[!] Kultus nicht das mindeste Verlangen fragen, ich wenigstens nicht.« (Ebd.) Damit meint Daxenbichler die Mitglieder des DMB.

Meister«<sup>73</sup>. In der die beiden verbindenden Freundschaft bleibt das hierarchische Verhältnis von Lehrer und Schülerin jedoch auch in den folgenden Briefen stets bestehen. Daxenbichler meint, sie habe sich die Freundschaft zu Haeckel mit ihrer jahrelangen treuen Anhängerschaft verdient.<sup>74</sup> Auch in den Briefen, in denen sie Haeckel als Freund bezeichnet, schreibt sie einige Zeilen später von ihren Plänen für eine »Pilgerfahrt«<sup>75</sup> zu ihm. Einem Freund stattet man einen Besuch ab. Zu einem persönlichen Messias und Propheten unternimmt man eine »Wallfahrt«<sup>76</sup>, wie Daxenbichler ihren Besuchsplan bei Haeckel auch nennt. Ihre Beziehung zu Haeckel war keineswegs einseitig. Zwar stellte er ihr Verhältnis nicht so hierarchisch als Meister-Schülerinnen-Verhältnis dar wie sie und nannte sie vielmehr »Freundin«<sup>77</sup>, doch befriedigte er ihr Bedürfnis nach Belehrung durch seine fortwährenden Buchempfehlungen.<sup>78</sup> Zudem trug er zu ihrem auf ihn bezogenen Personenkult bei, indem er ihr Berichte über seine Krankheiten, seine Familie, sein Jahresfazit und seine beruflichen Tätigkeiten gab.<sup>79</sup> Auch durch ihn wurde über den Inhalt der Briefe auf persönlicher und fachlicher Ebene die hierarchische Beziehung aufrechterhalten, zumal die Korrespondierenden sich nicht oft persönlich trafen.

Bevor Heinrich Schmidt in der Korrespondenz zu Daxenbichler schweigsam wurde, teilte auch er ihr in seinen Briefen etwas über seine eigene Reise- und Vortragstätigkeit mit.<sup>80</sup> Auch über die öffentlichen Reaktionen auf den DMB tauschte er sich mit ihr aus.<sup>81</sup> Ihre Verbindung zu Schmidt blieb jedoch oberflächlich und auf Haeckel bezogen. So galt er ihr als Verbindungsmann zu ihrem weltanschaulichen Idol und Führer. Dieses Verhältnis lässt sich nicht nur in ihren oben genannten Aussagen Haeckel gegenüber, sondern auch in Schmidts Briefen an sie nachvollziehen. Der Generalsekretär des DMB grüßte sie mehrmals von Haeckel und berichtete ihr von dessen Gesundheitszu-

---

73 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04126 vom 28. August 1910.

74 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04139 vom 14. Februar 1914. Auch in diesem Brief adressiert die Autorin Haeckel wieder nur in der Doppelbezeichnung »Lehrer und Freund« (Ebd.). Sie spricht ihn nicht nur als Freund allein an. Diese Ansprache bärge die Gefahr, die Hierarchieebene aus ihrer brieflichen Unterhaltung zu entfernen.

75 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04139 vom 14. Februar 1914.

76 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Fanny Daxenbichler an Ernst Haeckel, Brief 04140 vom 20. April 1914.

77 Österreichische Nationalbibliothek, Brief von Ernst Haeckel an Fanny Daxenbichler, Brief 384/44-13 vom 21. Februar 1916.

78 Vgl. beispielsweise Österreichische Nationalbibliothek, Briefe von Ernst Haeckel an Fanny Daxenbichler, Brief 384/44-1 vom 7. Mai 1904 und Brief 384/44-2 vom 9. Oktober 1905.

79 Vgl. Österreichische Nationalbibliothek, Brief von Ernst Haeckel an Fanny Daxenbichler, Brief 384/44-7 vom 18. Februar 1910. Haeckel berichtete sogar über den Tod seiner Frau und über seine älteste Enkelin, die zeitweise seinen Haushalt führte. (Vgl. Österreichische Nationalbibliothek, Brief von Ernst Haeckel an Fanny Daxenbichler, Brief 384/44-13 vom 21. Februar 1916.)

80 Vgl. Österreichische Nationalbibliothek, Briefe von Heinrich Schmidt an Fanny Daxenbichler, Brief 384/47-2 vom 15. März 1907 und Brief 384/47-3 vom 22. März 1907. Es bleibt unklar, warum Schmidt immer seltener auf Daxenbichlers Briefe antwortete.

81 Vgl. Österreichische Nationalbibliothek, Brief von Heinrich Schmidt an Fanny Daxenbichler, Brief 384/47-4 vom 13. Mai 1907.

stand.<sup>82</sup> Mit Breitenbach unterhielt sie – zumindest quellentechnisch nachweisbar – lediglich eine noch oberflächlichere Beziehung, in der sie sich solidarisch mit ihm zeigte und ihm einen anerkennenden Brief schrieb, als er seinen eigenen Monistenbund gründete.<sup>83</sup> Keine der Beziehungen war vergleichbar mit ihrer Verehrung für Haeckel, die sie in ihrer kurzen Abhandlung *Wie ich zum Monismus kam* genauer beschreibt: Haeckel sei ihr »Meister«<sup>84</sup>, der sie mit seinen Literaturratschlägen in ihrer Weltanschauungssuche unterstützt habe und sie so zum Monismus und zur wissenschaftlichen Weltanschauung geleitet habe.<sup>85</sup> Sie drückt ihre Verehrung auch in ihrer Schrift aus, indem sie über ihn schreibt: »Sein edler, wahrhaftiger Charakter, die grosse[!] Güte und Milde seines Wesens, sein Mut und tapferes Ausharren im Kampfe geben ein schönes Beispiel ächter[sic!] Menschlichkeit, ein Ansporn für uns Alle[sic!], ihm nachzuahmen.«<sup>86</sup> Hier wird auch ihr universaler Anspruch deutlich, denn Daxenbichler formulierte ihren Lobpreis als Aufforderung an alle vernunftbegabten Menschen, Haeckels wissenschaftliches und ideologisches Werk zu verehren.

### 3.1.3. Zwischenfazit: Ein einfaches Bundesmitglied mit Bildungskorrespondenz

Zusammenfassend nahm Daxenbichler keine verantwortungsvolle Rolle im DMB ein, sondern war nur ein einfaches Mitglied. Sie brachte auch keine Frauen betreffenden Themen in den intellektuellen Austausch mit Haeckel ein, obwohl diese in ihrer Zeit im Verein drängende Fragen aufwarfen, wie der Forschungsstand in der Einleitung für die Frauenfrage in Bildung, Beruf und Politik zeigt. Stattdessen fügte sie sich ganz seinen Themen, um ihre Weltanschauung vervollkommen zu lassen und ihm immer wieder zustimmend beizupflichten. Sie hatte keinen direkten Einfluss auf die Vereinspolitik, wenn man ihre Berichterstattung an einige Monisten ausnimmt, da sie keine Entscheiderin im Bund war. Ihre Haeckeltreue fällt auf. Bei sämtlichen Themen stimmte sie ihm zu, auch wenn sie sich als belesen darstellte und anscheinend viele Gedanken anderer Theoretiker im Bereich des Monismus und der Monismuskritik gelesen hatte. Ausschließlich auf Grund von Haeckels Schriften ist sie Mitglied des DMB geworden. Haeckel und sein Werk waren die Richtschnur ihres Lebens, nach denen sich Fanny Daxenbichler in ihrer weltanschaulichen Einstellung und in ihrer Meinung zu Vereinsfragen richtete. Auf Grund dieser Verhaltensweisen kann man sie als treue Haeckelanhängerin bezeichnen.

Doch wie kann es sein, dass eine Frau, die sich in keiner Weise mit der Frage der Frauenemanzipation beschäftigte, selbst Hausfrau und Mutter war und durch keine Aufgabe in den Bund eingebunden war, in eine so ausführliche Korrespondenz mit ihrem geistigen Führer Ernst Haeckel eintrat, mit ihm über philosophische Fragen des Monismus

<sup>82</sup> Vgl. Österreichische Nationalbibliothek, Briefe von Heinrich Schmidt an Fanny Daxenbichler, Brief 384/47-3 vom 22. März 1907 und Brief 384/47-5 vom 28. Juni 1907.

<sup>83</sup> Vgl. Österreichische Nationalbibliothek, Brief von Wilhelm Breitenbach an Fanny Daxenbichler, Beilage zu Brief 384/47 vom 26. Januar 1910.

<sup>84</sup> Österreichische Nationalbibliothek, Daxenbichler, Fanny, *Wie ich zum Monismus kam*, Verlag von Eichmann & Co: Arnau/Prag/Wien, ohne Jahr, handschriftliches Manuskript.

<sup>85</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

<sup>86</sup> Ebd.

und über Vereinspolitik schrieb und 15 Jahre lang einen Austausch mit ihm pflegte, in dem sie zwar die untergeordnete Schülerin blieb, jedoch als Frau von Haeckel akzeptiert wurde und immer wieder intellektuelle Anregungen von ihm erhielt?

Daxenbichler ließ sich durch Haeckel und seine Weltanschauung dazu motivieren, aus ihrem passiven und familienbezogenen Leben insofern auszubrechen, als dass sie mit dem international bekannten Wissenschaftler in regelmäßiger Korrespondenz stand. So forderte sie Briefe von ihm und auch von Heinrich Schmidt ein. Dadurch emanzipierte sie sich aus ihrer öffentlichen Unsichtbarkeit und weitete ihren Wirkbereich über ihre eigene Familie hinaus aus. Zudem regte Haeckel sie dazu an, sich weiterzubilden. Sie war interessiert an seinen Schriften und nahm seine Lesevorschläge an. Das war zu einer Zeit, in der Frauen teilweise noch nicht einmal zum universitären Studium zugelassen waren, wie Kapitel 2.1 beschreibt, emanzipativ. Auch wenn sie sich nicht für die Frauenfrage auf politischer Ebene interessierte, war sie auf individueller Ebene emanzipiert und forderte private Bildung ein, indem sie mit Haeckel über philosophische und vereinspolitische Fragen diskutierte. Sie mag eine Haeckelverehrerin gewesen sein, die ihr Idol in religiöser Weise idealisierte. Doch das bedeutet nicht, dass sie sich nicht emanzipierte. Ganz im Gegenteil: Sie bekam über die Korrespondenz mit Haeckel vertiefte Bildung, einen gewissen Einfluss im Bund und somit auch abgeleitete Macht. Ihre Haeckelverehrung war ihre Strategie, um Bildung und mehr Einfluss zu bekommen.

## 3.2 Helene Stöcker

Die nächste betrachtete Frau unterscheidet sich sowohl bezüglich ihrer Biografie als auch hinsichtlich der Motivation zur Mitgliedschaft im DMB stark von Fanny Daxenbichler. Helene Stöcker war keineswegs eine bedingungslose Haeckelanhängerin, sondern eine bedeutende Frauenrechtsaktivistin des 20. Jahrhunderts, die den Monistenbund als eine Plattform für ihre gesellschaftlichen Anliegen nutzte. Das Kapitel beleuchtet zunächst Stöckers eigene Bildungsbiografie und ihre frauenpolitischen Äußerungen. Daraufhin betrachtet es ihre Arbeit im DMB. Sie kann als Gegentypus der Haeckelverehrerin Daxenbichler bezeichnet werden, und doch emanzipierten sich beide Frauen auf individuelle Weise im Bund. Der Vergleich der beiden Frauen und die Art, wie die MonistInnen auf sie reagierten, offenbaren zudem den ambivalenten Charakter, den der Bund zur Frage der Frauenemanzipation hatte.

### 3.2.1 Das Leben als gebildete Frauenrechtsaktivistin

Es existieren zahlreiche Quellen zu Helene Stöckers Leben und Arbeit. Sie war eine Frau des öffentlichen Lebens und eine bedeutende Frau der Frauenbewegung des 20. Jahrhunderts, sodass schon zu ihren Lebzeiten über sie geschrieben wurde. Sie äußerte sich in Zeitschriften, in Büchern, in Briefen und auf politischen Konferenzen. Nicht zuletzt ist sogar eine zwar unvollendete doch umfangreiche Autobiografie Stöckers erhalten, die

in jüngster Zeit editiert wurde.<sup>87</sup> Der Grund für die unterschiedliche Quellenlage der beiden Frauen liegt in deren Biografien. Stöckers gesamte Biografie entspricht im Gegensatz zu Daxenbichlers Lebenssituation keineswegs den traditionellen Erwartungen an Frauen. Bildung spielte in Stöckers Leben eine zentrale Rolle. Jedoch waren die Bildungsverhältnisse von Frauen und Männern am Ende des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland sehr ungleich, wie Kapitel 2.1 beschreibt.<sup>88</sup> Deshalb befanden sich sowohl Stöcker als auch Daxenbichler in einer ähnlichen Lage, da beide als Frauen im Bildungssystem diskriminiert wurden.

### 3.2.1.1 Die gebildete Industriellentochter

Stöcker stammte – anders als Daxenbichler – aus einer deutschen Industriellenfamilie, war für damalige Verhältnisse für eine Frau sehr gebildet und entwickelte früh den Drang zu politischer Frauenarbeit. Ihr Vater war ein Textilindustrieller und die Familie lebte in Elberfeld bei Wuppertal, wo Stöcker am 13. November 1869 geboren wurde.<sup>89</sup> Die gesamte Familie einschließlich Stöckers sieben Schwestern und ihrer Mutter war calvinistisch und der Vater war in der städtischen calvinistischen Gemeinde aktiv.<sup>90</sup> Die Mutter war ihr kein Beispiel für ihre emanzipierten Ideen, zumal sie als Hausfrau keiner Erwerbsarbeit nachging. Von einem Studium ihrer Mutter berichtet Stöcker nicht. Dieses erscheint auch eher unwahrscheinlich, da ein solches für Frauen zur Jugendzeit der Mutter in Deutschland erstens fast unmöglich war und da Helene Stöcker ihre Eltern zweitens erst überzeugen musste, selbst ein Lehrerinnenseminar besuchen zu dürfen.<sup>91</sup> Dabei war noch nicht die Rede von einem Universitätsstudium, welches sie insgeheim anstrebte und zu welchem das Lehrerinnenseminar in Berlin und der anschließend von ihr absolvierte Gymnasialkurs das qualifizierende Mittel zum Zweck waren. Denn eine Lehrerin wollte sie nie werden. So musste sie ihrer Mutter nach Abschluss ihrer Schulbildung zunächst ein Jahr lang bei der Pflege ihrer beiden jüngsten Schwestern helfen, bevor sie letztlich mit 21 Jahren ihre Eltern von ihrem Bildungswunsch überzeugen konnte, ihr Elternhaus verließ und ihren Bildungsweg in Berlin fortsetzte.<sup>92</sup> In dieser Zeit zu

87 Vgl. Stöcker, Helene, *Lebenserinnerungen. Die unvollendete Autobiographie einer Frauenbewegten Pazifistin*, hg. von Reinhold Lütgenmeier-Davin und Kerstin Wolff (L'HOMME Archiv. Quellen zur Feministischen Geschichtswissenschaft Bd. 5), Böhlau: Köln/Weimar/Wien 2015.

88 Vgl. Kapitel 2.1 dieser Arbeit zur Frauenbildung in Österreich und Deutschland zur Jahrhundertwende.

89 Vgl. hierzu und zum Folgenden Stöcker, Helene, *Lebenserinnerungen*, Köln/Weimar/Wien 2015, S. 43f. Vgl. zum genauen Geburtsdatum Sigusch, Volkmar, *Geschichte der Sexualwissenschaft*, Frankfurt a.M./New York 2008, S. 254.

90 Stöcker selbst erklärt den Calvinismus und ordnet ihn in ihrer Autobiografie innerhalb der christlichen Religionsgemeinschaft ein. (Vgl. ebd.) Dieser sei eine Form der evangelisch-reformierten Kirche, die sich im Gegensatz zu der reformierten Kirche zu keiner umfassenden Zusammenarbeit mit der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands bekannte. Dem Calvinismus sei eine starke »Unabhängigkeit vom Staat« (Ebd., S. 44.) wichtig, aus der Stöcker auch teilweise ihren Hang zum eigenen Unabhängigkeitsbedürfnis ableitet.

91 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 51–53.

92 Dabei war sie keineswegs untätig, sondern betrieb ein Selbststudium und kurze Bildungsreisen nach Berlin zur Vernetzung mit anderen Frauen, die sich ebenfalls mit der Öffnung der Universitäten für die Frauenbildung beschäftigten.

Hause lernte sie auch die ersten Werke Nietzsches kennen, mit denen sie sich beschäftigte und von denen sie so begeistert war, dass der Philosoph ihr gesamtes eigenes schriftstellerisches und sexualtheoretisches Wirken beeinflusste.<sup>93</sup>

Als sie ihren »Lebenswunsch«<sup>94</sup>, studieren zu dürfen, schließlich nach Jahren der Vorbereitungskurse verwirklichen konnte, war sie eine der ersten Frauen, die in Deutschland regulär studierten. Ihre Biografie zeigt nicht nur die zeitgenössischen bürokratischen Schwierigkeiten und die strukturelle Benachteiligung der Frauen im Bildungssektor auf, sondern sie ist auch ein Beispiel für die gesellschaftlichen Widerstände, mit denen Frauen, die um 1900 nach höherer Bildung strebten, kämpfen mussten. Stöcker war für die Fächer Nationalökonomie, Literaturgeschichte und Philosophie eingeschrieben und begann ihr Studium in Berlin im Herbst 1896.<sup>95</sup> Erst ab dem Frühjahr 1896 war es für Frauen möglich, an der Universität in Berlin zu studieren, jedoch mit »Einschränkungen für die Übergangszeit«<sup>96</sup>, womit die Gewöhnungszeit an das nun vermehrte Aufkommen an weiblichen Studierenden in den Hörsälen gemeint war. Eine Gewöhnung an diese koedukative Praxis wurde jedoch durch die weitere Diskriminierung der Studentinnen verlangsam. So berichtet Stöcker von dem Recht und der gängigen Praxis einiger Professoren, Frauen von der Teilnahme an ihren Lehrveranstaltungen auszuschließen. Stöcker studierte drei Jahre lang in Berlin und dann ein Semester lang in Glasgow, bevor sie ihr Studium in drei weiteren Semestern in Bern mit einer literaturgeschichtlichen Promotion abschloss und den Titel Dr. phil. erlangte.<sup>97</sup> Laut Johanna Bleker richtete sich die Politik gegen das Frauenstudium in Deutschland vor allem gegen die Bildungsbürgerinnen, da deren Studienabschluss mit einer potenziellen Berufsausübung in Deutschland einherging.<sup>98</sup> Deshalb wurden auch eher Bildungsausländerinnen zur Promotion zugelassen, da diese ihren Beruf mit höherer Wahrscheinlichkeit nicht in Deutschland ausüben würden und somit keine mögliche Konkurrenz für die deutschen Männer darstellten. Auch die Gründe für Stöckers Promotion in der Schweiz mögen darin liegen, dass ihre Betreuer in Berlin aus den genannten Gründen keine Frau als Promovendin betreuen wollten. Die bildungstechnische und berufliche Benachteiligung der Frauen in Deutschland bedurfte für Stöcker einer Änderung. Frauen sollten öfter einer Erwerbsarbeit nachgehen und finanziell unabhängiger sein. Diese Einstellung Stöckers wurde später durch die kriegsbedingten Gefährdungen stabiler familiärer Verhältnisse sowie die Inflation

93 Vgl. ebd., S. 36. Die Literatur zu Nietzsche erhielt sie an der religiösen Bücherzensur ihres Elternhaushalts vorbei in einer Elberfelder Buchhandlung mit Ausleihbibliothek. Ein hier genanntes und später eingehender betrachtetes Beispiel, wie Nietzsche Stöckers Neue Ethik beeinflusste, ist dessen Theorie der Umwertung der Werte und Stöckers Interpretation dieser.

94 Ebd., S. 44.

95 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 53.

96 Ebd.

97 Vgl. auch ebd., S. 80, 91.

98 Vgl. hierzu und zum Folgenden Bleker, Johanna, Frauenpraxis. Berufsrealität deutscher Ärztinnen bis zum Beginn der Weimarer Republik, in: Maurer, Trude (Hg.), Der Weg an die Universität. Höhere Frauenstudien vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Wallstein Verlag: Göttingen 2010, S. 236–251, hier S. 236. Bleker schreibt hier vor allem über medizinische Promotionen, doch die Situation lässt sich auf andere Studiengänge des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts übertragen.

und das Vorhandensein alleinerziehender Mütter bestärkt und veranlasste sie neben ihren emanzipatorischen Grundsätzen auch auf Grund ihrer rassenhygienischen und kulturtheoretischen Ziele zum Einsatz für den Mutterschutz.

### 3.2.1.2 Anfänge als Frauenrechtsaktivistin

Bereits während ihrer Studienzeit setzte sich Stöcker für den Ausbau der Mädchenbildung ein und protestierte hierzu organisiert für die »Durchsetzung von Mädchengymnasien bzw. die Teilnahme der Mädchen an den höheren Schulen«<sup>99</sup>. Auch nach ihrer Studienzeit engagierte sich Stöcker in redaktioneller Tätigkeit für das Frauenstudium und sprach 1904 auch auf dem Internationalen Frauenkongress in Berlin.<sup>100</sup> Doch ihre Forderungen zielten lange vor allem auf die Verbesserung der Bildungschancen von Frauen ab. Dies änderte sich mit ihrem Einsatz für den Schutz der Mütter, die ihre Kinder außerhalb der Ehe bekommen hatten. An der Gründung des *Bunds für Mutterschutz* und von dessen Publikationsorgan *Die Neue Generation* war sie maßgeblich beteiligt. Dadurch hatte sie eine zunehmende öffentliche Reichweite. Zudem unternahm sie viele Vortragsreisen.<sup>101</sup> Diese Tatsache stellt einen weiteren wichtigen Unterschied in den Aktionsräumen der beiden bisher betrachteten Frauen dar. Stöcker agierte in einem öffentlichen Handlungsraum, während Daxenbichler sich ganz ihrer Familie im privaten Handlungsraum widmete. Auch Daxenbichlers gelegentliche Teilnahme an monistischen Treffen und Vortragsreihen täuscht nicht über ihre öffentliche Unbekanntheit und Abstinenz hinweg.

### 3.2.1.3 Ein unkonventionelles Privatleben

Neben der Herkunft, der Bildung und der öffentlichen Aktivität unterschied sich auch Stöckers eigenes Familienleben stark von jenem Daxenbichlers: Sie war im Gegensatz zu Daxenbichler weder verheiratet, noch hatte sie Kinder. Doch sie lebte in einer langjährigen Beziehung mit ihrem Partner Bruno Springer.<sup>102</sup> Stöcker lehnte die Ehe bereits in einer früheren Beziehung laut eigenen Angaben ab, weil sie mit ihrer öffentlichen, zeitintensiven und anstrengenden Lebensaufgabe, sich für den Mutterschutz einzusetzen, unvereinbar war. Sie heiratete ihren verwitweten und geliebten Alexander Tille nicht, da sie befürchtete, dann in eine Hausfrauenrolle und in die Mutterrolle für Tilles zwei Kinder hineingedrängt zu werden, die er mit seiner verstorbenen Frau hatte.<sup>103</sup> Stattdessen wollte sie beruflich erfolgreich sein und wirtschaftlich unabhängig werden.<sup>104</sup> Der beruf-

99 Stöcker, Helene, *Lebenserinnerungen*, Köln/Weimar/Wien 2015, S. 60.

100 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd. S. 93–95.

101 Vgl. ebd., S. 129–160. Ihre Reisen führten sie nach Russland, die Schweiz, London und in viele deutsche Städte. Bei diesem reiselastigen Leben wäre die Erziehung von eigenen Kindern Stöcker schwierig gefallen.

102 Zum Kennenlernen der beiden vgl. ebd., S. 115–119.

103 Vgl. ebd., S. 68. Es fiel Stöcker sehr schwer, zu erkennen, dass Tille trotz seiner mit ihr gemeinsamen Verehrung für Nietzsche in Familienangelegenheiten viel patriarchaler dachte als sie. (Vgl. Wickert, Christl, Helene Stöcker, Bonn 1991, S. 44.) Tille, Nietzsche und Haeckel betonten in ihren Schriften vor allem den Sozialdarwinismus, hatten jedoch anders als Stöcker kein Interesse an der Gleichberechtigung der Geschlechter.

104 Vgl. ebd., S. 101.

liche Fortschritt gelang ihr auch mit der Dozentur an der Berliner Lessing-Hochschule zwischen 1901 und 1905, die Vorlesungen und Seminare auf universitärem Niveau anbot.<sup>105</sup> Stöcker widmete ihrer privaten Sphäre wie dem Haus und der Liebesbeziehung weniger Zeit als Daxenbichler es mit ihrem Fokus auf dem Familienleben und dem weitgehenden Verzicht auf die Öffentlichkeit tat. Schließlich zeigt Stöckers Hingabe für ihre politischen Ideen zur Verbesserung der Frauensituation und für den Frieden, wie sehr sie auf den öffentlichen Einsatz fokussiert war, was auf Grund ihrer mit der nationalsozialistischen Ideologie unvereinbaren pazifistischen Grundeinstellung dazu führte, dass sie ab 1933 ins Exil ging.<sup>106</sup> Sie starb letztlich ohne eigene Familie und ohne finanzielle Mittel am 23. Februar 1943 in den Vereinigten Staaten.<sup>107</sup>

Die Unterschiede in den Lebensweisen spiegeln auch den Unterschied in den Wertsichten der beiden Frauen wider. Stöcker war ihr Einsatz für die Frauenbewegung am wichtigsten und sogar so wichtig, dass sie diesen über die Mutterrolle und somit auch über die Rolle stellte, die sie Frauen als Mütter in ihrer Neuen Ethik zuspricht. Sie selbst hatte keine Kinder und produzierte somit laut monistischer Theorie keinen »kulturellen Nachwuchs«. Stattdessen trieb sie den Mutterschutz voran. Daxenbichler hingegen erfüllte die monistischen Zuschreibungen an Mütter ganz und begab sich dabei nicht aus dem traditionellen häuslichen Geltungsbereich der Frau. Schließlich spornte ihre Verehrung für Haeckel und den Monismus sie auch mit keiner drängenden Frauenemanzipationsidee dazu an.

### 3.2.1.4 Kampf für den Mutterschutz als Hauptanliegen

Ab 1905 begann Stöckers aktiver Kampf für den Mutterschutz. Doch wurde Stöckers Fokus auf dem Mutterschutz ausschließlich mit dem Einsatz für die weibliche Emanzipation begründet oder gab es noch einen anderen Grund für die Häufigkeit, mit der sie das Thema Emanzipation behandelte?<sup>108</sup> In Stöckers Werken ist ein zweiter Hauptbeweggrund für ihren Mutterschutz auszumachen: Der Einsatz für den Nachwuchs der Gesellschaft war ihr auch aus rassenhygienischen Gründen wichtig. So schreibt sie in einem Sonderabdruck der *Neuen Generation* von 1915 über die Mutterschutzbewegung: »Wir sind eine Bewegung für Mutterschutz, für den Schutz der neuen Generation, für Veredelung der Rasse, für Verfeinerung der sexuellen Moral.«<sup>109</sup> Die Bewegung sei sogar »eminent deutsch«<sup>110</sup> und habe einen »germanischen Charakter«<sup>111</sup>, da sie die ideell-geistige Bewegung der sexuellen Moraländerung mit der sozialhygienischen Bestrebung nach biologischer Verbesserung der deutschen Bevölkerung verbinde.<sup>112</sup> Auch wenn anzumerken ist, dass Stöcker die vorliegende Abhandlung während des Ersten Weltkriegs schrieb und somit nicht auszuschließen ist, dass die nationale Kriegspropaganda sie beeinflusste,

<sup>105</sup> Vgl. ebd., S. 91.

<sup>106</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Wickert, Christl, Helene Stöcker, Bonn 1991, S. 135.

<sup>107</sup> Vgl. zum genauen Sterbedatum Sigusch, Volkmar, Geschichte der Sexualwissenschaft, Frankfurt a.M./New York 2008, S. 254.

<sup>108</sup> Vgl. Kapitel 1.1.2 dieser Arbeit zu Stöckers emanzipatorischem Motiv für die Sexualreform.

<sup>109</sup> Stöcker, Helene, Lieben oder Hassen?, Hannover 1915, S. 6.

<sup>110</sup> Ebd.

<sup>111</sup> Ebd.

<sup>112</sup> Vgl. ebd.

knüpfte sie dennoch auch über die zeitliche Spanne des Kriegs hinaus an sozialdarwinistische Theorien und Netzwerke an.<sup>113</sup> In dieser Hinsicht war sie Haeckels monistischer Kulturtheorie nah, wobei diese nie der Haupteinfluss für ihre Arbeit war. Ein Beispiel für den sozialhygienischen Einschlag ihrer Argumentation ist in ihren Äußerungen gegen die Prostitution zu finden. Sie spricht sich nicht nur gegen die Prostitution aus, weil sie es ablehnte, wenn Frauen sich den Männern sexuell unterwerfen, sondern argumentiert auch klar auf Grund der mit der Prostitution einhergehenden erhöhten Verbreitung von sexuell übertragbaren Krankheiten.<sup>114</sup> Diese sozialhygienische Argumentation verbindet

113 Diese Feststellung ist in der Forschung kein Geheimnis. Einige historische Arbeiten haben sich bereits mit der Verknüpfung der radikalen Frauenbewegung um Helene Stöcker und der Rassenideologie beschäftigt. Bereits 1995 fasst Anette Herlitzius in ihrer Monografie auf 20 Seiten den Zusammenhang der Neuen Ethik und der Rassenhygiene zusammen. Dieser gründet sich in Stöckers Verehrung Nietzsches. (Vgl. hierzu und zum Folgenden Herlitzius, Anette, Frauenbefreiung und Rassenideologie. Rassenhygiene und Eugenik im politischen Programm der »Radikalen Frauenbewegung« (1900–1933), Deutscher Universitäts-Verlag: Wiesbaden 1995, S. 143.) Schon der berühmte Philosoph wollte die Ehe im vermeintlichen Interesse einer Rasse umgestalten und somit die Nachkommenschaft verbessern. Hierzu sollte die Ehe gefördert werden, die aus sexueller Leidenschaft entstehe. Die sexuelle Askese sei nur für aus rassenideologischer Sicht Schwache und somit Minderwertige gut. Laut Herlitzius wollte auch Stöcker die Fortpflanzung nach Nietzsches Beispiel dem Ziel der Rassenerhöhung unterwerfen. (Vgl. ebd. und S. 152.) Auch der Bund für Mutterschutz kooperierte mit Eugenikern und Rassenhygienikern. (Vgl. ebd., S. 161.) Einen tieferen Einblick in die Vernetzung des Bunds für Mutterschutz mit rassenhygienischen Vereinen stellt Sophia Sotkes netzwerkanalytische Arbeit zur Sexualreform und Eugenik zu Beginn des 20. Jahrhunderts dar, in der sie den scheinbaren Widerspruch zwischen der feministischen und der rassenhygienischen Bewegung auflöst und klarmacht, dass Stöcker einige historische Gründe für ihre Sympathie für die Rassenideologie hatte. (Vgl. Sotke, Sophia, Feminismus, Sexualreform, Eugenik zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Eine Netzwerkanalyse, Göttingen 2016, S. 4.) Sie nennt drei Hauptgründe: Erstens sei die Eugenik zu Beginn des 20. Jahrhunderts wie eine Ersatzreligion für Sexualforscherinnen gewesen, die sich von kirchlich-traditionellen Moralvorstellungen abwenden. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 8f.) Zweitens werden mit Nietzsches und Stöckers sehr engem Freund Alexander Tille ideologische rassentheoretische Einflüsse auf Stöcker genannt und zuletzt sei noch die zeitlich parallele Entwicklung der Sexualreform und der Schriften zur Rassenhygiene zu erwähnen.

114 Vgl. Stöcker, Helene, Von Mann und Weib (1903), in: Dies., Die Liebe und die Frauen, Hofbuchdruckerei von J. C. C. Bruns: Minden in Westf. 1905, S. 103–112, hier S. 107. So ist es auch Stöckers Ziel, solche Krankheiten zu bekämpfen. Hierzu sei eine Erziehung der Gesellschaft zu verantwortungsbewussten sexuellen PartnerInnen im Sinne der Neuen Ethik nötig. Doch die Neue Ethik ist hier keineswegs nur ein Mittel zum Zweck, wie man aus dem Konsekutivzusammenhang der Verbreitung der Neuen Ethik und des daraus angenommenen Rückgangs der Geschlechtskrankheiten schließen könnte. Stöcker wünscht sich nämlich einen Rückgang der Krankheiten in der Gesellschaft und somit eine aus ihrer Sicht rassenhygienische »Höherzüchtung« der Deutschen im Zuge der kulturellen »Höherzüchtung«. Diese schließt die Frauenbelange genauso mit ein wie das rassentheoretische Gedankengut, wobei die Emanzipation der Frauen durch verbesserte gesellschaftliche Bedingungen doch in den meisten Artikeln das Hauptthema Stöckers bleibt. Die Neue Ethik wird von Stöcker als Moral der höherentwickelten Gesellschaft angesehen, in der Prostitution und Geschlechtskrankheiten auf Grund ihrer fundamental neuen Moralität nicht mehr nötig sind und zu Relikten der alten kirchlichen Moralvorstellungen verkommen. Somit ist die Sozialhygiene als von der Rassenhygiene getrenntes Hygienekonzept für Stöcker ein Mittel zum Ziel der Rassenhygiene und der verbesserten Lebensbedingungen alleinerziehender Mütter und somit eng mit der Rassenhygiene verknüpft.

sich bei Stöcker mit den Gedankengängen der Rassenhygiene. Doch trotz der sozialdarwinistischen Ausrichtung ihrer Kulturvorstellungen und Forderungen für die Bevölkerungsentwicklung geht sie in ihren Abhandlungen vorrangig von den Frauen und deren Bedürfnissen aus.

### **3.2.1.5 Intellektuelle Eigenständigkeit statt monistischer Ideen**

Es gibt einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Stöckers Ideen und jenen des DMB. Der Monismus betont die Rassenhygiene an erster Stelle, um die kulturelle Höherentwicklung zu erreichen. Dabei bietet er in der Feindschaft mit der Kirche einen gemeinsamen Anknüpfungspunkt für Verbände wie Stöckers Bund für Mutterschutz, mit dem man glaubte, zusammen die Kirchen schwächen zu können. Für Stöcker hingegen stand die Selbstbestimmung der Frau und die Hilfe für alleinerziehende Mütter, die gesellschaftlich benachteiligt wurden, an erster Stelle. Die Hilfe für die Mütter und die Anerkennung, dass weibliche Sexualität der männlichen gleichwertig sei, waren für sie der Weg zur Höhererziehung der Menschheit und dabei war die Rassenhygiene ein Nebeneffekt, der sich automatisch aus den idealerweise aus Liebesbeziehungen entstehenden Ehen ergebe. Der gemeinsame Feind waren die Kirchen, obschon die monistische Weltansicht auch eine dualistische Geschlechtervorstellung beinhaltet. Nun kann man anführen, dass auch Stöcker in ihren Schriften von einer grundsätzlichen biologisch bedingten Ungleichheit der Geschlechter und deren Charakter ausgeht. Das mag stimmen, doch zog sie im Gegensatz zu vielen MonistInnen aus dieser Annahme nicht die Schlussfolgerung, stagnieren zu müssen und sich auf alte Geschlechterzuschreibungen zurückzubesinnen, mit dem bloßen Zusatz, dass eine Liebesheirat vermeintlich doch besser für die Gesundheit des Nachwuchses sei und dass ansonsten die Aufgaben der Frau weiter im privaten Bereich des Haushalts lägen. So thematisieren viele anderen AutorInnen der monistischen Zeitschriften das Thema der Frauenbildung und der veränderten Ehevorstellung gar nicht oder nur oberflächlich. Stöcker machte im Gegensatz dazu die Sexualmoral zu ihrem Hauptthema, veröffentlichte zahlreiche Artikel hierzu und betonte die Gleichwertigkeit der sexuellen Bedürfnisse beider Geschlechter immer wieder. Deshalb war sie auch eine der HauptautorInnen der monistischen Zeitschriften zu Frauen betreffenden Themen – und im DMB eine Außenseiterin.

### **3.2.2 Rolle im Monistenbund – Die unliebsame prominente Dauerautorin**

Helene Stöcker brachte als Aktivistin für eine neue Sexualmoral zahlreiche Artikel gegen die traditionellen kirchlichen Geschlechterzuschreibungen und für eine veränderte Ehepraxis in die monistischen Zeitschriften ein. Sie war über die Jahre eine der aktivsten weiblichen Autorinnen der Zeitschriften. Doch dadurch erlangte sie keinen Einfluss im DMB und der Monistenbund lehnte auch Kollaborationen mit ihrem Verein ab. Die Interaktion führender Figuren des Monistenbunds mit Stöcker zeigt diese Dissonanz von Emanzipation und Ablehnung.

#### **3.2.2.1 Annäherungsversuche vs. Skepsis**

In Schmidts Buch zum Dank an Ernst Haeckel kommt auch Helene Stöcker mit einem vierseitigen Dankesbericht an Haeckel über ihre ideologischen und persönlichen Berüh-

rungspunkte mit Haeckel zu Wort. Sie schreibt, dass sie Haeckel als Kämpfer einer »freiheitlichen Weltanschauung«<sup>115</sup> dafür verehre, dass er seine freidenkerischen Ansichten als Gegenpol zu den traditionell-christlichen Ansichten über das Leben öffentlich vertrete und gegen starke Widerstände verteidige. So sei Haeckel ihrer Ansicht nach nicht nur ein großer Naturforscher, sondern auch aus ideologischer Sicht ein »Forscher, der für die Befreiung des Geistes und für die Verschönerung und Verbesserung unseres Lebens mit nie versagendem Mute Großes, Unverlierbares gewirkt hat.«<sup>116</sup> Ihre persönliche Anerkennung von Haeckels Forschungstätigkeit und dessen Einsatz für seine Ideen sei durch ein persönliches Kennenlernen nach einem ihrer Vorträge in Jena im Jahr 1908 noch gestärkt worden.<sup>117</sup> Ein anschließendes Treffen bei Haeckel zu Hause am Folgetag sei jedoch auf Grund eines Hilfegesuchs einer alleinerziehenden Mutter an Stöcker und auf Grund des Zeitdrucks, unter dem Stöcker gestanden habe, nicht mehr zu Stande gekommen. Die persönliche Anerkennung, die Stöcker Haeckel mit ihrem Beitrag in Schmidts Buch zollt, beruhte jedoch angesichts der Quellenlage nicht auf Gegenseitigkeit. Zumindest öffentlichkeitswirksam nahm der Monistenbund Stöckers Kooperationsangebote nicht an.

Laut Richard Weikart bestand eine Zusammenarbeit zwischen Stöckers Bund für Mutterschutz und Haeckels DMB.<sup>118</sup> Seine Einschätzung macht er an der rednerischen Tätigkeit Stöckers auf den Monistenkongressen 1911 und 1912 sowie an Haeckels und Ostwalds Unterschrift unter dem Aufruf zur Gründung des Mutterschutzbunds fest. Diese punktuellen Zuwendungen der Monisten täuschen jedoch nicht darüber hinweg, dass die Zusammenarbeit auf Dauer einseitig von Helene Stöcker ausging. Weikart führt seine Ansicht über das positive Verhältnis des Monistenbunds und des Bunds für Mutterschutz aus, um die fortschrittliche und reformerische Prägung des Monistenbunds in einen Gegensatz zum Nationalsozialismus zu stellen, der sexualreformerische Vereine verbot anstatt mit ihnen zusammenzuarbeiten. Doch seine Einschätzung, dass die beiden Bunde aktiv zusammenarbeiteten, spiegelt sich nicht in den Quellen der SexualreformerInnen wider. Im Vergleich zu der hohen Anzahl der Artikel Stöckers und Adele Schreibers vom Bund für Mutterschutz in den monistischen Zeitschriften sind viel weniger Artikel führender Monisten in den Zeitschriften des Bunds für Mutterschutz zu finden. Zudem zeigen einige im Folgenden besprochene Quellen die skeptische Distanz, mit der die Führungsriege des Monistenbunds einem Engagement für den Bund für Mutterschutz entgegensaß.

Bereits Haeckel ließ in einem Brief an Wilhelm Breitenbach zur Gründung des DMB Zurückhaltung bezüglich eines zu weiblichen öffentlichen Erscheinungsbilds des Bunds walten. In seinem Brief bespricht er die Namen, die unter dem Aufruf zur Gründung ste-

<sup>115</sup> Stöcker, Helene, o. T., in: Schmidt, Heinrich (Hg.), *Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben. Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit*, Bd. 2, Verlag Unesma: Leipzig 1914, S. 324–328, hier S. 327.

<sup>116</sup> Ebd.

<sup>117</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 326f.

<sup>118</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Weikart, Richard, »Evolutionäre Aufklärung? Zur Geschichte des Monistenbundes, in: Ash, Mitchell G./Stifter, Christian H. (Hgg.), *Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit. Von der Weimarer Moderne bis zur Gegenwart* (Wiener Vorlesungen Konversationsien und Studien 12), WUV-Universitätsverlag: Wien 2002. S. 131–148, hier S. 140f.

hen sollten.<sup>119</sup> Es bleibt zunächst unklar, warum Haeckel Helene Stöckers Unterschrift ablehnt. Er schreibt lediglich, dass er wegen der vorgeschlagenen Frauennamen Bedenken habe. Sein Adressat ist der Verfasser des Textentwurfs des Aufrufs. Haeckel wollte seinen Verein nicht in die Dienste einer politischen Richtung oder einer anderen philosophischen Weltanschauung stellen. Das zeigt sich auch daran, dass er eventuell ›bedenklich‹ erscheinende AktivistInnen von der Unterschrift des Aufrufs ausschließen wollte. Bedenklich waren für ihn NihilistInnen und radikale SozialdemokratInnen. Er wollte einen Monistenbund schaffen, in dem der Fokus auf der monistischen Idee und nicht auf anderen politischen oder weltanschaulichen Ideen liegt. Und als solcher sollte der Verein auch in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Es bleibt offen, ob er auf Grund der sexualreformerischen Haltung Stöckers oder auf Grund ihrer Identität als Frau Probleme damit hatte, dass sie seinen Aufruf unterschrieb. Die Frage ist also, ob er den Monistenbund nicht als Bund wahrgenommen wissen wollte, der sich besonders für Frauenrechte und die Reform der Sexualmoral einsetzt, oder ob er nicht wollte, dass er als von Frauen maßgeblich mitbestimmter Verein verstanden würde. Tatsache ist, dass er Stöcker nicht unterschreiben lassen wollte und dass ihr Geschlecht eine wichtige Rolle für diese Entscheidung gespielt hat. Das wird klar, wenn er am Ende des Briefs betont, dass grundsätzlich Angehörigen beider Geschlechter der Beitritt zum Monistenbund erlaubt sei, dass bei dem Aufruf und der Auswahl von dessen UnterzeichnerInnen jedoch ›höchste Vorsicht‹<sup>120</sup> geboten sei. Aus der Betonung des Geschlechts lässt sich schließen, dass er dazu tendierte, keine Frauennamen unter den Aufruf zu setzen. Dies ist auch der Fall im finalen Aufruf: Es lässt sich keine Unterschrift einer Frau finden. Folglich sollte der neu-gegründete Monistenbund zumindest in seiner Außenwahrnehmung ein von Männern geführter Verein sein. Nicht zuletzt mag dieses Ziel mit dem Ziel korrelieren, nicht als verlängerter Arm der Frauenbewegung gesehen werden zu wollen. Haeckel wollte einen souveränen Bund schaffen, der ausschließlich sein eigener Interessenvertreter sein sollte und kein politischer Handlanger anderer Ideen oder Gesellschaftsziele, die nicht dem Monismus entsprangen.

Wilhelm Ostwald erteilte Stöcker auf ihre Anfrage zu einer Zusammenarbeit einige Jahre später sogar eine offene Absage. Dabei bezeichnet sie in einem Brief an Ostwald ihre ideologischen Bestrebungen als »gemeinsame Sache«<sup>121</sup> und betont somit klare Überschneidungspunkte des freidenkerischen DMB und des ebenfalls freidenkerischen (da sexualreformerischen) Bunds für Mutterschutz. Diese von ihr wahrgenommenen weltanschaulichen Gemeinsamkeiten waren für Ostwald jedoch vermeintlich nicht ausgeprägt genug, um ihr Angebot anzunehmen, in der Berliner Ortsgruppe des Bunds für Mutterschutz einen Vortrag über seine Sicht zum Mutterschutz und zur Sexualmoral zu halten und die Zusammenarbeit der beiden Vereine öffentlich zu unterstreichen. Stöcker vermutet in ihrem Brief eine grundsätzlich gleiche positive Haltung zu den von ihr

<sup>119</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Archiv des Helmholtz-Gymnasiums Bielefeld, Brief von Ernst Haeckel an Wilhelm Breitenbach, Nr. 41046 vom 16. November 1905.

<sup>120</sup> Ebd.

<sup>121</sup> Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Brief von Helene Stöcker an Wilhelm Ostwald, Brief aus NL Ostwald, Nr. 4246 vom 14. August 1913.

öffentlich vorangetriebenen angesprochenen Themen, die sie auch in den Sonntagspredigten Ostwalds auszumachen meint.<sup>122</sup> Doch Ostwald sah Stöcker – anders als sie ihn – nicht als Partnerin in einer gemeinsamen Sache, wie er es in seinem knappen Antwortschreiben an sie andeutet. In diesem bedankt er sich für die Einladung als Redner, lehnt diese jedoch auf Grund seiner fehlenden Beheimatung in den von Stöcker angesprochenen Themen ab.<sup>123</sup> Er könne nichts Neues zu den ihr wichtigen Themen beitragen und könne keine Verantwortung für einen öffentlichen Vortrag hierzu übernehmen. Ostwalds Absagegründe sind ein Hinweis auf sein Desinteresse an den Themen der Frauenbewegung hinter Stöcker. Zudem lässt sich vermuten, dass er den Bund für Mutterschutz nicht in der Öffentlichkeit durch seine Prominenz unterstützen und den Monistenbund oder seine eigene Person nicht mit diesem Bund in Verbindung bringen wollte. Folglich sah er Stöckers Aufgabe für den Monistenbund in ihrer Autorinnenschaft für die monistischen Zeitschriften als erfüllt an und wollte nicht in einen weiteren öffentlichen Kontext mit ihr oder ihrem Bund gebracht werden. Auch ihren Bund wollte er nicht unterstützen, obwohl sie zahlreiche Artikel für den Monistenbund in dessen Zeitschriften veröffentlichte und diesem somit durch ihre Prominenz Unterstützung leistete. Diese Unterstützung beruhte für Ostwald nicht auf Gegenseitigkeit. Über die Opposition zur Kirche in der Gesellschaft hinaus sah er keinen inhaltlichen Überschneidungspunkt mit Stöckers Frauenbewegung und deshalb auch keine weiteren Anknüpfungspunkte zur Zusammenarbeit. Ostwald nutzte Stöcker und deren Prominenz für seinen Monistenbund aus, doch selbst unterstützte er ihren Bund nicht gleichwertig.

### 3.2.3 Zwischenfazit: Eine Außenseiterin im Bund

Stöckers Rolle im Bund zeigt die Ambivalenz, mit der der Bund politisch aktive Frauen behandelte. Sofern eine Frau wie Helene Stöcker in der Öffentlichkeit stand und die monistischen Ideen verbreitete, gab die Redaktion der Vereinszeitschriften ihr die Möglichkeit, sich öffentlich zu äußern und so in einer Gesellschaft sichtbarer zu werden, deren öffentliche Berichterstattung männlich dominiert war. Doch weitergehende Zusammenarbeiten mit ihren frauemanzipatorischen Vereinigungen oder eine bedeutende Position innerhalb des Monistenbunds baten die Monisten Stöcker nie an, auch nicht, als sie versuchte, sich noch weiter zu emanzipieren und aktiv am Vereinsleben und der Vernetzung teilzunehmen, da der Monistenbund qua monistischem Gesellschaftsbild nicht die Frauemanzipation als Ziel hatte.

Die führenden Vertreter des Vereins nannten diesen Grund zwar nie explizit; doch lässt es sich nur damit erklären, dass der Bund die Anfragen der politisch aktiven und prominenten Helene Stöcker zur Vernetzung ablehnte und bei der Vereinsgründung darauf achtete, keine Frauen als Gründungsmitglieder unter den Gründungsaufgruf zu setzen und keiner Frau eine Führungsposition im Bund gab. Der Verein sollte nicht zum

<sup>122</sup> Vgl. Ebd.

<sup>123</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Brief von Wilhelm Ostwald an Helene Stöcker, Brief aus NL Ostwald, Nr. 4246 vom 19. August 1913.

Werkzeug von Stöckers Frauenbewegung gemacht werden und hatte eigene Vorstellungen von Frauen und ihren Aufgaben, die der bürgerlichen traditionellen Geschlechterordnung entsprachen. In gemeinsamen Punkten wie der Opposition zum kirchlichen Einfluss auf die Gesellschaft waren sich Stöcker und führende Personen des Monistenbunds wie Haeckel und Ostwald einig. Innerhalb dieses schmalen Rahmens der Bekämpfung desselben ideologischen Gegners war eine Zusammenarbeit möglich und Stöcker durfte zahlreiche Artikel in den monistischen Publikationsorganen verfassen. Zudem teilten sowohl Stöcker und der Bund für Mutterschutz sowie der DMB beide rassen- und sozialhygienische Ziele wie das Ziel der kulturellen Höherentwicklung der Menschheit. Schließlich dürfte den monistischen Zeitschriften durch die prominente Autorin auch zu mehr LeserInnen verholfen worden sein. Doch die Zusammenarbeit endete beim Ende der ideologischen Gemeinsamkeiten und vermutlich aus der Angst, eine Frauenrechtsaktivistin als öffentliches Aushängeschild des Vereins selbst und nicht nur der Zeitschriften zu haben. Fanny Daxenbichler hatte jedoch genauso wie Helene Stöcker keine wichtige oder repräsentative Rolle im DMB inne, obwohl sie kein aktives Mitglied der Frauenbewegung war. Der Ausschluss dieser beiden Frauentypen aus wichtigen Vereinsaufgaben zeigt, wie unwichtig die Frauen im Monistenbund waren und offenbart das traditionelle Frauenbild des Bunds.

Trotz dieser negativen Bilanz für Stöckers Rolle im Bund zeigt ihre Biografie, dass sie sich sowohl auf individueller Ebene als auch gesellschaftlich emanzipierte. Denn sie nahm sich durch ihre Führungsrolle im Bund für Mutterschutz und auch im DMB durch ihre Artikel in den Vereinszeitschriften das Recht auf Öffentlichkeit und war zugleich auch im persönlichen Rahmen emanzipiert, da sie sich bewusst nicht unter die rechtliche Kontrolle eines Ehemanns stellte. Kapitel 1.1.1 beschreibt die Folgen einer Heirat und die Situation der Frauen um 1900, bevor sie den vollgültigen Staatsbürgerstatus erhielten: Sie waren finanziell und rechtlich von ihren Ehemännern abhängig. Stöcker entschied sich bewusst dagegen, hatte sie doch bereits mit ihren Eltern viel Streit über ihre Bildung und Lebensführung. Ihre individuelle Emanzipation strahlte durch ihre starke öffentliche Wirksamkeit auch stark in die politische Sphäre aus, was wahrscheinlich der Grund war, der einige Monisten wie Ostwald dazu veranlasste, sie nicht so stark zu fördern, wie Stöcker es sich wünschte, aus Angst, der Monistenbund könnte sich plötzlich in den Dienst von Stöckers bedeutenderem Frauenverein gestellt sehen. Der Widerstand einiger Monisten gegen Stöckers Emanzipationsoffensive kann als eine Reaktion auf die Befürchtung gelesen werden, durch ihren Erfolg von ihr vereinnahmt zu werden.

An diesen Analysen kann man zwei Dinge erkennen: Erstens war Stöcker – anders als Daxenbichler – eine öffentliche Person und eine Frau, die nicht nur sich selbst auf politischer und öffentlicher Ebene, sondern die Frauen im Allgemeinen auf politischer Ebene emanzipieren wollte. Ihre wichtige Bedeutung als eine der Wegbereiterinnen der modernen Sexualwissenschaft zeigt, dass sie einen Beitrag dazu leistete, die kaiserliche Gesellschaft an die veränderten industrialisierten, modernen Lebensrealitäten anzupassen: Es gab viele unverheiratete Mütter, unverheiratete Paare und unkonventionelle Se-

xualbeziehungen; die Sexualwissenschaftler entwickelten eine positive Beziehung zum Sexuellen, indem sie es entpathologisierten.<sup>124</sup> Dasselbe tat Stöcker.

Zweitens zeigt der unmittelbare Vergleich der beiden Biografien, die jeweils ein Paradebeispiel ihrer jeweiligen Kategorie der Haeckelverehrerin und der politischen Frauenrechtsaktivistin sind, worin genau die prototypischen Unterschiede der Kategorien bestehen. Das hilft bei der Einordnung der kommenden zehn Frauen.

### 3.3 Erna Friederici

Auch Erna Friederici korrespondierte wie Daxenbichler jahrelang mit Ernst Haeckel. Friederici spricht in ihrer gesamten Briefkorrespondenz mit Haeckel nicht von Frauenbelangen und offenbart auch nicht ihr Geschlechterverständnis. Sie war somit wahrscheinlich keine Frauenrechtsaktivistin. Der Quellenbestand umfasst lediglich Friedericis Briefe an Haeckel. Es ist bei vielen der in dieser Arbeit analysierten Briefkorrespondenzen der Fall, dass nur die Korrespondenz der Frauen erhalten ist, da Haeckels Nachlass im Vergleich zum Nachlass der untersuchten Frauen oftmals sorgfältiger gepflegt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

#### 3.3.1 Von der unbedeutenden Berufslehrerin...

Aus Friedericis Biografie geht hervor, woraus ihre ideologische Verbindung zum Monistenbund bestand. Das biografische Unterkapitel fällt in Friedericis Fall so spärlich aus, weil zu ihr fast keine biografischen Quellen zu finden sind. Die meisten Angaben zu ihr stammen aus ihren Briefen an Ernst Haeckel.

Erna Friederici lebte in Berlin. Sie hatte bereits durch ihre freidenkerischen Eltern Kontakt mit Haeckels Ideen.<sup>125</sup> Dadurch wurde sie selbst seine Anhängerin.<sup>126</sup> Durch die nicht-christliche Erziehung bezeichnet sich Friederici selbst bereits früh als »überzeugte Freidenkerin«<sup>127</sup>. Haeckels *Welträtsel* hätten diese Entwicklung nicht verursacht, jedoch ihre freidenkerische Weltanschauung maßgeblich vertieft und gefestigt. Wie aus ihren Briefen an Haeckel hervorgeht, wollte sie heiraten und war auch schon mit einem österreichischen Freidenker verlobt.<sup>128</sup> Doch sie löste die Verlobung aus unbekannten Gründen und außer den Briefen und einer Eintragung in Heinrich Schmidts Dankesband an Haeckel ist keine biographische Quelle über sie auffindbar, sodass nicht ermittelt werden

<sup>124</sup> Vgl. Kühl, Richard, *Der Große Krieg der Triebe. Die deutsche Sexualwissenschaft und der Erste Weltkrieg*, transcript Verlag: Bielefeld 2022, S. 74.

<sup>125</sup> Vgl. Friederici, Erna, o. T., in: Schmidt, Heinrich (Hg.), *Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben. Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit*, Bd. 2, Verlag Unesma: Leipzig 1914, S. 401–403, hier S. 401. Vor allem ihr Vater machte sie früh mit Haeckels Schriften vertraut.

<sup>126</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 403.

<sup>127</sup> Ebd.

<sup>128</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01554 vom 24. Dezember 1908.

kann, ob sie zu einem späteren Zeitpunkt doch noch heiratete.<sup>129</sup> Sie war allerdings nach der Lösung ihrer Verlobung in der Zentrale für Jugendfürsorge und am Berliner Jugendgericht angestellt und besuchte die soziale Frauenschule in Berlin.<sup>130</sup> Unterlagen dieser Schule bestätigen, dass sie die Oberstufe 1909 und 1910 besuchte, diese erfolgreich absolvierte und zudem, dass sie in den Jahren 1926 und 1927 nicht verheiratet war, keine Kinder hatte und weiterhin als Berufslehrerin tätig war.<sup>131</sup> Sie plante auch, weiter im sozialen Bereich zu arbeiten. Somit war Friederici keine studierende, jedoch eine schulisch gebildete und erwerbstätige Frau, die im emanzipatorischen reformerischen Umfeld arbeitete, jedoch nicht öffentlich zur Frauenfrage publizierte. In ihrem Beitrag für den Dankesband an Haeckel findet sich ihr einziger aufgefunder Kommentar zur Frauenbildung. So kritisiert sie in diesem die mangelnde naturwissenschaftliche Bildung, trotz derer sie sich als junge Frau bemühte, Haeckels Schriften zu verstehen.<sup>132</sup> Die Hauptaussage ihrer dreiseitigen Lobrede auf Haeckel ist, dass sie seinen herausragenden und vorbildlichen Charakter lobt, »denn mehr als seine Werke noch, hat der Mensch Haeckel«<sup>133</sup> auf sie gewirkt.<sup>134</sup> Haeckels offener, warmherziger und aktiver Charakter seien für Friederici seine besonderen Merkmale gewesen, die neben seiner Lehre die Menschen und auch sie positiv beeinflussten. Diese Haltung drückt sich auch in ihren Schreiben an Haeckel aus.

---

129 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01556 vom 18. Juni 1909. Es existiert eine Akte über eine Hilfslehrerin Namens Erna Friederici im Stadtarchiv Stralsund. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um die in dieser Arbeit betrachtete Erna Friederici. Das Geburtsdatum würde zwar passen, da die Freidenkerin Friederici sich 1903 als junges Mädchen sah, (Vgl. Friederici, Erna, o. T., in: Schmidt, Heinrich (Hg.), *Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben*, Leipzig 1914, S. 401.) und auch die Lehrerin aus Stralsund 1882 geboren wurde und somit 1903 ebenfalls noch in ihrer Jugend war, doch in ihrem Lebenslauf gibt die Stralsunderin an, dass ihr Vater bereits am 1. Februar 1896 verstarb. (Vgl. Stadtarchiv Stralsund, Stadt-Schuldeputation zu Stralsund, Acta Volksschulen betreffend der Lehrerin Erna Friederici, geb. am 8. August 1882, Rep. 23 Nr. 387, 1908, S. 21.) Somit kann er nicht in den frühen 1900ern mit seiner Tochter die zahlreichen monistischen Veranstaltungen besucht haben, wie die Berliner Freidenkerin Friederici es in den untersuchten Briefen beschreibt. Folglich ist der Vater der Stralsunder Friederici nicht der Vater der Berliner Friederici und somit ist die Stralsunder Erna Friederici auch nicht die hier relevante Frau.

130 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01560 vom 15. Februar 1910.

131 Vgl. Alice-Salomon-Archiv, 1-C1.115, Bericht an die ehemaligen Schülerinnen (1926) und 1-C1.116, Bericht an die ehemaligen Schülerinnen (1927). Folgende Zeile kommt identisch in beiden Formularen vor, die unter anderem die Absolventinnen der Jahre 1909 und 1910 auflisten: »Erna Friederici, Berufsschullehrerin, Berlin, Bülowstr. 73« (Ebd., jeweils S. 3.) Wenn andere ehemalige Schülerinnen verheiratet waren oder Kinder hatten und das der Schulleiterin bekannt war, erwähnte sie es in ihren Schreiben. Das kann als Indiz dafür gesehen werden, dass Friederici 1927 ledig und kinderlos war.

132 Vgl. Friederici, Erna, o. T., in: Schmidt, Heinrich (Hg.), *Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben*, Leipzig 1914, S. 401.

133 Ebd., S. 402.

134 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

### 3.3.2 ...zur unbedeutenden Haeckelanhängerin

Friedericis Korrespondenz mit Haeckel der Jahre 1900 bis 1910 ist im Ernst-Haeckel-Archiv in Jena erhalten. Friedericci war Mitglied des Monistenbunds und nahm an zahlreichen monistischen und freidenkerischen Kongressen teil, von denen sie Haeckel in ihren Briefen erzählte. Sie besuchte viele Veranstaltungen der Berliner Ortsgruppe an ihrem Wohnort, doch auch Kongresse in anderen Städten und Ländern.<sup>135</sup> Auch innerhalb Deutschlands war sie gemeinsam mit ihrer Familie auf Reisen zu monistischen Veranstaltungen wie dem Sommerfest der Plauener Ortsgruppe des Monistenbunds in Jena im Jahr 1909.<sup>136</sup>

#### 3.3.2.1 Die passive Teilnehmerin

In keinem ihrer Briefe schreibt sie jedoch von einer besonderen Aufgabe oder Position ihrer Person im Bund, die über die Rolle einer interessierten monistischen Zuhörerin und passiven Teilnehmerin monistischer Veranstaltungen hinausging. Auch auf Grund ihrer Nachfrage an Haeckel, ob er wisse, dass sie auch Mitglied des Monistenbunds sei, liegt die Annahme nahe, dass sie keine Leitungsposition und auch keine regionale öffentlichkeitswirksame Position im Monistenbund einnahm.<sup>137</sup> Ihr Engagement im Bund wurde aus ihrer Sicht auf geradezu ironische Weise eingeschränkt: In späteren Briefen schreibt sie von einer Berufstätigkeit im sozialen Bereich, die viel ihrer Zeit in Anspruch nehme.<sup>138</sup> Davon sei auch ihre Teilnahme an monistischen Veranstaltungen beeinträchtigt. Ihre Erwerbsarbeit stand folglich auf Grund zeitlicher Ressourcenausschöpfung ihrer Frequentierung monistischer Veranstaltungen im Weg. Symbolisch reiht sich dieser Zusammenhang, der jedoch kein inhaltlicher, sondern ein organisatorischer ist, mit dem inhaltlichen Widerspruch zwischen dem Einsatz für Frauenerwerbsarbeit und der monistischen Kulturtheorie, die ein dualistisches Geschlechterbild hatte und Frauenerwerbsarbeit nicht unterstützte, ein.

135 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friedericci an Ernst Haeckel, Brief 01535 vom 16. September 1905 zu einem monistischen Kongress in Paris und vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friedericci an Ernst Haeckel, Brief 01545 vom 10. September 1907 zu Ernas Kurzeinschätzung zu einem Prager Monistenkongress an Haeckel. Auch in ihrer Berliner Ortsgruppe habe sie 1908 dem Monistenkongress beigewohnt und sie kannte das Programm der Berliner Ortsgruppe ausführlich, wie sich in ihrer Einschätzung des Programms in einem Brief an Haeckel zeigt. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friedericci an Ernst Haeckel, Brief 01553 vom 6. Oktober 1908.)

136 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friedericci an Ernst Haeckel, Brief 01556 vom 18. Juni 1909.

137 Friedericci schreibt Haeckel: »daß[!] ich Mitglied vom Monistenbund bin, wissen Sie wohl?« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friedericci an Ernst Haeckel, Brief 01541 vom 14. Oktober 1906.) Als Ehrenvorsitzender des DMB hätte Haeckel das auf jeden Fall gewusst und eine Nachfrage wäre überflüssig gewesen, wenn Friedericci eine wichtige Position im Bund eingenommen hätte.

138 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friedericci an Ernst Haeckel, Brief 01564 vom 21. November 1910. Bereits in einem früheren Brief berichtet Friedericci von einem sich anbahnenden Zeitkonflikt ihrer monistischen Aktivitäten und ihrer Bildungs- und Berufslaufbahn. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friedericci an Ernst Haeckel, Brief 01560 vom 15. Februar 1910.)

### 3.3.2.2 Ein oberflächlicher Austausch

Der inhaltliche Austausch zwischen Friederici und Haeckel war nicht so intellektuell tiefgehend wie jener von Daxenbichler und Haeckel. Das lässt sich an den besprochenen Themen festmachen. Anders als Daxenbichler schrieb Friederici kaum über naturwissenschaftliche oder philosophische Abhandlungen Haeckels oder anderer Autoren und diskutierte somit auch keine konkreten gesellschaftlichen Fragen mit Haeckel. Zwar diskutierte auch Daxenbichler nicht explizit wissenschaftliche Fragen, doch sie tat Haeckel ihre Meinung zu Abhandlungen kund, die solche Fragen verhandelten, und befand sich dadurch im Vergleich zu Friederici in einem hochintellektuellen Austausch mit ihm und seinen sowie anderer Theoretiker Ideen. In Friedericis Briefen bleiben Kommentare zur aktuellen monistischen Literatur und zu vereinspolitischen Fragen jedoch die Ausnahme. Nur einmal kritisiert sie Vielhaber für seine Opposition zu Haeckel und meint, sie denke sogar darüber nach, deshalb aus dem Monistenbund auszutreten.<sup>139</sup> Und nachdem Friederici Haeckel bei einem Besuch in Jena nicht antraf und ihm eine Orchidee hinterließ, woraufhin Haeckel ihr einen Brief mit der Frage nach einem Buchwunsch als Geschenk schickte, lehnt Friederici in ihrem Antwortschreiben mit den höflichen Worten ab, sie könne keinen besonderen Wunsch äußern, da sie durch Haeckel bereits »schon so viele schöne Augenblicke«<sup>140</sup> erlebt habe und nicht in der Position sei, Forderungen zu stellen. Diese Einstellung spiegelt den inhaltlichen Austausch des gesamten Briefverkehrs wider, denn nur zweimal erwähnte Friederici, dass sie Artikel zu Haeckel gelesen habe und nur einmal empfiehlt sie selbst Haeckel einen Artikel, der allerdings nur eine Karikatur Haeckels skizziert und der Belustigung dienen sollte.<sup>141</sup> Von den beiden von ihr gelesenen Artikeln handelt einer von der Eröffnung des Phylogenetischen Museums und der andere ist ein Artikel Haeckels im *Cosmos*, von dem sie lediglich erwähnt, dass sie ihn aufmerksam gelesen habe.<sup>142</sup> Nun stellt sich die Frage, ob sie nur nicht darüber schrieb, welche monistische Literatur sie darüber hinaus las, oder ob sie keine weitere monistische Literatur las. Es ist auf Grund ihres Interesses an dem monistischen Ortsgeschehen und ihrem Besuch internationaler monistischer Kongresse anzunehmen, dass sie zumindest die monistische Presse und die Presse über den Monismus verfolgte, kritisierte sie doch Vielhaber und seine Positionen in der Vereinspolitik offen. Dennoch ist es ein Fakt, dass sie und Haeckel sich nicht über die naturphilosophischen Fragen und auch nicht in einem nennenswerten Maß wie Daxenbichler und Haeckel es taten über Vereinspolitik austauschten. Daraus lässt sich allerdings angesichts des regen inhaltlichen Austauschs mit Daxenbichler nicht schließen, dass Haeckel Frauen den Grad an In-

139 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01564 vom 21. November 1910.

140 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01558 vom 8. September 1909. Mit den schönen Augenblicken meint Friederici die Zeit des gemeinsamen Austauschs bei einem Treffen in Rom und die Erinnerung an dieses Treffen.

141 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01544 vom 26. Mai 1909.

142 Vgl. zur Berichterstattung über die Jubelfeier zur Eröffnung des Phylogenetischen Museums Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01551 vom 20. August 1908 und zum Artikel von Haeckel als Verfasser vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01547 vom 15. Dezember 1909.

tellektualität für den Austausch mit ihm nicht zusprach. Doch Friederici war keine der Frauen im Bund, mit der ein solcher Austausch stattfand. Friedericis Briefe beinhalten hauptsächlich Glückwünsche zum Geburtstag, zu Neujahr, zu Weihnachten und zu Ostern. Doch auch sie stellt ihre monistische Weltansicht in ihren Briefen klar.<sup>143</sup> Das tat sie nicht so oft wie Daxenbichler, was auch daran liegen kann, dass Daxenbichlers Erstkontakt mit Haeckel postalisch war, während Friederici hingegen das erste persönliche Treffen mit Haeckel in Rom zum Anlass für ihren intensiven Briefaustausch mit ihm nahm, zu dem sie bereits in Person über ihre Weltanschauung gesprochen haben wird.

Friederici blieb somit auch im Austausch wie schon auf den monistischen Veranstaltungen in der Rolle der Beobachterin. So berichtete sie Haeckel mehrmals von den von ihr besuchten monistischen Veranstaltungen und schrieb dabei vor allem von der Beteiligung an diesen. So sei die Beteiligung der Berliner Monisten an den Veranstaltungen ihrer Ortsgruppe zeitweise sehr gering gewesen.<sup>144</sup> Und auch die Beteiligung der italienischen und französischen Monisten habe auf dem Brüsseler Monistenkongress 1910 zu Wünschen gelassen.<sup>145</sup> Sie gab ihre Beobachtungen an Haeckel weiter, trug jedoch selbst in ihrer Korrespondenz nichts zum philosophischen Ausbau des Monismus bei.

Auf persönlicher Ebene ist im Austausch zwischen Friederici und Haeckel weniger ausgeprägt als zwischen Daxenbichler und Haeckel ein Lehrer-Schülerin-Verhältnis zu erkennen. Obwohl durch die Anrede ›Professor‹ stets ein Hierarchiegefälle zwischen den beiden Korrespondierenden ausgedrückt wird, geben die Briefe keine explizite absolute Ergebenheit Friedericis für die Lehren Haeckels wider, wie es bei Daxenbichlers Briefen an Haeckel der Fall ist. Dennoch betonte auch Friederici wie Daxenbichler ihre Verehrung für Haeckel als Person. In einem Brief charakterisiert sie ihre Verehrung für Haeckel näher und schreibt an ihn: »Ich werde immer tief in Ihrer Schuld bleiben. Aber glauben Sie mir, der Gedanke an Sie, Ihr Leben und Wirken, ihren vorbildlichen Charakter hat mich oft aufgerichtet, wenn ich unter schieren Enttäuschungen litt.«<sup>146</sup> Diese Aussage zeigt, dass die Briefautorin sich Haeckel als charakterliches Vorbild nahm und ihn als menschlich herausragend ehrte. Sie wünschte ihm stets alles Gute und hoffte auf eine Wiederholung ihres Treffens, die jedoch aus Organisationsgründen nie zu Stande kam.

Haeckels erstes Treffen mit der Familie Friederici fand in Rom statt.<sup>147</sup> Seit diesem Treffen schrieb Erna Friederici Haeckel zahlreiche Briefe, in denen sie ihn meistens auch

143 Sie schreibt von einem anderen Monisten explizit als »Gesinnungsfreund« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01556 vom 18. Juni 1909.) und offenbart somit ihre monistische Grundhaltung. Zudem schreibt sie von den Verdiensten eines Monisten »für unsere Weltanschauung« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01549 vom 28. April 1908.) und meint damit die monistische Weltanschauung des DMB, der auch sie anhänge. Dabei ist anzumerken, dass es keine einheitliche monistische Weltanschauung gab, wie die internen Vereinskonflikte um philosophische Grundsätze, zum Beispiel um die Verfolgung einer Energetik Ostwalds oder des Substanzmonismus Haeckels, offenbaren.

144 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01549 vom 28. April 1908.

145 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01563 von 1910.

146 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01558 vom 8. September 1909.

147 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01531 vom 22. Dezember 1904.

von ihren Eltern grüßten ließ und die teilweise auch von ihren Eltern oder im Namen ihrer Eltern oder anderer Familienangehöriger von ihr unterschrieben wurden.<sup>148</sup> Dieser Umstand zeigt, dass nicht nur sie, sondern auch ihre Familie mit Haeckel in einem regelmäßigen, doch fachlich oberflächlichen Austausch stand. Folglich war ihre Beziehung zu Haeckel nicht nur persönlichen Charakters, sondern immer auch in das familiäre Setting des haekelverehrenden Vaters und vermeintlich auch der Mutter eingebettet. Mit ihrem Vater besuchte Friederici regelmäßig gemeinsam die monistischen Kongresse.<sup>149</sup>

Friederici verehrte Haeckel jedoch nicht nur menschlich. Obwohl sie sich auf Haeckel als Person fokussierte und sich nicht viel über monistische Philosophie mit ihm austauschte, kann davon ausgegangen werden, dass sie auch Haeckels Lehren anhing, sowie sie auch die Artikel über Haeckel und den Monistenbund und vor allem die aktuellen monistischen Veranstaltungen verfolgte. Denn sie selbst identifizierte sich als Monistin und hielt nicht nur mit Haeckel Korrespondenz, da er ihr und ihrer Familie sympathisch war, sondern, da er der Ehrenvorsitzende des Bunds war, der ihre Weltanschauung vertrat.

Die Tatsache, dass es in den Briefen zu so gut wie keinem inhaltlichen Austausch über den Monismus kam, offenbart die passive Rolle, die Friederici sich selbst als Frau im Monistenbund zusprach. Trotz ihrer Berufstätigkeit war sie in keiner Weise eine weltanschauliche Anführerin, denn sie tauschte sich nicht einmal mit den führenden Köpfen ihrer eigenen Weltanschauung über diese aus. Sie wollte sie nicht eigenständig öffentlich verteidigen oder verbreiten. Und tatsächlich verfasste sie keine Artikel in Zeitschriften, weder in monistischen noch in anderen Publikationsorganen.

### 3.3.3 Zwischenfazit: Eine typische Hackelanhängerin

Friederici entsprach den monistischen Forderungen an Frauen ihrer Zeit – mit Einschränkungen: Erstens war sie zwar öffentlich und auch im privaten Austausch mit Haeckel unpolitisch und zeigte keine Eigeninitiative in der öffentlichen Verteidigung ihrer monistischen Weltanschauung. Daxenbichler mag zwar ebenfalls nicht öffentlichkeitswirksam aufgetreten sein, doch vertrat sie eine ganz klare ideologische Linie: Sie hing Haeckels Theorien bedingungslos an und artikulierte das auch in ihren Briefen. Zweitens war Friederici allerdings beruflich tätig, doch auch erst nach der Lösung ihrer Verlobung. Somit ist auch in Friedericis Lebenslauf die Entscheidung zwischen Erwerbsarbeit und Familienleben zu erkennen, vor der Männer zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht standen, die aber der Monismus mit seiner Einteilung in eine weibliche mütterliche private Sphäre und in eine grundsätzlich männliche öffentliche Sphäre unterstützte. Sie war eine Haeckelverehrerin wie Daxenbichler, lebte jedoch auf Grund

148 Vgl. Erna Friedericis wiederholt genutzte Grußformeln mit dem Zusatz, sie grüße auch »im Namen meiner [Erna Friedericis] Eltern« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01537 vom 30. Februar 1905.) und die Erwähnung ihrer elterlichen Grüße in einem Großteil ihrer Briefe an Haeckel.

149 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01547 vom 15. Dezember 1909. Das lässt sich aus der erwähnten bedauerten Ablehnung der gemeinsamen Einladung von Tochter und Vater sowie aus dem erwähnten gemeinsamen Besuch eines monistischen Sommerfests ableiten. (Vgl. zum monistischen Sommerfest Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erna Friederici an Ernst Haeckel, Brief 01556 vom 18. Juni 1909.)

ihrer Kinderlosigkeit nicht das monistische Ideal, da sie keine Kinder hatte, und verlieh zudem ihrer Verehrung für Haeckel nicht so stark Ausdruck wie Daxenbichler es tat.

Doch wie auch Daxenbichler war sie für den Monistenbund als Organisation ein unbedeutendes Mitglied, das keine Leitungspositionen bekleidete und keinen Einfluss auf Vereinsentscheidungen hatte. Auch Fanny Daxenbichler machte keinen Einfluss auf Vereinsfragen geltend, da sie selbst keine Machtposition im Bund hatte und Entscheidungen im Bund nur bedeutend hätte mitbestimmen können, wenn sie versucht hätte, Haeckel zu beeinflussen, was sie jedoch nicht tat. Dennoch machte sie ihre weltanschauliche Position in ihren Briefen klarer als Friederici deutlich und nahm im Gegensatz zu dieser so an der Verhandlung monistischer Grundsätze teil. Zusammenfassend war Erna Friederici eher eine Haeckelverehrerin als eine Frauenrechtsaktivistin, doch betonte sie in ihren Briefen vor allem die Person Haeckel und weniger dessen Ideen als Motivation für ihre Mitgliedschaft im Monistenbund.

Diese Analyseergebnisse zeigen zunächst auf, dass Friederici keine besondere Rolle im Bund einnahm und zudem auch noch keinen Antrieb zu mehr Bildung aus ihrem Austausch mit Haeckel zog, wie es Daxenbichler tat. Sie scheint wenig emanzipiert gewesen zu sein, sowohl gesellschaftlich als auch individuell.

Doch schaut man genauer hin, ist auch bei ihr die individuelle Emanzipation erkennbar. Auch sie nahm Haeckels Schriften zum Anlass, sich weiterzubilden, wie aus ihrer Lobrede auf Haeckel hervorgeht – und das nicht nur im privaten Rahmen des Selbststudiums, wie Daxenbichler es tat, sondern auf der Sozialen Frauenschule, wo sie sogar Lehrerin wurde. Somit drückte sie es nicht so explizit in ihren Briefen aus wie Daxenbichler, doch auch sie strebte danach, sich weiterzuentwickeln und sogar aus vorgegebenen Rollenzuweisungen an Frauen auszubrechen. Sonst hätte sie ihre Verlobung nicht gelöst und wäre Hausfrau geworden, ohne erwerbstätig zu werden. Friederici war nicht publizistisch aktiv, doch stand sie durch ihre schulische Erwerbsarbeit in der Öffentlichkeit. Somit war sie in einem reformerischen Umfeld berufstätig und dadurch auch auf gesellschaftlicher Ebene emanzipierter als Daxenbichler.

### 3.4 Ella von Crompton

Ella von Crompton war eine Monistin aus der Berliner Ortsgruppe, von deren Austausch mit Haeckel zahlreiche Briefquellen erhalten sind. Wie auch bei Haeckels meisten anderen Briefkontakten sind lediglich von Cromptons Briefe an ihn, die Eingang ins Ernst-Haeckel-Archiv gefunden haben, nicht jedoch seine Antwortschreiben erhalten. Diese Briefe stellen nahezu die einzigen Quellen dar, aus denen sich ihre Biografie rekonstruieren lässt. Daher lässt sich vermuten, dass sie – anders als publizistisch aktive Frauenrechtsaktivistinnen wie Stöcker und Jannasch – außerhalb des Monistenbunds nicht politisch aktiv war.

### 3.4.1 Ella von Crompton als Hausfrau und selbstständige Frau im Familienunternehmen

Laut Angaben in einem Brief war sie 1907 29 Jahre alt und wurde demnach entweder 1887 oder 1888 in Königsberg in Ostpreußen als Ella Gewert geboren.<sup>150</sup> In einem späteren Brief vom Juni 1917 gibt sie an, in 8 Tagen 40 Jahre alt zu werden.<sup>151</sup> Folglich wurde sie am 26. Juni 1887 geboren.<sup>152</sup> Im ersten und längsten Brief an Haeckel, der elf Briefbögen umfasst, beschreibt von Crompton Haeckel ihre gesamte Lebensgeschichte mit dem Schwerpunkt auf der schweren Kindheit und der rechtlichen Misere ihres Ehemanns, um ihn um Unterstützung zu bitten. Ihr Vater stamme aus einer Gutsbesitzerfamilie und sei Verwaltungsangestellter gewesen.<sup>153</sup> Die Familie hatte Gutsbesitz im ostpreußischen Land bei Königsberg; zumindest anfänglich soll die Familie nach von Cromptons eigener Einschätzung wohlhabend gewesen sein.<sup>154</sup> Vom väterlichen Wohlstand habe sie aber zu Lebzeiten ihres Vaters nicht profitieren können, da er bereits als sie sieben Jahre alt war in eine psychiatrische Heilanstalt eingewiesen worden sei und einen gesetzlichen Vormund erhalten habe, nachdem er von der Mutter geschieden worden sei und das nicht habe verkraften können. Die Vormundsaufgabe hätten die Verwandten ihres Vaters

<sup>150</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1907–02–16 vom 16. Februar 1907. In einem Brief von 1917 erwähnt sie den Namen Gewert explizit als ihren Mädchennamen. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–10–28 vom 28. Oktober 1917.)

<sup>151</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–06–18 vom 18. Juni 1917.

<sup>152</sup> Die Überprüfung ihres Geburtsdatums konnte nicht mit standesurkundlichen Unterlagen bestätigt werden und ihr Sterbedatum konnte auf Grund der Unkenntnis über ihren Aufenthaltsort nach 1919 nicht ermittelt werden. Weder die lokalen Kreisarchive um Groß Brütz in Ludwigslust-Parchim noch das Schweriner Landeshauptarchiv, in dem die Geburten- und Sterberegister Mecklenburgs vor 1952 zu großen Teilen archiviert werden, wie auch das Landeskirchliche Archiv der Evangelischen Kirche Mecklenburgs konnten Unterlagen zu Ella von Crompton ausmachen. Lediglich in dem Standesamt Lützow-Lübsdorf könnte zumindest eine Meldekartei von Cromptons vorhanden sein, doch die Standesbeamtin habe keine Kapazitäten zur Archivdurchsicht und eine eigenständige Recherche im standesamtlichen Archiv durch Außenstehende sei streng untersagt.

Schließlich konnte eine hilfsbereite Archivarin aus dem Kreisarchiv Ludwigslust-Parchim die Auskunft erteilen, die das Schweriner Landeshauptarchiv nicht erteilt hat: Im Oktober 1919 sei in Mecklenburg die letzte Volkszählung vor 1945 gemacht worden, deren Unterlagen im Landeshauptarchiv in Schwerin liegen. Aus einer internen Datenbank konnte sie auch entnehmen, dass Ella von Crompton tatsächlich am 26. Juni 1887 in Königsberg in Ostpreußen geboren worden war. (Vgl. Mail aus dem Kreisarchiv Ludwigslust-Parchim an Jasmin Wieloch zu Ella von Crompton vom 24.05.2022.)

<sup>153</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1907–02–16 vom 16. Februar 1907. Den Beruf ihres Vaters gibt sie mit Generallandschaftskassierer an. Das war ein Verwaltungsberuf in der Finanzabteilung der ostpreußischen Landschaft. Diesen Schluss kann man aus der Etymologie des Worts ›Kassierer‹ ziehen, das auch Geldverwalter bedeutet und nicht nur den gegenwärtigen Beruf des angestellten Verkäufers abbildet. (Vgl. o. A., Art. Kassierer, in: Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/wb/Kassierer> [zuletzt aufgerufen: 14.04.2022].)

<sup>154</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1907–02–16 vom 16. Februar 1907.

übernommen, die Ella von Crompton aus dem Vermögen ihres Vaters lediglich Geld für ihre Bildung zugewendet hätten. Ihre Kindheit beschreibt von Crompton als trostlos; sie spricht von körperlichen Misshandlungen durch ihre Mutter und deren neuen Ehemann. Erst mit 19 Jahren habe sie die Verwandtschaft ihres Vaters seit der Scheidung ihrer Eltern wiedergesehen. Die Erfahrung fehlender Unterstützung seitens ihrer Verwandten, die von Crompton als stark religiöse ChristInnen charakterisiert, mag zu ihrer ablehnenden Haltung gegenüber dem Christentum beigetragen haben. Mit 20 Jahren habe sie den 14 Jahre älteren Eugen von Crompton geheiratet.<sup>155</sup> Dieser habe nach dem Abitur als Landwirt gearbeitet und sei in diesem Bereich erfolgreich gewesen, später aber sei er nach einem für ihn nachteiligen Kauf eines eigenen Landguts finanziell ruinirt gewesen; seinen gesellschaftlichen Status stellt sie als prekär dar.<sup>156</sup> Von Crompton und ihr Mann hätten in dieser Zeit »aus Liebe«<sup>157</sup> geheiratet. Sie hatten keine gemeinsamen Kinder, doch nahmen sie während des Ersten Weltkriegs ein aus den Kriegswirren in Ostpreußen geflüchtetes Kleinkind auf, das sie Edeltraut nannten und wie ihr eigenes Kind großzogen.<sup>158</sup> Die Fürsorge für ihre Familie ist ein fundamentaler Bestandteil ihrer Briefe. So bat sie Haeckel auch um Hilfe – er sollte ihrem Mann Kontakte zu möglichen Arbeitgebern vermitteln und der Familie Darlehen gewähren.<sup>159</sup> Später sorgte sie

155 Ihr Ehemann sei zwar in Queenstown in Südafrika geboren worden, sei jedoch ethnisch deutschstämmig, sodass er auch deutsch sozialisiert worden sei. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1916–08-18 vom 18. August 1916.) Der Abgleich mit bei der Volkszählung von 1919 gemachten Angaben bestätigt Ella von Cromptons Aussagen in den Briefen. So ist das Geburtsdatum Eugen von Cromptons in der Volkszählung mit dem 03. April 1863 in Queenstown im Kap der Guten Hoffnung in Südafrika angegeben worden. (Vgl. Mail aus dem Kreisarchiv Ludwigslust-Parchim an Jasmin Wieloch zu Ella von Crompton vom 24.05.2022.)

156 Es fällt auf, dass von Crompton nicht ihren Mann, sondern die Verkäufer für die nachteilige Kaufentscheidung und die damit verbundenen finanziellen und gesellschaftlichen Probleme – ihr Mann musste sogar in Folge der finanziellen Kalamitäten in Haft – verantwortlich macht. Die Verkäufer hätten ihrem Mann falsche Grundstücksgrenzen aufgezeigt. Weiterhin beklagt sie sich, dass ihr Mann zwar nach dem Absitzen seiner Haftstrafe wieder in Arbeit gekommen und sogar als landwirtschaftlicher Betriebsdirektor, Amtsvorsteher und Standesbeamter tätig gewesen sei, aber dann nach Entdeckung seiner kriminellen Vergangenheit seine Arbeit wieder verloren habe. (Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1916–08-18 vom 18. August 1916.)

157 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1907–02-16 vom 16. Februar 1907.

158 »Wir haben keine Kinder, sind ganz allein.« (Ebd.), schreibt sie im ersten Brief an Haeckel noch, um ihre finanzielle und berufliche Notsituation durch die Arbeitslosigkeit ihres Manns und ihre eigene Hilfsbedürftigkeit dadurch zu unterstreichen, da die Verwandten von ihr und ihrem Mann sich alle von ihnen abgekehrt hätten und sie finanziell nicht unterstützt haben. Danach nahm das Ehepaar zu Beginn des Ersten Weltkriegs Trautchen auf. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1914–09-12 vom 12. September 1914.) Edeltrauts Geburtsdatum wurde nachträglich mit dem 24.01.1914 und dem Geburtsort Königsberg behördlich eingetragen (basierend auf einer Auskunft des Kreisarchivs Ludwigslust-Parchim zu Ella von Crompton vom 24.05.2022).

159 Ein Beispiel für die Bitte um die Aktivierung seiner Arbeitskontakte für sie stellt ihr Brief an Haeckel von 1909 dar. In diesem bittet Ella von Crompton ihn, ihr »eine Empfehlung zu geben« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–07-08 vom 8. Juli 1909.). Diese Bitte wiederholt sie in ihrer Korrespondenz mehrmals. (Vgl. zum Beispiel Ernst-Hae-

auch für ihre Ziehtochter Edeltraut, die sie in ihren Briefen Trautchen nennt. Sie berichtet Haeckel in ihren Briefen regelmäßig, wie ihre Ziehtochter sich entwickle,<sup>160</sup> wie sie sich um Trautchen kümmere, etwa, dass sie sie offiziell unter ihrem neuen Namen taufen und registrieren lassen wolle.<sup>161</sup> Trautchen sei mit den von Cromptons als Mutter und Vater aufgewachsen.<sup>162</sup>

Folglich lebte Ella von Crompton bezüglich ihrer Rolle als Ehefrau und (Stief-)Mutter auf den ersten Blick entsprechend der traditionellen Rollenzuschreibungen. Doch die Beschäftigung mit ihrem Privatleben sowie ihrem Erwerbsleben zeichnet ein teilweise anderes Bild.

### 3.4.1.1 Emanzipatorische Tendenzen?

Durch die Volkszählung von 1919 ist bekannt, dass die Ehe von Ella und Eugen von Crompton vom 21. Januar 1898 am 08. Juni 1925 vom Landgericht Mecklenburg-Schwerin rechtskräftig geschieden worden ist.<sup>163</sup> Die Scheidung entspricht nicht dem damals vorherrschenden religiös-kulturellen Ideal einer stabilen und langfristigen Ehe.

---

ckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–03–18 vom 18. März 1911.) Zudem bittet sie ihn um die Nennung möglicher Arbeitgeber, die im Moment ZeichnerInnen für ihren Verlag suchten. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–07–22 vom 22. Juli 1909.) Auch für ihren Mann bittet sie um eine Stellenvermittlung. (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–08–31 vom 31. August 1911.) Die Bitte um einen Kredit lässt sich erstmals zur Begleichung der Krankenhauskosten auf Grund einer Unterleibsoperation in einem Brief ihres Ehemanns finden. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–12–07 vom 7. Dezember 1911.) Haeckel gewährte dem Ehepaar von Crompton die Summe von 300 Mark anschließend als Geschenk. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–12–26 vom 26. Dezember 1911.) Ein zweites Mal fragt Haeckels Korrespondenzpartnerin selbst nach einem Darlehen von 300 Mark zur Anfangsfinanzierung eines Telefoniegewerbes ihres Manns, welches Haeckel ihr auch gewährte. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–07–26 vom 26. Juli 1912.)

<sup>160</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1915–07–04 vom 4. Juli 1915.

<sup>161</sup> Vgl. zum Zeitaufwand für die Pflege Trautchens Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1914–10–21 vom 21. Oktober 1914. Zur Taufe Trautchens vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1916–08–24 vom 24. August 1916. Haeckel wurde Trautchens Pate. (Vgl. ebd.)

<sup>162</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–12–07 vom 7. Dezember 1911. In ihren Briefen erwähnt Ella von Crompton auch, wie sie von Trautchen »Mama« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–11–20 vom 20. November 1917.) genannt wird und wie ihr Ehemann von der Ziehtochter »Papa« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–11–21 vom 21. November 1917.) genannt wird. Folglich nahm das Ehepaar laut ihrer Darstellung vollumfänglich die Elternrolle ein.

<sup>163</sup> Vgl. Mail aus dem Kreisarchiv Ludwigslust-Parchim an Jasmin Wieloch zu Ella von Crompton vom 24.05.2022.

### 3.4.1.2 Autodidaktin und Künstlerin

Von Crompton war überdies gebildet und wollte eine erfolgreiche Künstlerin werden. Zwar hat sie »keine praktische Berufsausbildung genossen«<sup>164</sup>, aber zumindest die höhere Töchterschule absolviert.<sup>165</sup> Auch wenn sie keine weiteren Schul- oder Universitätsabschlüsse erlangt hat, interessierte sie sich auch für englische wissenschaftliche Literatur, die Haeckel ihr empfahl und war folglich der englischen Sprache mächtig.<sup>166</sup> Auf der einen Seite entsprach ihre Bildungskarriere zwar der vieler bürgerlicher Frauen, die weder ein Studium noch eine Berufsausbildung aufnahmen, auf der anderen Seite lässt sie ein deutliches Interesse an Weiterbildung erkennen und sie kritisierte die Lehrinhalte an den höheren Mädchenschulen – diese regten nicht zum selbstständigen Denken an.<sup>167</sup> Somit war von Crompton formal nicht gebildeter als andere Frauen aus ihrer gesellschaftlichen Schicht, aber dafür zeigte sie autodidaktische Tendenzen.

Aus ihren Briefen an Haeckel lässt sich ihre Erwerbsarbeitsgeschichte rekonstruieren. Sie zeichnen das Bild einer selbstständigen Frau, die in jungen Jahren in Berlin lebte und nicht nur berufstätig, sondern auch künstlerisch aktiv war und insoweit nicht den traditionellen weiblichen Zuschreibungen an Frauen entsprach. So suchte von Crompton immer wieder nach Zeichenaufträgen und bat Haeckel um Empfehlungen an Kunstdirektoren oder andere potenzielle Arbeitgeber und um die Mitteilung ihm bekannter freier Stellen, bevor sie schließlich Berlin verließ und damit der Kunstszenen den Rücken kehrte.<sup>168</sup> Gerade diese Art von Austausch, verbunden mit der Möglichkeit beruflicher

<sup>164</sup> Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–02–17 vom 17. Februar 1909.

<sup>165</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–03–18 vom 18. März 1911.

<sup>166</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–12–23 vom 23. Dezember 1912.

<sup>167</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1907–02–16 vom 16. Februar 1907.

<sup>168</sup> Vgl. hierzu eine kleine Auswahl der Briefe, in denen sie um Empfehlungen bittet: »Nun wollte ich Sie, hochverehrter Herr Geheimrat [Haeckel], bitten, ob Sie nicht die Güte haben möchten mir eine Empfehlung zu geben oder ein Schreiben, das ich auf Verlangen vorzeigen könnte, das vielleicht als kleine Empfehlung oder Ausweis über mich gehen könnte.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–07–08 vom 8. Juli 1909.) und »Nun dachte ich, ob Sie, hochverehrter, lieber, guter Herr Geheimrat, mir vielleicht irgend eine kleine Bestätigung geben könnten und möchten, das ich trotzdem nicht gar so dumm wäre, sondern wohl die nötige Reife hätte, um akademischen Vorlesungen folgen zu können.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–03–18 vom 18. März 1911.) Mit der zweiten Stelle bittet von Crompton Haeckel um eine Bescheinigung ihrer akademischen Reife, da sie akademische Biologiekurse besuchen möchte, um ihre zoologischen Zeichnungen zu verbessern, ohne jedoch das Abitur abgelegt zu haben.

Vgl. außerdem zur Bitte an Haeckel, ihr von freien Zeichenstellen zu berichten: »Ob ich mich vielleicht noch an andere Verlagshandlungen wenden könnte, [...] die Sie doch Alle[sic!] kennen und die doch auch Alle[sic!] einen großen Bekanntenkreis haben und darum vielleicht eher etwas wissen wie ich« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–07–22 vom 22. Juli 1909.) und ihre Bitte, sich zu erkundigen, ob Haeckels Schwiegersohn für sein Buch noch ZeichnerInnen brauche. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–12–20 vom 20. Dezember 1913.)

Vorteile, boten ihr den Anlass, Kontakt zu Haeckel aufzunehmen.<sup>169</sup> Haeckels Empfehlungsschreiben nutzte sie auch erfolgreich bei Bewerbungen zu ihrem Vorteil.<sup>170</sup> Es fällt auf, dass sie sich nicht bloß als Künstlerin verstand, sondern zugleich das Bedürfnis hatte, damit auch finanziell erfolgreich zu sein.<sup>171</sup> In ihren Briefen kommt das zum Ausdruck, wenn sie ihre Schwierigkeiten bei der Suche nach einer Einkommensquelle beschreibt: »Wenn ich nur [...] etwas und wenn auch noch so wenig verdienen könnte. Es fällt ja nur so schwer, einen Platz im Leben zu finden, wenn man wie ich keine praktische Berufsausbildung genossen hat.«<sup>172</sup> Diese Äußerung sagt nicht nur etwas über ihren Bildungsgrad aus, sondern auch über ihre Vorstellung von ihrem Leben als Frau: Sie wollte selbst Geld verdienen und tat es auch.<sup>173</sup> Das ist allerdings zu relativieren: Ihre Motivation erklärt sich zumindest auch damit, dass ihr Mann wegen seiner Probleme bei der Arbeitssuche keine sichere Versorgerrolle einnehmen konnte.<sup>174</sup> Indem sie selbst Geld verdiente, trug sie zu einem gemeinsamen Auskommen und einem besseren Lebensstandard bei. Mit dem »Platz im Leben«<sup>175</sup> meint sie also eine Arbeitsstelle, aber nicht zum Zweck der Selbstverwirklichung, sondern aus der Notwendigkeit heraus. Allerdings könnte man argumentieren, dass die Familienversorgung auch für Männer der Hauptgrund für ihre Erwerbsarbeit sei und dass Ella von Crompton durchaus auch künstlerisch

---

Sie nahm auch einige größere Aufträge an, von denen einer sogar 300 Mark Lohn für sie bedeutete. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1910–08–28 vom 28. August 1910.)

- 169 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1907–02–16 vom 16. Februar 1907. In ihrem Brief bittet sie Haeckel noch um die Vermittlung einer Stelle für ihren Ehemann: »wissen Sie nicht eine Stellung für meinen Mann oder sonst wie wir uns eine Existenz gründen können?« (Ebd.) Doch in den weiteren Briefen der folgenden Jahre häufen sich die Anfragen nach Zeichenaufträgen für sie selbst.
- 170 Vgl. »Um die Zeichnungen dazu [zu einem zoologischen Buchprojekt] habe ich mich nun unter Berufung auf Ihre gütige Empfehlung beworben.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–08–31 vom 31. August 1911.)
- 171 Vgl. hierzu »Obgleich ich nie mit Allem zufrieden bin. Ich bin manchmal ganz unglücklich darüber. Die Hälfte des Lebens ist vorbei und ich habe eigentlich noch nichts erreicht, das was mir vorschwebt als wirklich Schönes, werde ich ja doch nie erringen.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–06–27 vom 27. Juni 1913.) Hier beschwert sich von Crompton über den Ruhm der in einer Berliner Ausstellung ausstellenden KünstlerInnen, die ihrer Meinung nach kein künstlerisches Ansehen verdient hätten, und setzt ihre berufliche Erfolgslosigkeit in Kontrast zu dieser Erfahrung. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.) Sie selbst stelle fast nie aus und müsse den Zeichenaufträgen hinterherlaufen und ihre Aufträge würfen nur wenig Geld ab.
- 172 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–02–17 vom 17. Februar 1909.
- 173 »Arbeiten möchte ich, verdienen muß[!] ich« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–09–26 vom 26. September 1911.).
- 174 Sie schreibt explizit, dass es die Lebensverhältnisse seien, die sie zur Arbeit zwängen. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–07–08 vom 8. Juli 1909.) Damit meint sie die schwierige Arbeitssuche ihres Manns, die sie Haeckel zuvor in ihren Briefen beschreibt.
- 175 Ebd.

risches Renommee anstrebte.<sup>176</sup> Letzteres Argument überzeugt zwar nur für ihre Zeit bei Eisenach und in Berlin, als sie noch in dem ›frauenuntypischen‹ Künstlermetier tätig war;<sup>177</sup> also für die Zeit, in der sie auch nach einer künstlerischen Festanstellung suchte.<sup>178</sup> Allerdings wollte sie im Zuge dessen immerhin auch einen einjährigen akademischen Chemiekurs absolvieren, denn man könne »doch nie genug lernen, um vorwärts zu kommen«<sup>179</sup>. Bildung war ihr zuvor schon wichtig gewesen,<sup>180</sup> im Zuge ihrer Arbeitssuche wurde sie für von Crompton als Erfolgsfaktor noch interessanter.

### 3.4.1.3 Von der Versorgerin zur Mutter?

Auf Grund der schlechten Auftragslage und der fortwährenden Unsicherheit, die mit der Suche nach neuen Aufträgen verbunden war, sowie der hohen Lebenshaltungskosten in der Stadt und den Problemen ihres Manns, beruflich Fuß zu fassen, zog die Familie von Crompton schließlich auf das Mecklenburgische Land und eröffnete dort eine Pension.<sup>181</sup> In dieser unterrichtete von Crompton die weiblichen Gäste in Fragen der

<sup>176</sup> Auch an anderen Stellen schreibt sie von ihrem Traum des künstlerischen Erfolgs. So schreibt sie über eine Ausstellung, in der auch sie ihre Kunstwerke ausstellt: »Etwas bekannter hoffe ich dadurch zu werden.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–12–12 vom 12. Dezember 1913.) Zudem erhofft sie sich in einem anderen Brief die Zusage zu einer Arbeitsbewerbung, da sie »dadurch bekannter würde« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–08–31 vom 31. August 1911.) und so mehr neue Zeichenaufträge bekäme.

<sup>177</sup> Während ihrer künstlerischen und pädagogischen Tätigkeit als Auftragszeichnerin und Zeichenlehrerin in Berlin musste sie parallel auch die »häuslichen Aufgaben« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–03–13 vom 13. März 1913.) erledigen, die in der weiblichen Sphäre lagen. (Vgl. zur Tätigkeit als Zeichenlehrerin Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1914–02–16 vom 14. Februar 1914.)

<sup>178</sup> Vgl. hierzu »Mein Wunsch wäre es ja auch, bei Verlegern [als Zeichnerin] dauernde Beschäftigung zu finden; aber das fällt[sic!] halt sehr schwer.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–10–07 vom 7. Oktober 1912.) Auch hier ist zu erkennen, dass sie der künstlerischen Tätigkeit immer auch mit dem notwendigen Ziel der finanziellen Versorgung ihrer Familie nachging. So ertrug sie auch lange Zeit während ihrer Wohnzeit in Berlin die harte Konkurrenzsituation der ZeichnerInnen auf dem Arbeitsmarkt. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–06–17 vom 17. Juni 1912.)

<sup>179</sup> Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–03–26 vom 26. März 1912.

<sup>180</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–04–03 vom 3. April 1911. Hier schreibt sie von ihrer Hoffnung, durch Haeckels Empfehlungsschreiben zu Universitätskursen zugelassen zu werden.

<sup>181</sup> Von Crompton litt zunehmend unter der schlechten Auftragslage und dem mit dieser einhergehenden Gefühl, beruflich zu versagen, da sie durch ihre künstlerische Tätigkeit ihre Familie nicht ausreichend mitversorgen konnte. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1919–08–01 vom 1. August 1919.) Zudem hatte ihr Mann auch mit einer eigenen Firma, einem Telefoninformationsdienst, keinen Erfolg gehabt. (Vgl. zum Telefoniegeschäft Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–07–08 vom 8. Juli 1912 und vgl. zur Aufgabe des Waffengeschäfts Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1916–07–20 vom 20. Juli 1916.) Vgl. zur Pensionseröffnung »Nun bin ich nach reiflicher Überlegung zu dem Entschluß gekommen, auf's Land zu ziehen – denn die Lebenshaltung in Berlin hier ist zu unerschwinglich. – besonders da ›Kunst‹ in dieser Zeit ganz brach liegt.« (Ebd.) Das Betreiben der Pension durch die Familie von Crompton wird auch in ei-

Haushaltsführung,<sup>182</sup> eine Aufgabe, die viel Zeit in Anspruch nahm und für das Familienunternehmen von zentraler Bedeutung war – so sehr, dass Trautchen durch eine angestellte Kindergärtnerin betreut werden musste.<sup>183</sup> Aufschlussreich ist von Cromptons Selbsteinschätzung, nachdem sie in einem für Frauen typischeren Beruf als Pensionsleiterin und Haushaltslehrerin in ihrem Mecklenburger Heim tätig war – sie betrachtete sich als gescheitert. Die Geldnot der Familie auf Grund der schlechten Wirtschaftslage und der geringen Besucherzahlen ihrer Pension trugen zusätzlich dazu bei.<sup>184</sup> Für ihre künstlerische Tätigkeit sah sie auf Grund des Pensionsbetriebs keine Zeit mehr.<sup>185</sup>

Ihre berufliche Auslastung mit der Pension und die Einstellung einer Betreuungskraft für Trautchen sind für die Frage, inwieweit von Crompton den typischen Erwartungen an Frauen der damaligen Zeit entsprach, relevant – beides entspricht nicht den traditionellen Erwartungen an Mütter zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch wenn sie nicht politisch aktiv war wie etwa Helene Stöcker und dementsprechend nicht in der Öffentlichkeit stand, kann ihre Erwerbstätigkeit, wegen der sie sogar die mütterlichen Erziehungsaufgaben einer Angestellten übertrug, zumindest im Sinne eines emanzipierten Frauenbilds interpretiert werden. Das gilt umso mehr, als sie sich in der Rolle der Mitversorgerin und der tragenden finanziellen Säule für die Versorgung der Familie sah, was der emanzipatorischen Vorstellung von weiblicher Eigenverantwortung entspricht.

#### 3.4.1.4 Traditionelles Selbstverständnis und Sittlichkeitsvorstellungen

Ihre Briefe zeigen nichtsdestoweniger, dass sie trotz ihres mitunter emanzipierten Auftritts in der von ihr geschilderten Lebenswirklichkeit keinen intellektuellen Bezug zu Fragen der Emanzipation hatte. Ihre wenigen Stellungnahmen, die Aufschluss über ihre Geschlechtervorstellung geben, zeigen, dass sie einem klassischen, dualistischen Geschlechterbild verhaftet war. Sie bedauert es lebhaft, kein Mann zu sein, der Haeckel

---

ner Gerichtsakte des Amtsgerichts Gadebusch erwähnt, die die Unterlagen zu einem Gerichtsverfahren einer jungen Pensionärin gegen Ella von Crompton auf Grund finanzieller Streitigkeiten behandelt. (Vgl. Landeshauptarchiv Schwerin, Gerichtsakte Amtsgericht Gadebusch, 5.12-6/21 49, hier vor allem das Schreiben des Vaters der Klägerin an das Amtsgericht Gadebusch zur Erklärung der Anklage vom 2. Juli 1918, in dem die Adresse der von Crompton als AntragsgegnerInnen und deren Familienunternehmen erwähnt werden.)

182 Vgl. hierzu »Ich will mich nun bemühen, dort junge Mädchen in Pension zu nehmen zur Erlernung des Haushaltes. Wenn es mir glückt, einige zu bekommen, können wir leben, mithilfe des kleinen Stückchen Land's[sic!] und der Kleintierzucht, die ich dort mit meinem Manne anlegen will (Ziege, Schwein, Hühner etc.)« (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1916–07–20 vom 20. Juli 1916.).

183 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1918–06–15 vom 15. Juni 1918.

184 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1919–02–04 vom 4. Februar 1919. Dazu trügen die Teuerung der Lebenshaltungskosten und der Kosten für die Pension wie zum Beispiel der Heizkosten sowie die Abnahme der BesucherInnen bei. (Vgl. ebd.)

185 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1919–08–01 vom 1. August 1919.

nach ihrer Vorstellung besser gegen seine Feinde verteidigen könnte als sie als Frau.<sup>186</sup> So seien Frauen im Vergleich zu Männern weniger durchsetzungsfähig in Konflikten.

Auch von Cromptons Gedanken zur Sittlichkeit unterstützen ihr Frauenbild. Ihre Sittlichkeitsvorstellungen vertrat von Crompton bereits in Berlin. Sie befürwortet in einem Brief die Ehe und lehnt in mehreren Briefen außereheliche sexuelle Kontakte ab.<sup>187</sup> Frauen sollten nach ihrem Dafürhalten am besten Ehefrauen und keine Geliebten sein.

Ausgehend von ihrer Rolle im familiären Umfeld nahm sie auch Verallgemeinerungen zu ihren Zuschreibungen an Frauen vor, wobei eine Korrelation dieser Rollenzuschreibungen mit ihrer Abkehr von ihrem selbstständigeren und öffentlichkeitswirksameren Künstlerinnenberuf in der Stadt und der Hinwendung zur pädagogischen und hauswirtschaftlichen Pensionsarbeit auf dem Land auffällt. Die ›Mutterrolle‹ scheint sie kurz vor dem Wegzug nach Mecklenburg entdeckt zu haben. So beschreibt sie, wie sie sich um ihre Ziehtochter und ihren Mann gekümmert hat, als diese auf Grund einer Grippekrankung bettlägerig waren.<sup>188</sup> Die Hausarbeit sowie die Kindeserziehung blieben schon während eines Umzugs innerhalb Berlins stets Teil ihrer Aufgaben.<sup>189</sup> Seit sie Trautchen aufgenommen hat sah von Crompton es als ihre Aufgabe an, für ihre gute Erziehung zu sorgen.<sup>190</sup> In diesem Zusammenhang lässt sich eine Änderung ihres Selbstverständnisses im Zusammenhang mit der Aufnahme von Trautchen konstatieren; plötzlich schreibt sie über mütterliche Instinkte, es liege »in jeder Frau etwas Mütterliches, das sich betätigen will, wenn die Zukunft nicht grau aussehen soll«<sup>191</sup>. Diese mütterlichen Attribute verallgemeinert sie dann für alle Frauen. Sie habe durch ihre ›Mutterrolle‹ nun wieder etwas, wofür sie leben könne, einen Lebenssinn, der ihr zuvor gefehlt habe.<sup>192</sup> Auch ihre Pensionsarbeit beschreibt von Crompton als Fürsorgearbeit mit mütterlichen Attributen,<sup>193</sup> auch wenn sie diese durchaus im Konflikt mit ihrem Anspruch,

186 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–04-14 vom 14. April 1909.

187 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–01-20 vom 20. Januar 1917. Hier kritisiert sie die nächtlichen Männerbesuche einer Pensionärin, die sie auf Grund ihres sittlichen Fehlverhaltens aus der Pension gebeten habe. Vgl. zudem ihre Sorge um Haeckels Ruf wegen der Gerüchte um Maria Holgers, die sich selbst als Haeckels Geliebte darstellte Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–08-21 vom 21. August 1911.

188 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1914–12-30 vom 14. Dezember 1914.

189 »Dazu [bin] ich ohne Hilfe den ganzen Tag allein mit der Kleinen, da mein Mann tagsüber ununterbrochen draußen in den 45 Häusern beschäftigt ist.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1919–02-04 vom 4. Februar 1919.)

190 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1914–10-21 vom 21. Oktober 1914.

191 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1914–09-12 vom 12. September 1914.

192 Vgl. ebd. Parallel offenbart sie auch Vorstellungen von Männerrollen. Diesen schreibt sie schöpferische und kulturleitende Attribute zu, indem sie erwähnt, wie gut es sei, ihre Ziehtochter in einer Werteumgebung aufzuziehen, die von »großen deutschen Männer[n]« (Ebd.) geschaffen worden sei.

193 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1916–11-24 vom 24. November 1916. Das erwähnt sie, als sie über den Ausbau ihrer Pension in eine Pflegepension

Trautchen persönlich zu erziehen, sieht.<sup>194</sup> Ungeachtet ihrer beruflichen Verpflichtung hatte die gute Versorgung ihrer Tochter aber Priorität für von Crompton.<sup>195</sup> Immer wieder wird aus ihren Aussagen deutlich, dass sie ihre Erwerbsarbeit in den Dienst ihrer Aufgabe als Mutter stellte, immerhin sollte das in der Pension erwirtschaftete Geld auch dazu dienen, Trautchens Ersparnes aufzustocken. Zudem fällt auf, dass sie sich nicht nur ihrer Ziehtochter gegenüber mütterlich verpflichtet fühlte, sondern auch in der Weitergabe von Bildung und freigeistigen Werten an die Bewohnerinnen ihrer Pension eine pädagogische Aufgabe sah.<sup>196</sup> So lehrte sie die Bewohnerinnen gerne Goethestellen und freute sich auch stets, wenn Trautchen sie etwas über Goethe fragte. In diesem auf geistig-pädagogische Selbstwirksamkeit abzielenden Bemühen lassen sich Ähnlichkeiten zum Konzept der geistigen Mütterlichkeit erkennen.

### 3.4.2 Die Haeckelanhängerin und Randfigur ihrer Ortsgruppe

Es stellt sich die Frage, welche Rolle ihr demgegenüber im DMB zukam und ob sie in ihrer Ortsgruppe Mitgestaltungsansprüche geltend machte oder eher passiv blieb.

#### 3.4.2.1 Freidenkerin und Haeckeltreue

Von Crompton war eine Freidenkerin und eine »überzeugungstreue Monistin«<sup>197</sup>, wie sie Haeckel in einem Brief versicherte. Sie zeigte sich stets interessiert am Verein, wenn Haeckel bei Veranstaltungen auftrat. Sie besuchte mehrere Vorträge Haeckels in Jena,<sup>198</sup> 1909 bekundet sie wiederum Interesse, im Sommer einem seiner Vorträge über den Monistenbund beizuwohnen.<sup>199</sup> Ihren Beitritt zum Monistenbund begründet sie »mit hohen und idealen Erwartungen«<sup>200</sup>, zeigt sich dann aber auch enttäuscht von der Praxis einiger MonistInnen, mit Haeckel als Ehrenvorsitzendem des Bunds in Konflikt zu treten.<sup>201</sup> Besonders die abfälligen Bemerkungen Vielhabers über Haeckel hätten sie und ihren Mann, der anscheinend auch Bundesmitglied war, 1909 fast zum Austritt aus dem

---

für Nervenkranke nachdenkt, die sie mit »größter Liebe und Mütterlichkeit« (Ebd.) aufnehmen würde. Der Pensionsausbau findet jedoch nie statt.

194 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–11–14 vom 14. November 1917. Es tue ihr sehr leid, dass sie auf Grund ihrer Arbeit in der Pension so wenig Zeit für Trautchen habe. (Vgl. ebd.)

195 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–11–21 vom 21. November 1917.

196 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1918–03–26 vom 26. März 1918.

197 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1908–02–26 vom 26. Februar 1908.

198 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1908–12–06 vom 6. Dezember 1908.

199 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–04–14 vom 14. April 1909.

200 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–07–25 vom 25. Juli 1909. In diesem Brief an Haeckel erwähnt sie erstmalig, dass sie Mitglied des Bunds ist.

201 Vgl. ebd. Vgl. außerdem zu den Konflikten im DMB Kapitel 1.1.4 dieser Arbeit. Es ist ironisch, dass sie die GegnerInnen Haeckels als »Wort-Monisten« (Ebd.) bezeichnet, die den Verein nur zu Karrierezwecken benutzt haben und nicht nur wie sie – laut eigenen Angaben – mit ehrlichen philosophi-

Verein bewegt.<sup>202</sup> Von Crompton selbst schreibt, dass sie zu ihrer Berliner Ortsgruppe keine »Fühlung«<sup>203</sup> habe und somit auch ihre Gemälde nicht durch diese populär machen könne. Diese Aussage passt zum historischen Kontext: Haeckel hatte starke Auseinandersetzungen mit den großen Ortsgruppen des Monistenbunds in Berlin, Jena und Hamburg. Auf Grund ihrer Haeckeltreue und ihrer damit einhergehenden eindeutigen Position im Konflikt hatte von Crompton kaum Anlass, in der Berliner Gruppe aktiv zu werden.

So blieb Haeckel auch für den inhaltlichen Austausch über den Monismus von Cromptons wichtigster Ansprechpartner. Im Zuge dessen tauschte sie sich mit ihm auch über die monistischen Publikationsorgane aus. Haeckel machte sie dabei auf eine Ausgabe des *Monistischen Jahrhunderts* aufmerksam, die sie noch nicht kannte, und sendete sie ihr zu.<sup>204</sup> Dass sie sich trotzdem auch unabhängig von ihm informierte und Eigeninitiative zeigte, wird ersichtlich, wenn sie sich in ihren Briefen über Haeckels Widersacher im Verein informiert zeigt und ihr Wissen über dessen Gegner Vielhaber, den Berliner Ortsgruppenvorsitzenden, auf andere Artikel stützt, die nicht von Haeckel stammen.<sup>205</sup> Trotzdem blieb sie ein einfaches Mitglied; wenn sie beispielsweise etwas über die monistischen Aktivitäten Ostwalds wissen wollte, musste sie Haeckel fragen.<sup>206</sup>

Haeckel übte dabei ideologischen Einfluss auf von Crompton aus, der in ihrem inhaltlichen und persönlichen Austausch zum Ausdruck kommt. In einem Kurzartikel in dem Dankesband an Haeckel schreibt von Crompton, dass sie zwar »fromm erzogen worden«<sup>207</sup> und somit auch christlich sozialisiert worden sei, aber dass ihre Weltanschauung sich durch die Lektüre von Haeckels *Welträtseln* fundamental von der christlich-dualistischen zu der ihrer Meinung nach logisch einleuchtenderen monistischen Ansicht gewandelt habe.<sup>208</sup> Der Artikel handelt schwerpunktmäßig von ihrer Beziehung zu Haeckel, von monistischem Aktivismus ist nicht die Rede. Das liegt keinesfalls nur an der Intention der Dankesbuchs, Haeckel zu gedenken, sondern hat seine

---

schen Intentionen beitrat. Dabei profitierte sie selbst sehr von der Freundschaft mit Haeckel, der ihr mit Geldgeschenken und Empfehlungsschreiben für potenzielle ArbeitgeberInnen aushalf.

202 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1910–11-11 vom 11. November 1910.

203 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–11-19 vom 19. November 1912.

204 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–03-20 vom 20. März 1913.

205 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–12-12 vom 12. Dezember 1913.

206 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–06-01 vom 1. Juni 1913. In ihrem Brief fragt von Crompton Haeckel nach dem Vorankommen eines von Ostwald geplanten Monistenheims bei Eisenberg und nach der Besuchsmöglichkeit dieses. In ihren weiteren Briefen wird das Heim nicht mehr erwähnt und es kann auf Grund der fehlenden Antwortschreiben Haeckels nur gemutmaßt werden, dass sie das Heim nicht besuchen durfte, da sie dies sonst sicherlich in Folgebriefen an Haeckel erwähnt hätte.

207 Von Crompton, Ella, o. T., in: Schmidt, Heinrich (Hg.), *Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben. Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit*, Bd. 1, Verlag Unesma: Leipzig 1914, S. 287–294, hier S. 288.

208 Vgl. ebd., S. 287f.

Wurzeln in der Beziehung, die von Crompton als Verehrerin Haeckels zu diesem pflegte und die der womöglich wichtigste Grund für ihre Beschäftigung mit dem Monistenbund war. Weniger als die Mitgliedschaft im Bund an sich zählte für sie der persönliche Austausch mit ihrem Idol und Schutzherrn Ernst Haeckel.

### 3.4.2.2 Austausch über Monismus, Kunst und Krieg

Dementsprechend legen von Cromptons Briefe den Fokus viel stärker auf den persönlichen Austausch als auf philosophische Gedankengänge oder wissenschaftlichen Austausch. Der theoretisch-abstrakte, weltanschauliche Austausch zwischen den beiden konzentrierte sich auf Monismus und Kunst. In ihrem ersten und ausführlichsten, hier bereits analysierten Brief beschreibt von Crompton Haeckels Einfluss auf ihr Denken.<sup>209</sup> Sie habe verschiedene Werke Haeckels, beispielsweise die *Welträtsel*, gelesen und sei dadurch im Reinen mit sich und ihrem Bild von der Welt.<sup>210</sup> Doch der inhaltliche Austausch beschränkte sich nicht nur auf weltanschaulich-ideologisches Lob für Haeckels Bücher.<sup>211</sup> Haeckel sendete von Crompton über die Jahre auch viele Bücher, Zeitungsartikel und Aquarellvordrucke zu. Von Crompton schickte Haeckel einige ihrer Zeichnungen zu und bat um seine fachmännische Einschätzung dieser.<sup>212</sup> Folglich sah sie in Haeckel einen erfahreneren Lehrer, der befugt war, ihr sowohl in künstlerischen als auch in allgemeineren Fragen Ratschläge zu geben. Sie bat ihn sogar, ihr Übungs-material in Form von mehr eigenen Aquarellmustern zuzusenden.<sup>213</sup> Ihr Verhältnis ging sogar über eine bloße Lehrer-Schülerinnen-Beziehung hinaus, schließlich bat von Crompton Haeckel stets darum, ihr die Bücher, die er ihr schenkte, auch zu widmen

209 So seien weder die Ausbildung an der Höheren Töchterschule noch die Lehren der Kirche für sie intellektuell stimulierend bezüglich der existenziellen Fragen des Lebens gewesen. (Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1907–02-16 vom 16. Februar 1907.)

210 So schreibt sie davon, durch ihre Lektüre »innerlich glücklich u. zufrieden geworden« (Ebd.) zu sein. Ihre freidenkerische Weltanschauung schien ihr auf religiöse Art Seelenfrieden zu geben. Und sie wird nicht müde, zu betonen, dass es ihr Adressat gewesen sei, der ihr durch seine Werke »zu einer richtigen und harmonischen Weltanschauung verholfen« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1908–02–14 vom 14. Februar 1908.) habe.

211 So hebt sie in ihren Briefen stets den positiven Einfluss der Werke Haeckels für die Gesellschaft und die hohe wissenschaftlich-fortschrittliche Qualität dieser hervor. Sie hätten »weitgehende Wirkungen auf Cultur[sic!] und Fortschritt« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1914–03–22 vom 22. März 1914.). Sie thematisiert Haeckels Schriften in ihren Briefen zwar nur sehr selten tiefgehender in inhaltlicher Weise, doch wenn sie es tut, dann findet sie wie in einem Brief von 1913 eigene praktische Beispiele zur Unterstützung seiner Thesen, in diesem Fall zur Vererbung erworbener Eigenschaften. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–07–29 vom 29. Juli 1913.) Sie war außerdem stets informiert über die Berichterstattung über Haeckels Werke. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–03–30 vom 30. März 1913.) Sie bat Haeckel zudem nicht nur um Buchleihgaben, sondern auch um Büchergeschenke. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–07–21 vom 21. Juli 1912.)

212 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1908–10–18 vom 18. Oktober 1908.

213 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–02–17 vom 17. Februar 1909.

– ein Zeichen ihrer Verehrung ihres monistischen Lehrers.<sup>214</sup> Von Cromptons Verehrung äußert sich auch in ihrer Unterstützung Haeckels in Vereinsfragen und ihrem unbedingten Respekt für seine Werke. Sie bleibt allerdings insofern oberflächlich, als eine theoretische Auseinandersetzung mit Haeckels monistischen Thesen oder seinen zeichnerischen beziehungswise künstlerischen Arbeiten fehlt. Angesichts des Fehlens von kritisch-reflektiver Distanz zu Haeckel in ihren Briefen ist zu vermuten, dass von Crompton diese auch bei ihren persönlichen Treffen mit ihrem Lehrer nicht an den Tag gelegt haben wird. Ideologische Gegner von Hackel und dem Monismus greift sie dagegen explizit an; besonders den christlichen Keplerbund, dessen Einfluss an der Universität Berlin sie beklagt.<sup>215</sup> Sie wirft dem Keplerbund Unwissenschaftlichkeit vor und bezeichnet MonistInnen aus dem Bund, die in der öffentlichen Debatte gegen den Keplerbund nicht eindeutig für Haeckels Verteidigung Position bezogen, polemisch als »schwankende Feiglinge«<sup>216</sup>, beispielsweise Vielhaber als Vorsitzender der Berliner Ortsgruppe des Monistenbunds.<sup>217</sup> Von Crompton heißt Haeckels Personalwahl für den Verein gut und hofft auf einen guten Einfluss Ostwalds als neuem Vorsitzenden auf den Bund.<sup>218</sup> Sie wünscht den GegnerInnen Haeckels aus dem Keplerbund sogar körperliche Strafen für ihre »Niedertracht«<sup>219</sup>. Wenn sie diese verbal angreift, tut sie das weniger argumentativ als vielmehr dadurch, dass sie sich einer emotional aufgeladenen, polemischen Sprache bedient und Worte wie »gemein«<sup>220</sup> und »Pfeifenpack«<sup>221</sup> verwendet, um sich bedingungslos auf Hackels Seite zu stellen.<sup>222</sup> Genau wie Haeckel sah von Crompton den Monismus als Religion an. Wenn sie in einem Brief Goethes Konzept der Gott-Natur lobt,<sup>223</sup> kommt zum Ausdruck, dass sie zwar keinem personalen Gottesbegriff anhing, aber im Monismus dieselben religiösen Elemente sah wie auch Haeckel es tat.<sup>224</sup> Sie gratulierte ihm auch zu monistischen Festen, beispielsweise zu Ostern, das für sie kein christliches Fest, sondern ein Naturfest darstellte.<sup>225</sup>

<sup>214</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–04-14 vom 14. April 1909.

<sup>215</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1910–10-14 vom 14. Oktober 1910.

<sup>216</sup> Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1910–11-11 vom 11. November 1910.

<sup>217</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

<sup>218</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–02-23 vom 23. Februar 1911.

<sup>219</sup> Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1910–12-12 vom 12. Dezember 1910.

<sup>220</sup> Ebd.

<sup>221</sup> Ebd.

<sup>222</sup> Dabei ist ihre Verehrung für Haeckel nicht uneigennützig, wie der nächste Abschnitt zur Analyse der persönlichen Beziehung der beiden zeigen wird.

<sup>223</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1910–11-11 vom 11. November 1910.

<sup>224</sup> Vgl. zu Haeckels religiösem Monismusverständnis Kapitel 1.1.3 dieser Arbeit.

<sup>225</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–03-20 vom 20. März 1913. Hier schreibt sie: »Möchte Ihnen das Fest als Symbol der wiedererwachenden Natur recht viel Sonne, Hoffnung und Zuversicht bringen.« (Ebd.)

### 3.4.2.3 »Adoptivvater« Haeckel

Zusätzlich zum monistischen und zum künstlerischen Austausch schreibt von Crompton in parteiischer Weise über den Ersten Weltkrieg und greift die antideutsche Kriegspropaganda der gegnerischen Seite an.<sup>226</sup> In diesen Passagen äußert sie sich deutlich wertender, als sie es für gewöhnlich tut. Auch das mag sich durchaus damit erklären lassen, dass Haeckel dieselben Ansichten zum Krieg vertrat und sie es ihm gleich tun wollte. Diese Tendenz lässt sich insgesamt und über die Themen Monismus, Kunst und Politik hinweg feststellen.<sup>227</sup> Tatsächlich vertrat sie, die vor dem Krieg nie von Rassen geschrieben hatte, später auch wie Haeckel eine rassenideologische Ansicht, die durch den Krieg befeuert wurde.<sup>228</sup>

Das erste Mal besuchte sie Haeckel, um seine zoologische und auch künstlerische Sammlung in Jena zu besichtigen.<sup>229</sup> Später reichte von Crompton der Wunsch nach persönlichem Austausch als Anreisegrund.<sup>230</sup> Die Besuchsanfragen gingen meistens von ihr aus.<sup>231</sup> So benutzte sie den inhaltlichen Austausch über Kunst und Monismus zum Ausbau des persönlichen Austauschs, der für sie beruflich und finanziell von Vorteil war.

Die zunehmende Vertrauensbasis der Korrespondierenden erkennt man einerseits an den veränderten Anreden, die von Crompton verwendete, und andererseits daran, wie Haeckel von Crompton zunehmend behilflich war. Zu Beginn nannte von Crompton

<sup>226</sup> So schreibt sie beispielsweise von den »verdammten Engländer[n]« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1915–04–16 vom 16. April 1915.) von den Italienern als dem »gemeinste[n] Volk« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1915–06–03 vom 03. Juni 1915.) und spricht sich für einen Sieg Deutschlands und einen Frieden nach deutschen Bedingungen aus, der mit militärischen Mitteln durchzusetzen sei. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1916–02–12 vom 12. Februar 1916.)

<sup>227</sup> Die einzige Ausnahme hiervon sind ihre Äußerungen zu Haeckels Umgang mit Maria Holgers, die im nachfolgenden Abschnitt vorgestellt werden.

<sup>228</sup> Sie schreibt über die PolInnen: »Die Rasse verträgt es nicht, gleichberechtigt zu sein, denen ist nur wohl unter einer harten Faust.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–01–20 vom 20. Januar 1917.) Von Crompton spricht sich gegen den Weimarer Vertrag als Friedensvertrag aus, der Deutschlands »ehrlosen Untergang besiegt« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1919–06–04 vom 4. Juni 1919.) habe und sie ist in ihren Briefen für die Monarchie und gegen die parlamentarisch-demokratische Revolution, die die Einführung der parlamentarischen Demokratie anstieß. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1919–01–07 vom 7. Januar 1919.)

<sup>229</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1908–02–26 vom 26. Februar 1908.

<sup>230</sup> So fragt sie Haeckel im Vorfeld ihres neunten Treffens, für das sie nach Jena reiste: »Wollen Sie mir ein Stündchen dann schenken?« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–08–07 vom 7. August 1917.) Es ist unklar, ob bei dem Treffen der persönliche oder der wissenschaftliche Gesprächsinhalt überwog.

<sup>231</sup> Im Frühling 1914 spricht sie ihren zukünftigen Besuch wie eine Selbstverständlichkeit an. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 19014–03–22 vom 22. März 1914.)

Haeckel noch »Herr Professor«<sup>232</sup> und »Excellenz«<sup>233</sup>, ab 1916 bezeichnet sie ihn als »Adoptivvater«<sup>234</sup>. Der intensive Austausch über die Familien der beiden, den von Crompton mit ihren Familienberichten angestoßen hatte und der sich nach ihrem persönlichen Vorsprechen in Jena bei Haeckel zu Hause, wo sie einige von Haeckels Familienmitgliedern kennenlernte, noch intensivierte, war ebenfalls Ausdruck einer immer persönlicheren Beziehung.<sup>235</sup> Diese nahm sie zum Anlass, Haeckel um Darlehen zu bitten, der ihr das Geld dann teilweise schenkte.<sup>236</sup> Zudem bat sie oft um Arbeitszeugnisse, die er ihr für Bewerbungen ausstellte, wenn sie wieder neue Auftraggeber für ihre künstleri-

232 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1907–02–16 vom 16. Februar 1907.

233 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1908–02–14 vom 14. Februar 1908.

234 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1916–12–11 vom 11. Dezember 1916. Seit Haeckels Erlaubnis zur Eigenbezeichnung als seine Adoptivtochter im September unterschrieb sie die meisten Briefe mit der Selbstbezeichnung »Adoptivtochter« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1916–09–29 vom 29. September 1916.) und machte die Berichte über Trautchens Entwicklung zu Berichten über Haeckels »Adoptivenkelchen« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1917–01–28 vom 28. Januar 1917.). Bereits 1909 unternahm von Crompton erste Versuche, zur Bezeichnung ihrer Beziehung zu Haeckel verwandtschaftliche Bezeichnungen einzuführen. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–07–25 vom 25. Juli 1909.) So schreibt sie vom »väterlichen Rat« (Ebd.), den sie von Haeckel in dessen Antwortschreiben auf ihren vorherigen Brief zur Auftragssuche erhalten habe. Doch die Bezeichnung als Adoptivtochter beziehungsweise als Adoptivvater wurde später etabliert. Es war ihr sehr wichtig, ihr Verhältnis zu Haeckel klar zu gestalten, nachdem sie Maria Holgers unterstellt hatte, eine unsittliche Intention zu haben und Haeckel zu gesellschaftlichen Zwecken für mehr Prestige auszunutzen. So führte sie eine Schlussformel ein, die Haeckels Ehefrau herzlich grüßten ließ und die sie in fast jedem weiteren Brief an Haeckel verwendete. (Vgl. beispielweise Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–01–22 vom 22. Januar 1912., wo sie Haeckel bittet, sie seiner »verehrten Frau Gemahlin bestens zu empfehlen« (Ebd.).)

235 Der persönliche Charakter der Beziehung drückt sich auch in den ausführlichen Krankheitsberichten aus, die von Crompton Haeckel mitteilte. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–09–25 vom 25. September 1909.) Auch Haeckel wünschte sie oftmals eine bessere Gesundheit. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–08–21 vom 21. August 1911.) Zudem grüßte von Crompton regelmäßig Haeckels Familie und erkundigte sich nach einzelnen Familienmitgliedern. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1910–06–21 vom 21. Juni 1910 und Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1915–06–03 vom 3. Juni 1915.) Auch auf religiöser Ebene baute sie die Beziehung in ihren Briefen aus, indem sie Haeckel zu Naturfesten wie dem »Wintersonnenfest« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–12–20 vom 20. Dezember 1913.) anstatt zum zeitgleichen Weihnachtsfest und auch zu seinem Geburtstag gratulierte.

236 So bittet sogar von Cromptons Ehemann Haeckel um einen Kredit, den Haeckel ihm gewährt und dessen Rückzahlung Haeckel von Crompton später erlässt, um die Krankenhauskosten für Ella von Cromptons Unterleibsoperation bezahlen zu können. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–12–07 vom 7. Dezember 1911.) Zum Erlassen vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1911–12–26 vom 26. Dezember 1911.

schen Aktivitäten suchte,<sup>237</sup> erbat von ihm auch Rat zu ihren Arbeitsverträgen und zu ihrer künstlerischen Arbeit.<sup>238</sup> So wurde er von einem Freund mit väterlichen Gefühlen ihr gegenüber zu einer regelrechten Vaterfigur.<sup>239</sup>

Nachdem von Cromptons Familie aus Berlin weggezogen war, wurde der Kontakt wieder zweckmäßiger. Von Crompton bat Haeckel, ihr Bücher im Austausch für Essenspakte zuzusenden, da mit dem Ersten Weltkrieg auch Nahrungsmittelengpässe und Essensrationierung einhergingen und auf dem Land auf Grund der Möglichkeit zur Selbstversorgung mehr Essen als in der Stadt verfügbar war.<sup>240</sup> Damit traten die Schreibgespräche über Kunst und der Austausch von Aquarellen und Zeichnungen in den Hintergrund.<sup>241</sup>

Ihre Verehrung für Haeckel drückt sich darin aus, dass sie eine private Bibliothek aus seinen und Goethes Werken errichtete und aus seinem Porträt und einigen seiner Werke und Gegenstände einen kleinen Altar aufbaute, den sie als steten Lebensansporn betrachtete, und der ihre aufrichtige Begeisterung für Haeckels »Person und Sache«<sup>242</sup> ausdrücken sollte.<sup>243</sup> Sie schreibt von einer »unbegrenzten Dankbarkeit, Liebe und Verehrung«<sup>244</sup> und bezeichnet Haeckel als »großen Gelehrten«<sup>245</sup> und vorbildlichen »Künstler«<sup>246</sup>. Er sei nicht nur wissenschaftlich herausragend, sondern auch im Allgemeinen ein »Mensch, der auch ein Lehrer, Wohlthäter[sic!], Beglückter und ein

237 Vgl. zu einem der Empfehlungsschreiben Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–07–25 vom 25. Juli 1909.

238 Vgl. zu einem Bericht über ihre Arbeitsvertragskonditionen zu ihrem Zeichenauftrag für ein umfangreiches zoologisches Buch Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–05–02 vom 2. Mai 1912.

239 Vgl. zum anfänglichen freundschaftlichen Register und zur langsamen Wandlung dieses hin zu einem verwandtschaftlichen Verhältnis im übertragenen Sinn Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1910–05–14 vom 14. Mai 1910. Haeckel habe sie selbst als »Freundin« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1910–11–11 vom 11. November 1910.) bezeichnet.

240 Vgl. zu Beispiel Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1918–06–15 vom 15. Juni 1918.

241 Teilweise verschickte von Crompton Haeckel sogar kleine Möbelstücke, die sie selbst herstellte und künstlerisch gestaltete. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1908–02–14 vom 14. Februar 1908.)

242 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1908–12–03 vom 3. Dezember 1908.

243 Vgl. ebd.

244 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–02–12 vom 12. Februar 1909. Bereits früh beschrieb sie die Beziehung als sehr positiv und intensiv, wenn sie bereits in ihrem ersten Brief an Haeckel von ihrem »grenzenlose[n] Vertrauen« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1907–02–16 vom 16. Februar 1907.) ihm gegenüber schreibt.

245 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–02–15 vom 15. Februar 1909. Auch nach dem vierten persönlichen Besuch bei Haeckel betont sie brieflich, wieviel sie von ihm gelernt habe. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1913–07–29 vom 29. Juli 1913.)

246 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–02–15 vom 15. Februar 1909.

väterlicher Freund nicht nur seines Volkes, sondern der Menschheit ist.«<sup>247</sup> Zudem versichert sie ihm ihr »unbegrenztes Vertrauen«<sup>248</sup>, mit dem sie sich um Hilfe bei der Stellensuche an ihn wendet.<sup>249</sup> Selbst persönliche finanzielle Angelegenheiten legt sie Haeckel offen, wenn sie über die geschäftlichen Pläne und die finanziellen Probleme und Misserfolge ihres Manns oder von ihrem väterlichen Erbe spricht.<sup>250</sup> Allerdings bot ihr die so etablierte Vertrauensbasis auch den Anlass, Haeckel um Darlehen zu bitten.<sup>251</sup>

Ella von Crompton nutzte ihre Beziehung zu Haeckel, um aus einer misslichen finanziellen Lage zu kommen: Sie war in vielerlei Hinsicht von männlichen Einkommen abhängig, sowohl von ihrem Mann als auch von Haeckel, der ihr Kredite gewährte. Sie nutzte die Spielräume, die ihr die langjährige Beziehung zu Haeckel bot, um sich mehr persönlichen und finanziellen Freiraum zu verschaffen. Sie verschaffte sich Agency durch ihre Mitgliedschaft im DMB und durch den Kontakt zu Haeckel, indem sie den Verein als Netzwerk und Unterstützungsmöglichkeit nutzte.

### 3.4.3 Zwischenfazit: Unvollkommene Emanzipation?

Die Analyse ihrer praktischen Rolle im Verein zeigt, dass von Crompton keine Mitgestaltungsansprüche wahrnahm und dem Bund nur auf Grund von Haeckels Schriften nahestand. Ihre Beziehung zu Haeckel war geprägt von Verehrung für seine künstlerische und auch biologische sowie damit zusammenhängend seine weltanschauliche Arbeit, doch auch und vor allem von dem Nutzen, den sie sowohl finanziell als auch beruflich aus der Freundschaft mit Haeckel zog. Dafür verehrte sie ihn, zeigte sich mit gelegentlichen Essensgeschenken erkenntlich, und bemühte sich, die Beziehung aufrechtzuerhal-

247 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1914–03–22 vom 22. März 1914.

248 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1909–07–22 vom 22. Juli 1909.

249 Vgl. ebd.

250 Vgl. zum Erbe Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–07–08 vom 8. Juli 1912. Vgl. zum Finanzbericht der Familie von Crompton, den Ella von Crompton auch nach dem Umzug nach Mecklenburg und somit zur Zeit der Pensionsführung noch weiter erteilte, auch, wenn es nicht mehr um Zeichenaufträge ging, sondern um von Cromptons Tätigkeit in ihrer eigenen Pension Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1918–03–07 vom 7. März 1918. Von Crompton sah Haeckel folglich als vertrauten Ratgeber, aber auch als Helfer, wenn man die Empfehlungsschreiben, Kredite und Geldgeschenke an sie und Trautchen betrachtet.

251 Vgl. zu den Informationen über von Cromptons Ehemanns geplanten Telefoniebörseninformati onsbetrieb, dessen Schwierigkeiten bei der anderweitigen Arbeitssuche und die für die Geschäfts idee erbetene Geldleihe Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–07–24 vom 24. Juli 1912. Haeckel gewährte auch diesen zweiten Kredit, der ihm laut den Briefen der folgenden Jahre niemals zurückerstattet wurde. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1912–07–26 vom 26. Juli 1912.) Ella von Crompton bittet in einem ihrer letzten Briefe sogar um die Vermittlung eines Kredits über mehrere Tausend Mark. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ella von Crompton an Ernst Haeckel, Brief 1919–02–04 vom 4. Februar 1919.) Diese Bitte begründet sie mit dem Verweis auf ihre finanzielle Notlage auf Grund der schlecht laufenden Pension. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.) Sie konnte auf diese Notlage referieren, da sie Haeckel bereits zuvor über finanzielle Probleme der Pension berichtete.

ten – durch ein persönliches Treffen in Jena und den privaten Austausch von Familiengeschichten. Folglich war sie in erster Linie eine Haeckelverehrerin und beschäftigte sich nicht mit der weiblichen Emanzipation. Da die Ausführungen der Briefe, in denen konkrete Vorstellungen von Frauenbildern zum Ausdruck kommen, nur spärlich sind, ist es ohnehin maßgeblich ihr Lebenslauf, anhand dessen festzumachen ist, inwieweit sie eine für damalige Verhältnisse emanzipierte Frau war. Zusammenfassend lässt sich hierzu festhalten, dass das in von Cromptons Lebensalltag zum Ausdruck kommende Bild eher das einer Mutter und Hausfrau ist, dem sie nur in Teilen entsprach: Sie musste die Künstlerinnentätigkeit aufgeben, da sie ihre Familie versorgen musste. Somit agierte sie als Familienversorgerin. Zwar maß sie der Erziehung und Versorgung ihrer erst spät in ihrem Leben adoptierten Tochter eine zentrale Rolle zu, doch sie war so beschäftigt mit ihrer hauswirtschaftlich-pädagogischen Tätigkeit, dass sie ein Hausmädchen für Trautchen einstellen musste. Im DMB nahm sie keine besondere Rolle ein und äußerte auch keinen dahingehenden Wunsch.

Von Crompton war ähnlich wie Daxenbichler auf persönlicher Ebene bemüht, sich zu emanzipieren, indem sie einerseits in intellektuellem Austausch mit Haeckel stand und mit ihm über seine Werke und ihre private künstlerische und naturwissenschaftliche Weiterbildung schrieb. Der Austausch mit ihm bedeutete für sie wie für Daxenbichler den Zugang zu Büchern und Kontakten mit höheren Bildungskreisen. Andererseits darf man ihre Zuwendung zur Familie in ihrer zweiten Lebenshälfte nicht als unemanzipierte Umkehr von der selbstständigen erwerbstätigen Künstlerin zur Hausfrau abtun. Auch auf beruflicher Ebene war sie insofern weiter emanzipiert, als dass sie eine führende Rolle im familiären Pensionsbetrieb spielte und zudem forderte sie immer wieder unermüdlich finanzielle Hilfe von Haeckel ein oder aber berufliche Hilfe, indem sie Haeckel bat, ihr oder ihrem Ehemann Arbeit zu vermitteln. Sie nutzte den Kontakt zu ihrem Idol Haeckel gezielt, um Zugriff auf potenzielle Arbeitgeber zu erlangen. Das spricht für einen hohen Grad an Selbstwirksamkeit und Emanzipation.

### 3.5 Lilli Jannasch

Mit Lilli Jannasch betrachtet die Arbeit neben Helene Stöcker eine weitere Frau, die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in der Öffentlichkeit stand und ihre politischen Ziele nicht nur, aber auch – und das in für die monistischen AutorInnen beträchtlichem Umfang – über die monistischen Zeitschriften verbreitete. Jannaschs höchstes Interesse galt dem Pazifismus, doch im Rahmen ihres politischen Engagements für den Frieden war sie auch in der Frauenbewegung aktiv und publizierte außerdem zu pädagogischen Fragen und zu Fragen der Arbeiterinnenrechte.

Ihre Rolle im Bund lässt sich auf Grund der schlechten biografischen Quellenlage abseits der von ihr verfassten Artikel nur bedingt ermitteln. Zudem sind keine Quellen auffindbar, die ihre Verbindung zum DMB genauer beleuchten oder Aussagen zu ihrer Zusammenarbeit mit dem Bund zulassen, wie es für den Briefwechsel zwischen Helene Stöcker und Wilhelm Ostwald oder zwischen Ernst Haeckel und Fanny Daxenbichler und Erna Friederici der Fall ist.

### 3.5.1 Die lebenslange Pazifistin

Lilli Jannasch hat keine Autobiografie verfasst und es wurde auch noch keine Biografie über sie geschrieben. Das ist verwunderlich, da ihr Leben einerseits auf Grund ihrer politischen Aktivität so ungewöhnlich für die Frauen des beginnenden 20. Jahrhunderts war, dass sie schon lange geschichtswissenschaftliches Interesse an einer entsprechenden Untersuchung geweckt haben müsste. Besonders ist zu betonen, dass es zu Beginn des 20. Jahrhunderts keineswegs selbstverständlich war, als Frau politisch aktiv und dazu noch Pazifistin zu sein.<sup>252</sup> Auch deshalb ist ihre Biografie für die Geschichtswissenschaft von Interesse: Sie steht exemplarisch für die Gruppe der Pazifistinnen des Ersten Weltkriegs. Aus dem Interview mit einer entfernten Verwandten Jannaschs, Sibylle Franks, konnten einige biografische Angaben ermittelt werden, die die Arbeit im Folgenden stets anhand der spärlich vorhandenen Quellen zu Jannaschs Leben gegenprüft.

#### 3.5.1.1 Die Pazifistin

Lilli Jannasch wurde am 15. März 1872 in Proskau im schlesischen Oppeln geboren und starb am 29. Mai 1965 in Straßburg.<sup>253</sup> Sibylle Franks Großmutter väterlicherseits namens Marguerite Gerber (1874–1956) war Jannaschs Cousine und bei gegenseitigen Besuchen in den 1950er und 1960er Jahren sowie über Erzählungen und die unveröffentlichten Memoiren ihres Vaters erfuhr Sibylle Franks von der entfernt mit ihr verwandten Jannasch. Ein im Februar 2022 mit Franks in Zürich geführtes Interview ist die Hauptquelle für Jannaschs Biografie. Sibylle Franks hat Lilli Jannasch dreimal getroffen. Erstmals hörte Franks nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs von Jannasch. Zu dieser Zeit hatte ihre Großmutter in Dornach bei Basel die Nachricht erhalten, dass Jannasch den Zweiten Weltkrieg überlebt hatte. Hiernach besuchte Jannasch 1952 einmalig in Zürich den Sohn ihrer Cousine und zugleich Franks Vater Walter Friedrich Dollfus (1898–1978), wobei sie auch Franks, damals noch ein junges Mädchen, traf. Franks besuchte Lilli Jannasch dann noch zweimal 1952 und 1964 oder 1965 in deren Wahlheimat Straßburg. Dort hin hatte Jannasch vermutlich bereits schon früher Verbindungen gehabt; so erzählte sie bei ihren Treffen mit Franks von ihrem zweisprachigen Aufwachsen: Der mütterliche Teil ihrer Familie, die Gerbers, seien stets deutsch-französisch gewesen und stammten aus dem Elsass.<sup>254</sup> Sie erzählte Franks, wie sie nach den Einigungskriegen und dem Ersten

<sup>252</sup> Vgl. zur pazifistischen Frauenbewegung als Teil der politischen Frauenbewegung Kapitel 1.1.1 dieser Arbeit.

<sup>253</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden unveröffentlichtes Interview mit Sibylle Franks-Dollfus vom 24.02.2022. Ein Auszug aus dem Melderegister der Stadt Straßburg belegt den Geburtsort und das Geburtsdatum Jannaschs sowie ihren Aufenthalt in Straßburg ab dem 16.05.1933. (Vgl. Stadtarchiv der Stadt Straßburg, 603 MW 286, Meldeamtkartei von 1920 bis 1940, Eintrag von Lilli Jannasch.)

<sup>254</sup> Als Beleg führt Sibylle Franks die deutsch-französischen Vornamen und Familiennamen der Vorfahren ihres Vaters an und auch die Tatsache, dass ihr Vater stets sagte, seine Mutter Marguerite Gerber stamme aus dem Elsass, und zudem, dass Marguerite Gerber und ihre beiden Schwestern mit ihrer Großmutter, die auch die Großmutter von Lilli Jannasch war, zumindest teilweise auf Französisch kommunizierten und für sie französische Bildunterschriften verfassten. (Vgl. Interview mit Sibylle Franks-Dollfus vom 24.02.2022.) Folglich war die Familie Gerber und somit auch die Familie der Mutter Lilli Jannaschs tief verwurzelt in der elsässischen Zweisprachigkeit und Kultur.

Weltkrieg jeweils zwischen Französisch und Deutsch wechseln musste,<sup>255</sup> woraus Franks schlussfolgert, dass Jannasch bereits vor der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 für eine längere Zeit in Straßburg gelebt haben muss. Eventuell verbrachte sie ihre Kindheit dort. Während des Ersten Weltkriegs lebte sie erwiesenermaßen in Berlin, wo auch Franks Vater als Volontär in einer Flugzeugfabrik arbeitete – in seinen Memoiren schreibt er, dass er damals nicht viel Zeit mit Jannasch verbringen wollte, da sie ihm in seiner jugendlichen Kaisertreue zu sozialdemokratisch und pazifistisch war.<sup>256</sup> Somit kann ihr Aufenthalt in Berlin als gesichert gelten. Diese Einschätzung wird auch dadurch gestützt, dass zahlreiche Zeitschriften, in denen Jannasch zu pazifistischen Themen publizierte, Berlin als Verlagsort angeben.

Auf Grund ihrer pazifistischen Aktivität wurde Jannasch im Ersten Weltkrieg sogar für 14 Wochen in politische Schutzhaft genommen. Hiervon weiß nicht nur die Familie zu berichten; auch die wenigen historischen Abhandlungen, in denen Lilli Jannasch vorkommt, erwähnen es.<sup>257</sup> Letztere stellen ihre Verhaftung teilweise im Rahmen autobiografischer Erzählungen eines politischen Begleiters und auf der Basis der Verhaftungsberichte Jannaschs dar. So erwähnt Ludwig Quidde in seiner autobiografischen und historiografischen Darstellung des deutschen Pazifismus während des Ersten Weltkriegs Lilli Jannasch mehrmals und auch im Zusammenhang mit ihrer Verhaftung im März 1916.<sup>258</sup> Quidde lobt die Gründung des Bunds Neues Vaterland, der aus Jannaschs Verlag Neues Vaterland hervorging, als neuen pazifistischen Verein, in dem er eine Alternative zu den aus seiner Sicht inaktiven anderen pazifistischen Vereinen seiner Zeit sah.<sup>259</sup> Jannasch sei auch die Sekretärin des Vereins geworden, der bis 1915 noch politisch tätig sein konnte, bis am 7. Februar 1916 – nach einem eingeschränkten Versammlungsverbot und einem Ausfuhrverbot der Presseerzeugnisse des Bunds – das vollständige Druckverbot und Verbreitungsverbot für Presseerzeugnisse des Bunds Neues Vaterland erfolgte.<sup>260</sup>

255 Das Elsass war in der Zeit zwischen den Einigungskriegen 1871 und dem Ersten Weltkrieg und während des Zweiten Weltkriegs ab 1940 unter deutscher Administration.

256 Die handschriftlichen Memoiren Robert Jannaschs befinden sich in Privatbesitz seiner Tochter Sibylle Franks und durften für diese Arbeit eingesehen werden.

257 Sibylle Franks zeigte im Interview die unveröffentlichten Memoiren ihres Vaters Walter Friedrich Dollfus. Er schrieb diese 1971 oder 1972, als er über 70 Jahre alt war. In den Memoiren wird Jannaschs pazifistisches und sozialdemokratisches Engagement während des Ersten Weltkriegs erwähnt, das auch der Grund für ihre spätere Verhaftung war. Walter Dollfus habe Lilli Jannasch auf Grund seiner damals jugendlichen Kaisertreue nicht gerne besucht, was er rückblickend bereute. Zudem erzählte Sibylle Franks von einer für sie besonderen Aussage Jannaschs während des Verhörs vor der Schutzhaft: »Die Beamten sagten zu ihr: ›Wissen Sie, eigentlich sollten Sie an die Wand gestellt werden!‹, worauf Lilli antwortete: ›Es sterben so viele Männer in diesem Krieg, es kann ja auch einmal eine Frau sterben.‹ Sie hat es bei ihrem ersten Besuch in Zürich bei meinem Vater erzählt. Ich finde, es zeigt doch den Mut und die Schlagfertigkeit von Lilli.« (Interview mit Sibylle Franks-Dollfus vom 24.02.2022.) Auch in dieser Aussage ist zu erkennen, dass Jannasch Frauen ebenso wie Männern die Kompetenz zu politischer Bedeutung zusprach, wie ihr pazifistisches Handeln bereits in praktischer Weise zeigt.

258 Vgl. Quidde, Ludwig. Der deutsche Pazifismus während des Weltkrieges 1914–1918, Oldenbourg Wissenschaftsverein: Boppard am Rhein 1979. Quidde war im Ersten Weltkrieg selbst ein bedeutender Pazifist und war von 1914–1929 der Leiter der Deutschen Friedengesellschaft.

259 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 67f.

260 Vgl. ebd., S. 100f.

Diese Entwicklung habe die Tür für Verhaftungen von AktivistInnen des Bunds wie Lilli Jannasch geöffnet. Zudem seien die Repressionen gegen den Verein laut Quidde ein Muster für den Umgang der Regierung und Polizei mit politisch unbequemen Vereinen während des Ersten Weltkriegs gewesen. Jannasch sei am 31. März 1916 als Geschäftsführerin des Vereins verhaftet worden, nachdem die Polizei ihr bei einem Verhör auf einem Polizeipräsidium in Berlin eine Woche zuvor den Vorwurf des Landesverrats auf Grund der finanziellen Unterstützung einer pazifistischen Demonstration gemacht habe.<sup>261</sup> Die 14 Wochen in Schutzhaft habe sie ohne gerichtliche Verordnung, weitere Verhöre oder eine Angabe von stichhaltigen Gründen für ihre Verhaftung verbracht.<sup>262</sup> Zu ihrer Freilassung habe sie eine Erklärung mit dem Inhalt unterschreiben müssen, dass sie für die Kriegsdauer nicht mehr politisch aktiv sein würde und sich verpflichtete, über den Inhalt der Erklärung Stillschweigen zu bewahren. Sie engagierte sich jedoch auch weiterhin für den Frieden und vertrat den Bund Neues Vaterland auch auf einer internationalen Friedenskonferenz in Bern im März 1919, auf der es darum ging, einen internationalen Völkerbund zu befürworten.<sup>263</sup>

Um das politische Milieu einzuschätzen, in dem sich Jannasch bewegte, lohnt sich ein Blick in die pazifistische Frauenbewegung, die ein Teil der politischen Frauenbewegung war. Sie organisierte sich zunächst in der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG), die 1892 in Berlin gegründet wurde und die laut Heike Lischewski in ihrer thematischen Monografie der Beginn des organisierten Pazifismus in Deutschland war.<sup>264</sup> Seit den 1850er Jahren habe es zuvor bereits Friedensvereine und pazifistische Gesellschaften gegeben, die jedoch auf der lokalen Organisationsebene verweilten, während die Deutsche Friedensgesellschaft »die erste landesweite Friedensorganisation in Deutschland«<sup>265</sup> gewesen sei. Frauen spielten bei der Gründung der überregionalen deutschen Organisation zunächst keine besondere Rolle, zumal Art. 8 des Preußischen Vereinsgesetzes es Frauen untersagt habe, Mitglieder in politischen Vereinen oder Besitzerinnen politischer Vereinssitzungen oder Vereinsversammlungen zu sein.<sup>266</sup> Auch der Vorstand der

---

261 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 102. Sie habe sich in einem Brief bei Frau Lucy Hoesch-Ernst für ihre Spende für ein Fest bedankt, mit der eigentlich eine Demonstration sozialdemokratischer Arbeiterfrauen gemeint gewesen sei. (Vgl. ebd., S. 359.)

262 Erst auf Nachfrage ihres Vaters beim Oberkommando der Polizei seien der Familie vier fadenscheinige Verhaftungsgründe genannt worden: Jannasch habe einen Roman geschrieben, Briefe nach Bern geschickt, Kirchenaustrittspropaganda während des Kriegs veranlasst und pazifistische Demonstrationen unterstützt. (Vgl. Lehmann-Russbühl, *Der Kampf der Deutschen Liga für Menschenrechte* vormals Bund Neues Vaterland für den Weltfrieden 1914–1927, Berlin 1927, S. 60.)

263 Vgl. Quidde, Ludwig, *Der deutsche Pazifismus während des Weltkrieges 1914–1918*, Boppard am Rhein 1979, S. 230.

264 Vgl. Lischewski, Heike, *Morgenröte einer besseren Zeit. Die Frauenfriedensbewegung von 1892 bis 1932*, agenda Verlag: Münster 1995, S. 10. Lischewskis Buch beschäftigt sich mit der Geschichte der Frauen in der Deutschen Friedensgesellschaft und im Allgemeinen den Frauen in der deutschen Friedensbewegung 1892 bis 1932, zu denen auch Lilli Jannasch gehörte.

265 Ebd.

266 Vgl. ebd., S. 75. In einigen politisch westlichen Staaten wie der Schweiz, Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika hatten Frauen früher politisches Mitspracherecht und sie durften sich früher pazifistisch organisieren als in Deutschland. (Vgl. ebd., S. 23.)

DFG habe erst nach der ersten Konstituierung im März 1893 Frauen aufgenommen.<sup>267</sup> So wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehr deutsche Frauen in der Friedensbewegung sichtbar, was sich an der Internationalen Friedenskundgebung der Frauen von 1899 manifestiert habe, die durch die Haager Friedenskonferenz im gleichen Jahr als »die erste weltweite Frauenmanifestation für den Frieden«<sup>268</sup> von der Münchenerin Margarethe Leonore Selenka veranlasst worden sei.<sup>269</sup> Anschließend an die weibliche Aktivität in der Frauenbewegung wurde am 24. Mai 1914 der Frauenbund der Deutschen Friedensgesellschaft gegründet, der als Frauenorganisation der innerhalb der Friedensbewegung tätigen Frauen zwar eigenständig gewesen sei, doch eng mit der DFG verbunden gewesen sei.<sup>270</sup> Dennoch habe es auch leichte Unterschiede in den Positionen der allgemeinen und der von Frauen getragenen Friedensorganisation gegeben: Der Frauenbund habe – wie auch Jannasch – im Gegensatz zur DFG den Ersten Weltkrieg »prinzipiell«<sup>271</sup> abgelehnt.<sup>272</sup> Die deutschen Pazifistinnen waren auch in der internationalen Friedensbewegung aktiv. Lilli Jannasch war Mitgründerin des Bunds Neues Vaterland, der von Mitgliedern der DFG gegründet wurde, und nahm beispielsweise 1915 am Internationalen Friedenskongress der Frauen teil, bei dem Ende April in Den Haag Frauen aus 12 westlichen Ländern ein pazifistisches Mindestprogramm erstellten, das gegen Annexionen als Folge des Kriegs, für die Freiheit der Meere und für Rüstungsbeschränkungen plädierte.<sup>273</sup> Als weiteren Ausdruck der völkerversöhnenden Frauenarbeit führt Lischewski die Gründung des Nationalen Frauenausschusses für dauernden Frieden an, der nach dem Gründungskongress des Internationalen Frauenausschusses für dauernden Frieden in Den Haag 1915 in Deutschland gegründet wurde.<sup>274</sup> Um einem Verbot des Vereins zu entgehen, habe dieser seine Strukturen minimal gehalten. Dennoch seien die Mitglieder, die die Flugschriften der Haager Beschlüsse verteilt, auf Reisen von der Polizei schikaniert und verfolgt worden und mussten oft Hausdurchsuchungen, Beschlagnahmungen und Geldstrafen erdulden. Bei Kriegsende habe es um den europäischen Frieden auf Grund der zahlreichen Verluste bei allen Kriegsparteien schlecht gestanden.<sup>275</sup> Die PazifistInnen wollten laut Lischewski die Schiedsgerichtsbarkeit durch einen Völkerbund theoretisch konkretisieren und praktisch manifestieren.<sup>276</sup> Doch mit den Ergebnissen des Versailler Vertrags von 1919 sei der Internationale Frauenkongress nicht zufrieden gewesen.<sup>277</sup> Er habe es abgelehnt, dass der Vertrag Geheimdiplomatie gutheiße und das

<sup>267</sup> Vgl. ebd., S. 31.

<sup>268</sup> Ebd., S. 51.

<sup>269</sup> Vgl. ebd.

<sup>270</sup> Vgl. ebd., S. 95.

<sup>271</sup> Ebd., S. 106.

<sup>272</sup> Vgl. ebd.

<sup>273</sup> Vgl. ebd., S. 127; S. 140–142.

<sup>274</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 148f.

<sup>275</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 165.

<sup>276</sup> Der Völkerbund habe folgende Ziele gehabt: Die gemeinsamen Interessen der verschiedenen Nationen erkennen, bündeln und ausdrücken und hierdurch den internationalen Frieden stärken und den Fortschritt der Menschheit fördern. (Vgl. ebd., S. 178.)

<sup>277</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

Recht der Siegenden auf die Kriegsbeute festhielt. Das deutsche Hauptorgan der pazifistischen Bewegung habe sich anschließend in der Weimarer Republik zunehmend politisch von der bürgerlichen zur linken Trägerschaft hin verändert. So seien 50 Prozent der Mitglieder der DFG auch Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) gewesen.<sup>278</sup> So war auch Jannasch Sozialdemokratin.

Im Zweiten Weltkrieg legte Jannasch als politisch verfolgte bekennende Pazifistin lange Strecken auf dem Fahrrad zurück, um von Berlin nach Straßburg zu fliehen.<sup>279</sup> Es ist unklar, ob Sie auch während des Kriegs so aktiv in der pazifistischen Bewegung auftrat wie im Ersten Weltkrieg. Jedenfalls nahm ihre publizistische Tätigkeit sukzessive ab, was auch an ihrem fortgeschrittenen Alter gelegen haben mag – immerhin war sie zu Kriegsbeginn 1939 bereits 67 Jahre alt. Trotz ihres Alters nahm sie angesichts der nationalsozialistischen Propaganda und Gesetzgebung gegen politisch Andersdenkende noch die Flucht nach Frankreich auf sich.

### 3.5.1.2 Höhere Bildung?

Neben ihren Aufenthaltsorten und ihrer Vereinstätigkeit sind für ihre thematische Biografie auch ihr Bildungsweg und ihre Berufserfahrungen relevant, nur dass diesbezüglich die Quellenlage wenig ergiebig ist. Sibylle Franks vermutet auf Grund Jannaschs familiärer Herkunft, dass sie von Hause aus gebildet war. Diesen Eindruck stützt die Quellenlage: Jannaschs Vater, Robert Jannasch (1845–1919), war Volkswirt, Professor und Direktor der Deutschen Exportbank. 1886 unternahm er eine Handelsexpedition nach Marokko, über die er auch ein Buch verfasste.<sup>280</sup> Das Exemplar von Sibylle Franks widmete er seiner Schwiegermutter mit dem Nachnamen Gerber-Keller, die in Basel wohnte; ein weiteres Indiz für die Internationalität der Familie Gerber und somit auch Lilli Jannaschs. Über den Bildungsgrad von Jannaschs Mutter ist nichts bekannt, auch ihre Schullaufbahn lässt sich nicht rekonstruieren, sodass ein höherer Bildungsgrad, wie er vor Jannaschs familiärem Hintergrund naheliegt, bloß vermutet werden kann.<sup>281</sup> Auch Jannaschs genaue Berufsbezeichnung ist unklar, zumindest betätigte sie sich als Schriftstellerin und Graphologin. Zudem war sie politisch in vielen Vereinen aktiv, unter anderem als Generalsekretärin. Die Vereinsarbeit dürfte ihren Alltag bestimmt haben und auch einen großen Teil ihrer Erwerbsarbeit ausgemacht haben. Zu ihrem Privatleben ist nur sicher bekannt, dass sie unverheiratet war und keine Kinder hatte. Sie lebte mit einer Partnerin zusammen, die ihr den Haushalt führte und die mit ihr verreiste. Doch es ist unklar, ob die beiden auch in einer romantischen Beziehung lebten. Der einzige klare Hinweis darauf ist die Einschätzung von Franks Stiefmutter – die Familie thematisierte eine eventuelle Homosexualität Lilli Jannaschs nie nachweislich. Folglich erfüllte sie auf Grund ihrer Kinderlosigkeit ähnlich wie Helene Stöcker nicht die gesellschaftlichen Anforderungen an Frauen, die auf den dualistischen Geschlechtervorstellungen beruhen.

<sup>278</sup> Vgl. ebd., S. 198.

<sup>279</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Interview mit Sibylle Franks-Dollfus vom 24.02.2022.

<sup>280</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Robert, Deutsche Handelsexpedition 1886, Carl Heymanns Verlag: Berlin 1887. Robert Jannasch war auch Kolonialpolitiker, wie aus dem Werk hervorgeht.

<sup>281</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Interview mit Sibylle Franks-Dollfus vom 24.02.2022.

Sie hat nie geheiratet und war zudem durch ihre Erwerbstätigkeit und das Publizieren öffentlich aktiv, was ebenfalls untypisch für Frauen der damaligen Zeit war.

### 3.5.2 Das Leben als politische Publizistin

Lilli Jannasch publizierte in zahlreichen Organen und war selbst Mitglied zahlreicher Vereine mit Publikationsorganen.<sup>282</sup> So war sie Mitglied der USPD, der Internationalen Frauenliga, des Bunds Entschiedener Schulreformer, des Bunds Neues Vaterland (den sie selbst im Ersten Weltkrieg mitbegründete) und war Schriftführerin des Deutschen Bunds für weltliche Schule und Moralunterricht. Zudem publizierte sie in *Ethische Kultur. Monatsschrift für ethisch-soziale Reformen* und *Pädagogische Reform. Zugleich Organ der Hamburger Lehrmittel-Ausstellung* überwiegend zu Pazifismus und Pädagogik und teilweise zu frauenrechtlichen Themen. Anhand ihrer Vereinsmitgliedschaften und ihrer Publikationsorgansauswahl wird ihre sozialdemokratische, pazifistische und reformpädagogische politische Einstellung offenbar. Auch Sibylle Franks bestätigte Jannaschs pazifistische Einstellung; sie sei innerhalb der Familie für ihre politische Aktivität bekannt gewesen.<sup>283</sup>

#### 3.5.2.1 »Gerechtigkeit auch dem Feinde« – Schreiben für den Frieden

Jannaschs Artikel behandeln hauptsächlich den Pazifismus, die Idee mündiger StaatsbürgerInnen als Fundament der Gesellschaft und die daraus folgenden Schlüsse für die ethische Erziehung und die Frauenbewegung. Für die Untersuchung ihrer Publikationen ist relevant, welche Rolle frauenpolitische Forderungen in ihren Äußerungen einnahmen und was für Zuschreibungen an Mann und Frau darin zum Ausdruck kamen. Insbesondere stellt sich die Frage, inwieweit sich ihr Geschlechterbild von dem des Monistenbunds unterschied beziehungsweise wo es ihm entsprach.<sup>284</sup>

Jannaschs politische »Herzensangelegenheit« war der Frieden, aber dafür engagierte sie sich eher praktisch wie beispielsweise im Bund Neues Vaterland. Ihre schriftstellerische Aktivität konzentrierte sich sowohl in ihren Zeitungsartikeln als auch in ihren Abhandlungen darauf, die Rechte von Arbeiterinnen und den Ethikunterricht an nichtkonfessionellen Schulen auszuweiten. Dennoch schrieb sie auch Artikel zur Erhaltung des Friedens in Europa. In einem dieser Artikel bringt sie schon zu Beginn des Ersten Weltkriegs ihre Hoffnung auf den Wiederaufbau der durch den Krieg abgebrochenen internationalen Diplomatie zum Ausdruck und spricht von der Notwendigkeit einer »Gerechtigkeit auch dem Feinde«<sup>285</sup> gegenüber als eine »Lebensbedingung«<sup>286</sup> für Deutschland

282 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

283 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

284 Zu Lilli Jannasch wurde im Gegensatz zu Helene Stöcker noch nicht ausführlich historiografisch geforscht. Deshalb bietet sich eine umfassendere systematische Aufarbeitung ihrer Positionen an dieser Stelle an – diese kann für spätere historiografische Aufarbeitungen von Jannaschs Geschichte zum Anlass genommen werden und einen Ausgangspunkt darstellen, auf dem eine vertiefte Beschäftigung mit ihrer Biographie aufbauen kann.

285 Jannasch, Lilli, Gerechtigkeit auch dem Feinde!, in: *Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung* 22 (1914), Heft 19, 1. Oktober 1914, Bieber Verlag: Berlin 1914, S. 147f., hier S. 147.

286 Ebd.

nach dem Krieg.<sup>287</sup> Nicht nur aus moralischen Erwägungen, sondern auch aus einem Selbsterhaltungstrieb heraus sollte der Krieg nicht so geführt werden, dass das Deutsche Reich die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen gefährdete. Jannasch versteht den Krieg als Ausnahme von der Weltordnung, die schnellstmöglich wieder zu Diplomatie und Frieden zurückkehren soll. In ihrer Argumentation setzt sie sich mit den verschiedenen nationalistischen Argumenten auseinander und bemüht sich, sie zu entkräften.

Sie spricht die deutschationale Propaganda gegen die von Frankreich und England im Krieg eingesetzten Kolonialtruppen an und reagiert damit auf Propaganda von Alldeutschen AnhängerInnen der Reichswehr und KriegsbefürworterInnen,<sup>288</sup> die es als »schwarze Schmach«<sup>289</sup> bezeichneten, wenn auf französischer Seite dunkelhäutige Soldaten in den Kolonialgebieten zum Einsatz kamen. Jannasch wirft ihnen vor, mit rassistischer Propaganda die antifranzösischen Gefühle in Deutschland anzuheizen. In ihrem Plädoyer gegen die antifranzösische Propaganda nach dem Friedensschluss schreibt sie, das Festhalten an dieser sei der Grund für »die zunehmende Angst und Erbitterung der Franzosen«<sup>290</sup> und dass diese deshalb daran festhielten, die Forderungen des Versailler Vertrags erfüllt sehen zu wollen.<sup>291</sup> Gegen die Vorwürfe, dunkelhäutige Soldaten würden gezielt weiße Frauen vergewaltigen, führt sie ihre eigenen Erfahrungen nach dem Ersten Weltkrieg im Taunusgebirge im heutigen Bundesland Rheinland-Pfalz und Hessen unter französischer Besatzung an, wo zahlreiche schwarze Soldaten monatelang unter französischer Flagge stationiert gewesen seien, aber keine Angriffe auf deutsche Frauen begangen hätten. Umgekehrt hätten europäische Soldaten während des Kriegs in Afrika sexuelle Gewalt gegen die dort lebenden Frauen begangen – eine »schwarz-weiß-rote Schmach«<sup>292</sup>.

<sup>287</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

<sup>288</sup> Vgl. zum Begriff »alldeutsch« Rainer Hering, *Konstruierte Nation. Der Alldeutsche Verband 1890 bis 1939* (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte Bd. 40), Christians Verlag: Hamburg 2003. Alldeutsche versammelten sich von 1890 bis 1939 im kolonialpolitisch interessierten und annexionsbefürwortenden Alldeutschen Verein. Die alldeutschen Vereinsmitglieder und andere reaktionäre NationalistInnen wollten den Versailler Vertrag rückgängig machen, da sie ihn als unrechtmäßig und als zu hart für Deutschland ansahen. Sie kritisierten vor allem die im Vertrag festgestellte deutsche Kriegsschuld am Ersten Weltkrieg, die die Reparationszahlungen ermöglichte, zudem die deutschen Gebietsabtretungen der Provinz Posen und Westpreußens in Ostdeutschland an Polen und Elsass-Lothringens in Westdeutschland an Frankreich und letztlich die Entmilitarisierung des Rheinlands sowie die allgemeine Einschränkung der deutschen Wehrmacht.

<sup>289</sup> Mit dem Begriff der »schwarzen Schmach« sind die von Frankreich eingesetzten afrikanischen Soldaten gemeint, die laut alldeutscher Propaganda die Praxis verfolgten, deutsche Frauen sexuell zu belästigen und zu überfallen. (Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Lilli, Schwarze Schmach und schwarz-weiß-rote Schande (Flugschriften des Bundes Neues Vaterland Nr. 18), Verlag Neues Vaterland: Berlin 1921, S. 5f, S. 9.)

<sup>290</sup> Ebd., S. 8.

<sup>291</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

<sup>292</sup> Ebd., S. 10. Jannaschs Argumentation lässt sich keinesfalls vom damals weitverbreiteten Rassismus gegen schwarze Menschen trennen. Auch wenn sie schwarze Menschen verteidigt, bleibt sie in einer rassenideologischen Denkweise verhaftet, da sie klar zwischen Weißen und Schwarzen unterscheidet und von deren Hautfarbe auf ihre Zugehörigkeit zu einer ›Rasse‹ und Kultur schließt sowie deren ›rassetypische‹ Verhaltensweisen unterstellt.

Die Propaganda deutscher Großjunker, die Englands Landwirtschaftsblockade für den Hunger in Deutschland verantwortlich machten, kontert Jannasch, indem sie die Schuld bei den deutschen Junkern sucht, deren Fehlorganisation den Hunger verursacht hätte.<sup>293</sup> Der Schwerindustrie wirft Jannasch vor, den Krieg aus Profitgründen zu fördern, weshalb sie es für notwendig hält, national wie international gegen sie vorzugehen.<sup>294</sup>

Schließlich spricht Jannasch den reaktionären alldeutschen wilhelminischen NationalistInnen das Recht ab, die Kriegssieger für die Rechtlosigkeit in den von ihnen besetzten deutschen Gebieten anzuprangern.<sup>295</sup> Auf der einen Seite werde von der politischen Rechten die Besetzung in den oberschlesischen Gebiete angegriffen, auf der anderen Seite würden linksorientierte PolitikerInnen wie Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, und Kurt Eisner von Rechten verfolgt und ermordet, ohne dass es in dem Justizsystem angemessen geahndet würde, weil rechte Kräfte dieses für sich vereinnahmt hätten. In dem Zusammenhang spricht Jannasch in Bezug auf nationalistische Kräfte von »Gewaltmenschen«<sup>296</sup>. Diese hätten jedes Recht auf Kritik an den Besatzungsmächten verwirkt.<sup>297</sup>

### 3.5.2.2 Idealbild: Mündige StaatsbürgerInnen durch Bildung

Ein zweites Hauptthema in Jannaschs Publikationen ist ihre Vorstellung von mündigen StaatsbürgerInnen. Diese bildet die Grundlage für ihr Erziehungsideal und beeinflusst auch ihr Frauenbild. In ihren Schriften tritt ein starker Fortschrittsgedanke zu Tage.<sup>298</sup> Der Fortschritt wird von Jannasch als Ergebnis einer staatsbürgerlichen Identität der BürgerInnen einer Gesellschaft – in ihren Betrachtungen der deutschen Gesellschaft – gesehen. Ausgehend von der deutschen Gesellschaft schreibt Jannasch Fortschritt einem Prozess staatsbürgerlicher Identitätsbildung zu, vermittelt durch gegenseitige Hilfsbereitschaft innerhalb der Gesellschaft, in der sie eine Katalysatorfunktion sieht. Die Wissenschaftler der letzten Jahrhunderte hätten aus Altruismus »mit der größten Selbstaufopferung den Kampf gegen Aberglauben und Unwissenheit weiter geführt und dadurch die Grundlagen für den ganzen modernen Fortschritt geschaffen«<sup>299</sup>. In Jannaschs Prägung spielten ein naturwissenschaftliches Interesse, Fortschrittsdenken und ihre sozialdemokratische, pazifistische Sozialisierung hinein – dementsprechend propagiert sie einen friedlichen Staat, der von mündigen BürgerInnen legitimiert wird, die für einander Verantwortung übernehmen. Das Zusammenhaltsgefühl im Ersten Weltkrieg sei nur

<sup>293</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 14. Die britische Seeblockade gegen die Mittelmächte brachte den Handel des auf Lebensmittelimporte angewiesenen Deutschen Reichs im Ersten Weltkrieg zum Erliegen.

<sup>294</sup> Vgl. ebd., S. 20.

<sup>295</sup> Vgl. Hierzu und zum Folgenden ebd., S. 25.

<sup>296</sup> Ebd.

<sup>297</sup> Vgl. ebd.

<sup>298</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Lilli, Warum helfen wir einander?, in: Kinderland. Blätter für ethische Jugenderziehung, Beilage zu: Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung 15 (1907), Heft 10, Januar 1907, Bieber Verlag: Berlin 1907, S. 37f.

<sup>299</sup> Vgl. ebd., S. 38.

oberflächlich und auf der gemeinsamen Krisenerfahrung gegründet gewesen.<sup>300</sup> Doch nur eine entsprechende staatsbürgerliche (Schul-)Erziehung, als die »Grundmauer der städtischen Selbstverwaltung wie des Verfassungsstaates«<sup>301</sup>, könne ein langfristig funktionierendes Staatswesen garantieren.

Jannaschs Vorstellung vom Staat und ihr Verständnis von Pädagogik stehen also in einem engen Zusammenhang. Dementsprechend publizierte sie größtenteils Artikel zur Schulreform mit dem Ziel der ethisch-moralischen Erziehung der SchülerInnen zu selbstständigen StaatsbürgerInnen. Themen wie staatsbürgerliche Eigenverantwortung und die solidarische Hilfsbereitschaft sollten dabei im Vordergrund stehen. Damit kommt der Schule eine zentrale Rolle zu, in deren Rahmen mithilfe der richtigen pädagogischen Praxis »die wichtigste ideelle Bindung in unserer modernen staatsbürgerlichen Entwicklung«<sup>302</sup> in den SchülerInnen angelegt werden sollte.

Bereits 1907 machte Jannasch in einem Artikel Vorschläge zur praktischen Umsetzung ihrer Vorstellung von schulischem Moralunterricht anhand des (fiktiven) Beispiels einer Lehrerin, die ihren SchülerInnen die Tugend der Geduld erklärt und ihren Mehrwert für die Gesellschaft darlegt.<sup>303</sup> Auffällig ist das Fehlen jedes konfessionellen Bezugs; für Jannasch sollte die ideale »Staatschule eine einheitliche, rein pädagogische Basis«<sup>304</sup> haben und nicht länger die von ihr kritisierte politische, kirchliche und weltliche Zerrissenheit der wilhelminischen Gesellschaft von 1912 widerspiegeln.<sup>305</sup> Die Schulen seien auf Grund partei-politischer, konfessioneller Vorurteile und von Standesdenken »zur Pflanzstätte nationaler Zerrissenheit«<sup>306</sup> geworden. Ihr Wunsch nach staatsbürgerlichem Zusammenhalt in der Gesellschaft, der durch eine »rein weltliche Einheitsschule für Knaben und Mädchen aller Stände«<sup>307</sup> angestoßen werden sollte, passt zu Jannaschs Demokratieverständnis. Sie fordert sogar, die Schulen sollten Strukturen etablieren, innerhalb derer sich die SchülerInnen selbst organisieren können, um so Eigenverantwortung und staatsbürgerliche Selbstständigkeit zu lernen.

300 Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Lilli, Welche Aufgaben erwachsen der Erziehung durch den Krieg?, in: Weltliche Schule. Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht, Beilage zu: Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung 23 (1915), Heft 37, April/Juni 1915, Bieber Verlag: Berlin 1915, S. 169f., hier S. 169.

301 Jannasch, Lilli, Verfassungsschmerzen, in: Ethische Kultur. Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reformen 16 (1908), Heft 23, 1. Dezember 1908, Bieber Verlag: Berlin 1908, S. 177f., hier S. 177.

302 Jannasch, Lilli, Warum muss der moderne Staat die weltliche Schule zur Grundlage der Jugenderziehung machen?, in: Weltliche Schule. Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht, Beilage zu: Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung 28 (1913), Heft 31, Oktober-Dezember 1913, Bieber Verlag: Berlin 1913, S. 143f.

303 Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Lilli, Geduld. Eine Lektion aus dem Moralunterricht (Teilnehmer 9–12jährige Knaben und Mädchen), in: Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung 15 (1907), Heft 4, Januar 1907, Bieber Verlag: Berlin 1907, S. 13f.

304 Jannasch, Lilli, Die Schulgemeinde als Grundlage staatsbürgerlicher Erziehung, in: Pädagogische Reform. Zugleich Organ der Hamburger Lehrmittel-Ausstellung 36 (1912), Heft 35, 28. August 1912, Wilhelm Senger Verlag: Hamburg 1912, S. 1f., hier S. 1.

305 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

306 Ebd.

307 Ebd.

Sie veröffentlichte auch in der Zeitung *Weltliche Schule. Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht*. Der Deutsche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht entsprach Jannaschs Vorstellungen, insofern er es sich zur Aufgabe machte, »die Verwirklichung der weltlichen Schule und die Einführung eines rein menschlich-natürlichen Moralunterrichts«<sup>308</sup> voranzutreiben.<sup>309</sup> In Ihrem Leitartikel fordert sie, die SchülerInnen durch einen weltlichen Ethikunterricht besser auf das »moderne Leben«<sup>310</sup> vorzubereiten als durch den konfessionellen Unterricht, der sich in der Praxis ohnehin bereits auf die Ethik stütze. Das Hauptziel der Schule müsse die »sittliche Urteils- und Willensbildung«<sup>311</sup> sein, die sich nicht an zeitlosen religiösen Dogmen orientiere, sondern die sittlichen und ethischen Fragen der Zeit behandle.<sup>312</sup> Nur so könnten eine praktische Einsicht in moderne Lebenszusammenhänge erreicht und die allgemeine und realistische Erziehung zum sittlich Guten unterstützt werden. Hierzu schlägt Jannasch drei Methoden vor: Die Schülerselbstverwaltung, die allgemeine »Durchdringung des Gesamtunterrichts mit ethischen Gesichtspunkten«<sup>313</sup> und den direkten ethischen Unterricht.<sup>314</sup>

Das dehnt sie sogar auf die Erziehung der Kleinkinder aus.<sup>315</sup> Der Ausbau öffentlicher Spielplätze solle den natürlich vorhandenen Tatendrang der Kinder stärken und ihre »Schaffenskraft«<sup>316</sup> fördern, sie zur Selbstständigkeit erziehen und ihre Verantwortung für den Staat und die Kultur steigern. Letzteres offenbart, dass in Jannaschs Denken neben ihren politischen Erwägungen auch kulturelle Gesichtspunkte eine Rolle spielen: Ethische Erziehungsarbeit sei der einzige Weg zum »Kulturfortschritt«<sup>317</sup>. Das sei nicht nur bei der Jugenderziehung der Fall, sondern – hier zeigt sich Jannasch ganz den damaligen rassistischen Vorstellungen verhaftet – auch »unzivilisierte Rassen«<sup>318</sup> könnten durch eine in Jannaschs Augen richtige, da nicht-religiöse Erziehung zivilisiert werden

---

308 Jannasch, Lilli, Die Organisation der weltlichen Schule, in: Weltliche Schule. Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht, Beilage zu: Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung 29 (1914), Heft 32, Januar-März 1914, Bieber Verlag: Berlin 1914, S. 145–148, hier S. 145 (Titelunterschrift auf der Titelseite des Hefts).

309 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

310 Ebd.

311 Ebd.

312 Jannasch geht in ihren Artikeln nicht genau auf die modernen Themen ein, die konkret im neuen Ethikunterricht behandelt werden sollen, doch mit den modernen Herausforderungen können die Industrialisierung, die Urbanisierung, die Verarmung der Arbeiterschicht in den Städten und die veränderte Erwerbs- und Familiensituation durch die engen Arbeits- und Wohnverhältnisse in den Städten gemeint sein. Diese Themen behandelt Jannasch teilweise auch in anderen Abhandlungen, wie die im nächsten Abschnitt behandelte Schrift zur den Rechten der Arbeiterinnen zeigt.

313 Ebd., S. 146.

314 Vgl. ebd., S. 145–147.

315 Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Lilli, Tatkraft und Erziehung, in: Kinderland. Blätter für ethische Jugenderziehung, Monatsbeilage zu Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung 13 (1905), Heft 17–18, Mai 1905, Bieber Verlag: Berlin 1905, S. 17f., hier S. 17.

316 Ebd., S. 18.

317 Jannasch, Lilli, Ein Pestalozzi unter den Negern, in: Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung 15 (1907), Heft 1, Januar 1907, Bieber Verlag: Berlin 1907, S. 1f., hier S. 1.

318 Ebd.

und die Kultur weiterentwickeln.<sup>319</sup> Ihr Werben für kulturellen Fortschritt durch Bildung liegt auf einer Linie mit dem Bildungsanspruch des Monismus.

Der dritte Grund für Jannaschs Ablehnung der hergebrachten (Schul-)Bildung ist neben den bereits erörterten staats- und kulturtheoretischen Erwägungen, dass sie das hergebrachte System von Belohnungen und Bestrafungen, insbesondere die Prügelstrafe, ablehnte.<sup>320</sup> Für Jannasch sind Selbstständigkeit und Verantwortlichkeit weniger das Ergebnis eines Wechselspiels von Belohnung und Strafe, als vielmehr eines nicht-autoritativen pädagogischen Stils, der darauf abzielt, moralische Fehler mithilfe der öffentlichen Meinung zu korrigieren, die dabei helfe, die Menschen wieder »auf den richtigen Weg«<sup>321</sup> zu bringen.<sup>322</sup> Konkret sollten das ethisch gewollte Verhalten vorgelebt und moralisch verwerfliches Verhalten über die Anregung zur Selbstreflexion korrigiert werden.

Insgesamt läuft das Reformprogramm, das Jannasch sich vorstellt, auf eine zunehmende Verweltlichung und Säkularisierung hinaus. In einem Artikel von 1914 fordert sie einen Ausbau von weltlichen Seelsorgeangeboten, um das kirchliche seelsorgerische Angebot an Schulen langsam abbauen zu können; zudem fordert sie, Gemeindehäuser in Volkshäusern umzubenennen und umzustrukturieren; die Armenfürsorge und die Waisenfürsorge sollten nicht der Kirche obliegen, sondern Staatsaufgabe sein. So würde auch die sittliche Einflussnahme der Kirchen durch die des Staates ersetzt werden können.<sup>323</sup> Kirchlicher Einfluss auf das Bildungssystem stellt sich für Jannasch aus staats-theoretischer und kultureller Sicht als Problem dar: Die Folge sei, dass SchülerInnen nicht auf das moderne Diesseitsideal vorbereitet, sondern mithilfe eines mittelalterlich inspirierten religiösen Systems von Lohn und Strafe erzogen würden.<sup>324</sup> Deshalb sei es

319 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

320 Vgl. Jannasch, Lilli, Ein ethisches Jubiläum, in: *Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung* 19 (1911), Heft 11, 1. Juni 1911, Bieber Verlag: Berlin 1911, S. 81f., hier S. 81. Ein weiterer Grund für Jannaschs Abneigung gegenüber der Prügelstrafe ist neben den folgenden pädagogisch-weltanschaulichen Ausführungen auch der christliche Ursprung der Prügelstrafe. Sie lehnt die konfessionell eingefärbten Erziehungsmethoden kategorisch ab und entnimmt diesem rein weltanschaulichen Argument auch die Abneigung der vom Vergeltungs- und Sühnegedanken gestützten Prügelstrafe. (Vgl. ebd.) Das Christentum ist ihr Feindbild. Ein weiterer Lobpreis der gewaltfreien Erziehung lässt sich in Jannaschs Artikel zur britischen Schule Robert Owens finden. (Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Lilli, Robert Owens Kinderland, in: *Kinderland. Blätter für ethische Jugenderziehung*, Monatsbeilage zu *Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung* 15 (1906), Heft 8, August 1906, Bieber Verlag: Berlin 1906, S. 29f.) In diesem lobt sie Owens Ansatz einer gütevollen Erziehung, die vollkommen auf äußerliche Mittel wie körperliche Gewalt oder ein Bestrafungssystem verzichte. Owen sei ein »Feind des mechanischen Drills und Auswendiglernens« (Ebd., S. 30.).

321 Jannasch, Lilli, Ein Besuch im Kinderland in der märkischen Schweiz, in: *Kinderland. Blätter für ethische Jugenderziehung*, Monatsbeilage zu *Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung* 20 (1912), Heft 4, April 1912, Bieber Verlag: Berlin 1912, S. 13f., hier S. 14.

322 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 13f.

323 Vgl. Jannasch, Lilli, Von der Kirche zum Volksheim, in: *Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung* 22 (1914), Heft 1, 1. Januar 1914, Bieber Verlag: Berlin 1914, S. 3f., hier S. 3.

324 Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Lilli, Der heutige Stand der konfessionellen Schule in Preußen, in: *Weltliche Schule. Mitteilungen des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht*, Beilage zu: *Ethische Kultur. Monatsblatt für ethisch-soziale Neugestaltung* 29 (1914), Heft 33, April/Juni 1914, Bieber Verlag: Berlin 1914, S. 149f.

wichtig, mittels statistischer Erhebung in den Religionsunterrichtsstunden zu ermitteln, inwieweit die Staatsschule »noch im Dienste mittelalterlich-kirchlicher Überlieferungen steht«<sup>325</sup>. Den Religionsunterricht sieht sie besonders kritisch, sie beschreibt ihn als »konfessionelle[...] Dressur«<sup>326</sup> und nimmt »die sittlich verwirrende und zeitraubende konfessionelle Erziehung«<sup>327</sup> als nicht realitätsnah wahr. Der christliche Einfluss sei in der Volksschule am stärksten. Die SchülerInnen würden nicht auf das Leben vorbereitet; stattdessen verpflichte der Religionsunterricht, kirchlichen Ansprüchen genüge zu tun, die aber in der Realität nicht haltbar seien. Damit rechtfertige der Religionsunterricht weder die Ressourcen, noch die Zeit, die für ihn aufgewendet würden.

In einem Artikel zum Zweiten Internationalen Kongress für moralische Erziehung in Den Haag kritisiert sie in dem Zusammenhang, es sei der „größte Fehler“<sup>328</sup> der Versammlung gewesen, den Vertretern des konfessionellen Schulunterrichts im Rahmen des Kongresses so viel Raum zu gewähren.<sup>329</sup>

Die staatsbürgerliche Idee und die sich daraus ergebenden Überlegungen zur Erziehung und zum Schulsystem konkretisieren sich auch in Jannaschs Idee einer konfessionsfreien Bildung an Mädchenschulen. Auch für diese fordert sie in einem Artikel von 1912 einen konfessionell unabhängigen Ethikunterricht.<sup>330</sup> Sie begrüßt die Einführung der Pflichtfortbildungsschule für Mädchen in Preußen ab Ostern 1913 sehr, da sie in der neuen Schulform nicht nur eine Verbesserung der Mädchenschulbildung erkennt, sondern auch die Chance, den Ethikunterricht statt des konfessionellen Unterrichts in der neuen Pflichtschule zu etablieren. Denn die preußischen Fortbildungsschulen unterlagen dem preußischen Handelsministerium, das im Gegensatz zum preußischen Kultusministerium, dem die Volksschulen unterstanden, den Ethikunterricht förderte.

Es entsprach der zeitgenössischen Erwartung, dass Frauen sich auch für Erziehungsfragen interessierten und sich damit beschäftigten. Die bisherigen Erörterungen belegen aber, dass Jannaschs Einsatz weit darüber hinaus ging; sie äußerte sich stets auf Grund ihres politischen Interesses und ihres Engagements für die Entwicklung des demokratischen Verfassungsstaats. Wenn sie dafür plädierte, dass sich die Frauenbewegung für den Ausbau der Mädchenschulbildung und der Fortbildungsschule einsetzen sollte, dann tat sie das vermutlich auch, um Unterstützung für ihre Vorstellung von Ethikunterricht zu gewinnen – hierfür spricht die inhaltliche Schwerpunktsetzung in besagtem Artikel von 1912. Damit ging es ihr nicht darum, besonders die Bildung von Frauen zu fördern; ihr Anliegen bezog sich auf die Bildung im Allgemeinen. Im Übrigen lagen ihrem Geschlechterbild dualistische Rollenzuschreibungen zugrunde. Sie bezeichnet Frauen als die »traditionellen Erzieherinnen des Menschengeschlechts,

325 Ebd., S. 149.

326 Ebd., S. 150.

327 Ebd.

328 Jannasch, Lilli, Der zweite Internationale Kongreß für moralische Erziehung im Haag, in: Ethische Kultur. Monatsschrift für ethisch-soziale Reformen 20 (1912), Heft 18, 15. September 1912, Bieber Verlag: Berlin 1912, S. 137f., hier S. 137.

329 Vgl. ebd.

330 Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Lilli, Die Mädchen-Pflichtfortbildungsschule und ihre ethische Aufgabe, in: Neue Bahnen 47 (1912), Heft 15, 1. August 1912, Braun: Karlsruhe 1912, S. 110f.

als [...] Hüterinnen ethischer Werte«<sup>331</sup>, die auch für die ethische Erziehung zu sittlicher Urteils- und Willensbildung geeignet seien.<sup>332</sup> In einem anderen ausführlichen Artikel zum Berliner Frauenkongress von 1912 äußert sie noch klarer ihre traditionellen Erwartungen an Frauen und spricht sich für eine hauswirtschaftliche Ausbildung von Frauen aus.<sup>333</sup> Zwar ist sie auf der Seite der Frauenbewegung und fest in dieser verankert, wie der Einsatz für Arbeiterinnenrechte zeigen wird, doch andererseits spricht sie Frauen andere Lebensaufgaben zu als Männern. Dass nur Frauen Hauswirtschaftsunterricht erhalten sollten, war aber auf dem Kongress Konsens, insofern ist Jannasch was diese Frage angeht keine Außenseiterin, sondern in der Frauenbewegung selbst wurden dualistische Geschlechterzuschreibungen noch perpetuiert. Bedenkt man, dass der Großteil der Frauenbewegung sich aus gemäßigten, bürgerlichen Frauen mit Traditionsbewusstsein rekrutierte, überrascht dieser Befund nicht. Wenn Jannasch die Anerkennung der traditionellen Zuschreibungen an die Frau als »Hausfrau, Jugendzieherin, Produzentin (innerhalb der Hauswirtschaft) und Fürsorgerin«<sup>334</sup> lobt und erklärt, dass diese das Fundament<sup>335</sup> für die neue ethische Ordnung seien, entspricht sie damit einer allgemeinen Tendenz in der Frauenbewegung. Daneben erweisen sich ihre Aussagen als anschlussfähig an die monistische Kulturtheorie und ihr Streben nach einer kulturellen Höherzüchtung der Gesellschaft: Jannasch schreibt in monistischer Tradition (und dabei inhaltlich auf einer Linie mit den bürgerlich-traditionellen Frauenrechtsaktivistinnen mit ihrer Idee der geistigen Mütterlichkeit) von der Ausweitung der mütterlichen Zuschreibungen an Frauen von dem privaten auf den öffentlichen Bereich, indem sie nationalistisch argumentiert.<sup>336</sup> Frauen sollten ihre Mütterlichkeit von ihren leiblichen Kinder auf alle Kinder der deutschen Gesellschaft ausweiten und im Rahmen der »Erziehung als Volkserziehung«<sup>337</sup> die gesamte als Volk bezeichnete Gesellschaft im Blick haben.

Bei all den Verweisen auf die traditionellen Frauenzuschreibungen forderten der Kongress und mit ihm Jannasch dennoch, ArbeiterInnen durch verbesserte Ausbildungen ein höheres Maß an Professionalisierung zu ermöglichen. In den Frauen sei eine »Fülle pädagogischer Aufgaben«<sup>338</sup> natürlicherweise angelegt und das qualifiziere sie in besonderer Weise für ihre Erwerbsarbeit. Durch eine schulische Vorbildung der Frauen in Bezug auf ihre Aufgaben in den Bereichen Hauswirtschaft, Erziehung und

331 Ebd., S. 111.

332 Diese Einschätzung gibt Jannasch zwar nur wieder, doch sie setzt sich selbst in die Tradition der Unterschiede zwischen den Geschlechtern ein, indem sie die besonderen sittlichen und wirtschaftlichen Aufgaben betont, die besonders Frauen in den vorangehenden 50 Jahren gemeistert hätten. Mit diesen meint sie die die Kriegserfahrungen der Einigungskriege und die Auswirkungen der Industrialisierung.

333 Vgl. hierzu und zum Folgenden Jannasch, Lilli, Der Berliner Frauenkongress, in: Ethische Kultur. Monatsschrift für ethisch-soziale Reformen 20 (1912), Heft 6, 15. März 1912, Bieber Verlag: Berlin 1912, S. 41f.

334 Ebd., S. 41.

335 Ebd.

336 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 42.

337 Ebd.

338 Ebd.

Beruf würden diese auf die modernen Herausforderungen vorbereitet und somit zu »vollwertige[n] Staatsbürgerin[nen]«<sup>339</sup>. So könnten sie in Gemeinde und Staat vor allem Fürsorgearbeit leisten. Ein typischerweise für Frauen geeigneter sozialer Beruf ist laut Jannasch der der Jugend- und Waisenpflegerin, ein weiterer Anhaltspunkt, anhand dessen Jannschs im moderaten Flügel der Frauenbewegung verortet werden kann, dessen emanzipatorisches Bemühen zunächst auf eine Öffnung von Bildung und Erwerbsarbeit für Frauen in Bereichen, die man für Frauen geeignet hielt, abzielte.

Neben dem Konfessionsaspekt der Mädchenbildung steht für Jannasch mit der Situation der Erwerbsarbeiterinnen auch eine weitere und noch zentralere Frage der Frauenbewegung im Mittelpunkt einer ihrer Einzelschriften. In ihrem Ratgeber für Arbeiterinnen thematisiert sie zunächst die schlechte Arbeitssituation, in der sich die Arbeiterinnen im Vergleich zu den Arbeitern seit der modernen Industriearbeit befanden.<sup>340</sup> Sie erhielten einen geringeren Lohn für die gleiche Arbeitsleistung und arbeiteten in den Augen Jannschs und der Mitautorinnen des Ratgebers übermäßig lang. Deshalb sei es notwendig, den Arbeiterinnen Informationen zu ihren Rechten und Pflichten am Arbeitsplatz zukommen zu lassen. Der Ratgeber bietet Auskunft über rechtliche Grundlagen des Arbeitsgesetzes, Beratungsstellen und Krankenversicherungsangelegenheiten.<sup>341</sup> Das sollte auf lange Sicht die Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterinnen verbessern. Jannasch fordert in ihrem Wegweiser die klare Kommunikation von Arbeitszeiten, Pausen, Art der Lohnzahlung und Kündigungsfristen im Arbeitsvertrag.<sup>342</sup> Sie informiert über die Versicherungspflicht bei einer Krankenkasse im Falle einer Anstellung.<sup>343</sup> Diese garantie den Arbeitnehmerinnen die kostenlose ärztliche und zahnärztliche Behandlung sowie insbesondere auch die Vorsorge und Nachsorge bei Geburt und eine Lohnfortzahlung für sechs Wochen im Kindbett. Zudem klärt sie auch über das niederschellige Bildungsangebot der städtischen Fortbildungsschulen auf, an denen Frauen sich für ein niedriges Schulgeld nach der allgemeinen Volksschule weiterbilden könnten.<sup>344</sup> Es fällt auf, dass sie vor allem die Fortbildung in zeitgenössischen typisch weiblich besetzten Fachrichtungen wie Fremdsprachen, Stenografie, Handarbeiten, Plätten und Schneidern lobt. Die Themenschwerpunkte Arbeitsrechte und Fortbildung der Arbeiterinnen zeigen Jannschs Unterstützung der weiblichen Erwerbsarbeit auf, die sie wohl als selbstverständlich wahrnahm.

Zusammenfassend sind die auf Jannschs staatsbürgerlichem Verständnis beruhenden Erziehungsvorstellungen das Hauptthema in ihren Artikeln. Dabei geht sie auch explizit auf die Anpassung der Mädchenschulbildung an ihre pädagogischen und freidenkerischen Vorstellungen ein und auch in ihren eigenständigen Abhandlungen, die oft als Beilagen zu einigen der Zeitschriften erschienen, setzt sie die Forderungen der Frauenbewegung in praktischer Weise um, besonders mit ihrem Bemühen, die Erwerbsituati-

339 Ebd.

340 Vgl. hierzu und zum Folgenden Komitee zur Errichtung von Arbeiterinnenheimen (Hg.), *Wegweiser für Arbeiterinnen*, Verlag der Arbeiter-Versorgung: Grunewald 1905, hier S. 3f.

341 Es wird unter anderem über »Arbeitsschutzgesetze, Berufsvereine, Bildungsanstalten, Arbeitsnachweise und Heime« (Ebd., S. 3.) für Arbeiterinnen informiert.

342 Vgl. ebd., S. 5.

343 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 10.

344 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 23.

on der Arbeiterinnen zu verbessern. Die Beschäftigung mit ihrem Pazifismus und ihrer Propagandakritik ist die zweite große Thematik, der sie sich neben der Arbeiterinnen-situation widmet. Hier zeichnet sich das Bild einer politisch aktiven Kriegsgegnerin ab. Sie trat für einen baldigen Verständigungsfrieden, gegen reaktionäre Reparationspropaganda aus alddeutschen Kreisen und für die Frauenbewegung ein.

### 3.5.3 Jannasch als Nichtmonistin?

Doch war Jannasch eine Monistin? Die monistische Kulturtheorie mag ihrem politischen StaatsbürgerInnenverständnis entsprochen haben, da sie für kulturelle Bildung plädierte und auch Jannasch so die BürgerInnen selbstständig machen wollte. Der Vergleich mit der Meinung anderer MonistInnen gibt Aufschluss in dieser Frage.

Jannaschs pazifistischer Einsatz für eine diplomatische Weltordnung in Friedenszeit als Idealfall entspricht dem monistischen Friedensbedürfnis führender Theoretiker des DMB wie Haeckel und Ostwald.<sup>345</sup> Dabei war die pazifistische Grundhaltung aber keineswegs der monistische Konsens und besonders zu Kriegsbeginn 1914 schlug bei vielen MonistInnen der Pazifismus in deutschnationale Kriegsbefürwortung um, was zu Konflikten im Verein führte.<sup>346</sup> Somit ist vor dem Ersten Weltkrieg durchaus eine inhaltliche Überschneidung zwischen den monistischen Positionen und Jannaschs Friedensbedürfnis gegeben. Bei der Frage der staatsbürgerlichen Grundordnung entspricht die Einstellung Jannaschs auch der monistischen Vision, in der gesellschaftlicher Fortschritt eng mit dem Gedanken eines staatsbürgerlichen Gemeinschaftsverständnisses verknüpft ist. Jannaschs naturwissenschaftliches Fortschrittsverständnis überschneidet sich dabei mit der monistischen Kulturtheorie, doch ist letztere stärker rassistisch geprägt als Jannaschs Fortschrittskonzept.<sup>347</sup>

#### 3.5.3.1 Ethische Erziehung als gemeinsamer Nenner?

Jannaschs Vorstellungen von der ethischen Erziehung, die nicht an konfessionelle Muster gebunden ist und die auf das Leben als mündige und verantwortungsvolle StaatsbürgerInnen vorbereiten soll, weisen in ihrer Ablehnung konfessioneller Erziehung Parallelen zur monistischen Bildungsvorstellung auf. Doch es bestehen auch Unterschiede zur monistischen Unterrichtsidee, da Jannasch sich beispielsweise besonders der nichtkonfessionellen Erziehung an Frauenbildungsanstalten zuwandte, was den monistischen AutorInnen tendenziell fern lag. Nicht nur der verschobene Fokus der Zielgruppe, sondern auch die starke Betonung der staatsbürgerlichen Erziehung unterscheiden Jannaschs Ausführungen von den monistischen. Der Einsatz für eine kulturtheoretische ‚Höhererziehung‘ der SchülerInnen an den Schulen und auch die Feindschaft mit den Kirchen sind die beiden verbindenden Elemente der Argumentationen.

<sup>345</sup> Vgl. zur Entwicklung des Pazifismus im DMB Kapitel 1.1.4 dieser Arbeit.

<sup>346</sup> Vgl. zu den Konflikten im DMB auf Grund der Pazifismusfrage Kapitel 1.1.4 dieser Arbeit.

<sup>347</sup> Vgl. zur Ambivalenz der Haeckelschen monistischen Vorlage der Rassenhygiene als Vorreiterin und zugleich Nichtunterstützerin der nationalsozialistischen Rassenhygiene Kapitel 1.1.4 dieser Arbeit.

Jannaschs starke Wertschätzung eines weltlichen Ethikunterrichts könnte man typisch monistisch nennen. Dabei nimmt die Verbesserung der Mädchenbildung wie auch bei den anderen Monistinnen keine zentrale Rolle in ihren Ausführungen ein. Auch wenn sie die weitverbreiteten rassenhygienischen Gedankenmuster der Zeit nicht ablehnte, sah sie in der moralischen Erziehung doch einen Ausweg aus der unterstellten Ungleichheit der ›Rassen‹ vor der Kultur; auch dies eine Ansicht, die zumindest teilweise im Monistenbund vertreten wurde.<sup>348</sup>

Wie auch die MonistInnen beschränkt Jannasch sich bei der Erziehungsfrage folglich zumeist auf die Forderung nach konfessionsfreiem Ethikunterricht und einem verminderten Einfluss der Kirchen in den Schulen im Allgemeinen. Doch den maßgeblichen Unterschied zu MonistInnen ihrer Zeit macht Ihr Eintreten für die Rechte der Arbeiterrinnen gegenüber den Arbeitgebern, ähnlich wie auch bei Helene Stöcker.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass man Lilli Jannasch keine Vorreiterrolle für die Frauenbewegung attestieren kann, dafür lag ihr Fokus zu sehr auf anderen Fragen, insbesondere dem Pazifismus. Gleichzeitig setzte sie sich im Vergleich zu den meisten anderen hier untersuchten MonistInnen weitaus aktiver für Frauenrechte ein, ohne dabei so weit zu gehen wie Stöcker als Vorreiterin einer neuen Sexualmoral.

Im Monistenbund setzten eher pazifistische und politisch linke Mitglieder sich auf Dauer nicht durch; Haeckels Führungsrolle war zu stark, als dass divergierende Strömungen sich hätten durchsetzen können. Unter ihm blieben die Anliegen der Frauenbewegung peripher und auch der Pazifismus verlor im Ersten Weltkrieg an Bedeutung. Deshalb ist Lilli Jannasch auch weniger als Monistin, sondern vor allem als pazifistische Pädagogin in der Frauenbewegung einzuordnen, die in den monistischen Zeitschriften einen weiteren Kanal für ihre politischen Forderungen nach Frieden sah.

### 3.5.3.2 Selbstzensur als monistische Autorin

Die Auswertung von Jannaschs Artikeln stützt ihre Einordnung als Einzelkämpferin in der monistischen Gemeinschaft. In ihren Artikeln weicht sie nicht vom monistischen Konsens ab. Wie auch die anderen MonistInnen schreibt sie der Frau eine traditionelle Mütterlichkeit zu.<sup>349</sup> Auch ihre Forderung, den Religionsunterricht durch konfessionsunabhängigen Ethikunterricht zu ersetzen, ist im Monistenbund anschlussfähig.<sup>350</sup> Es fällt auf, dass andere Themen wie der Pazifismus und Frauen- und Arbeiterinnenrechte sowie auch die bei Jannasch in Ansätzen vorhandene Forderung nach verbesserter Mädchenbildung durch den Ausbau der Pflichtfortbildungsschulen in ihren Beiträgen zu monistischen Zeitschriften nicht vorkommen, während sie ihnen in ihren anderen Veröffentlichungen abseits des Monistenbunds große Bedeutung beimisst. Die Selbstzensur lässt sich damit erklären, dass der Monistenbund sich mit seinem antiklerikalen Fokus zwar als Forum für Kritik am Religionsunterricht eignete, aber weniger als Plattform, um Fragen der Frauenbewegung zu verhandeln. Ungeachtet dessen veröffentlichte zumindest Helene Stöcker trotzdem zahlreiche Artikel zu ihrer neuen Ethik in den Vereinszeitschriften und forderte eine verbesserte Arbeitssituation für Arbeiterinnen. Jannasch

348 Vgl. zu den verschiedenen ideologischen Strömungen im DMB Kapitel 1.1.4 dieser Arbeit.

349 Vgl. zu Jannaschs Vorstellung der Frau als Mutter Kapitel 2.2 dieser Arbeit.

350 Vgl. zu Jannaschs schulpolitischen Forderungen Kapitel 2.4 dieser Arbeit.

teilte dieses Anliegen zwar, thematisierte es aber nicht in den monistischen Zeitschriften. Es ist unwahrscheinlich, dass sie es nicht durfte, da sie wie Stöcker eine bekannte Pazifistin war. Vielmehr ist zu vermuten, dass sie die monistische Leserschaft nicht als geeignete Zielgruppe betrachtete, die ihre Ansichten teilen würde. Wahrscheinlich schrieb sie deshalb über die Themen, über die zwischen ihr und der Mehrheit des Bunds Einigkeit bestand.

### 3.5.4 Zwischenfazit: mehr Aktivistin als Monistin

Die Unterschiede, die Jannasch und die nicht in der Frauenbewegung aktiven Autorinnen der monistischen Zeitschriften sowohl in der Lebensführung als auch hinsichtlich ihrer Interessengebiete aufweisen, über die die Frauen in ihren Artikeln und Briefen schreiben, sind bezeichnend für die Motivation zu Veröffentlichungen in monistischen Zeitschriften: Frauen wie Fanny Daxenbichler und Erna Friederici sahen sich vor allem als Monistinnen und waren ansonsten in keiner Weise öffentlich aktiv, sei es in einem politischen oder weltanschaulichen Rahmen. Sie lebten nach der von Haeckel geteilten monistischen Vorstellung von der Frau als Ehefrau und Mutter oder zumindest als in ihrer angestammten privaten Sphäre sozial aktive Helferin, die keine politischen Entscheidungen trifft. So schrieben sie ausschließlich und eher ausnahmsweise in den monistischen Zeitschriften und sie konzentrierten sich ganz auf den persönlichen Austausch mit Haeckel. Jannasch als erwerbstätige und politisch aktive Frau publizierte weitaus mehr. Zumindest in dem Rahmen, in dem es ihr gestattet wurde, veröffentlichte sie Artikel in den Vereinszeitschriften, wenn auch nicht so häufig wie Helene Stöcker. Auch ihre persönliche Lebensführung entsprach nicht dem monistischen Mutterideal. Somit ist sie nicht primär als Monistin zu sehen, sondern als Pazifistin und praktische Frauenrechtsaktivistin, die neben ihren anderen politischen Mitgliedschaften auch Mitglied im DMB war, dessen Publikationsorgane sie gelegentlich zur Veröffentlichung von genau den Meinungen nutzte, die sie mit den anderen MonistInnen teilte. Die Quellen geben keinen Anlass zu der Vermutung, dass Jannasch sich um stärkere Öffentlichkeitswirksamkeit im BUND bemüht hätte beziehungsweise dass sie diesbezüglich von Seiten des Monistenbunds zurückgewiesen oder eingeschränkt worden wäre. Wie auch Stöcker bekleidete Jannasch jedoch trotz ihrer Öffentlichkeitswirksamkeit außerhalb des BUNDs (die dieser theoretisch auch zur Verbreitung eigener Ideen hätte nutzen können) keine wichtige Rolle im Monistenbund. Es bleibt nur zu spekulieren, ob sie dies selbst nicht wollte, da sie ihre freidenkerische Weltanschauung als zu unterschiedlich von Haeckels freidenkerischem Monismus ansah, oder aber ob die Führungsriege des BUNDs ihr aus verschiedenen Gründen keine Position anbot.<sup>351</sup>

Sowohl in ihrer privaten Lebensführung als auch durch ihre massive politische Öffentlichkeitsarbeit war Jannasch jedenfalls eine emanzipierte Frau und eine Frauenrechtsaktivistin. Sie löste sich nicht von der bürgerlichen dualistischen Geschlechter-

351 Gründe könnten hier sein, dass die führenden Monisten die Repräsentation des BUNDs durch eine Frau wegen der monistischen Frauenzuschreibungen ablehnten oder dass Jannasch auch politische Interessen hatte, die nicht primär die Interessen des Monistenbunds waren, wie es bei der Friedensfrage und der Frauenfrage der Fall war.

ordnung, doch trat sie im Rahmen dieser für mehr Frauenrechte in Bildung und Beruf ein. Den DMB nutzte sie als Plattform für die Verbreitung eines Teils ihrer Ideen von gesellschaftlicher Veränderung.

### 3.6 Grete Trapp

Grete Trapp war eine Zürcher Modejournalistin, die durch ihre Artikel in der Zürcher Presse im öffentlichen Leben des Kantons stand, zugleich aber als Mutter und Ehefrau auch den traditionellen Zuschreibungen an Frauen (auch) des Monismus entsprach, dass Frauen als Mütter die Kultur fördern sollten. Sie ist damit ein Fallbeispiel für eine Monistin, die zwar in der Öffentlichkeit stand, aber dabei kein aktiver Teil der Frauenbewegung war. Bei ihr musste der Bund nicht befürchten, dass Trapp die monistischen Kanäle, Zeitschriften oder Kontakte nutzen würde, um den Verein für die Frauenbewegung zu instrumentalisieren – daher kann ihre Biografie Aufschluss darüber geben, wie Frauen generell im Bund repräsentiert waren, wenn keine strategischen, politisch motivierten Erwägungen einer Beteiligung im Weg standen.

#### 3.6.1 Das Leben als Zürcher Modejournalistin

Leider sind abgesehen von Trapps Zeitungsartikeln zur Mode nur wenige Quellen über sie vorhanden. Auch die Korrespondenz zwischen ihr und Haeckel fällt spärlich aus. Grete Trapp wurde am 26. März 1877 in Dresden geboren<sup>352</sup> und verstarb am 15. Juni 1950 in Zürich, wo sie als Modejournalistin tätig war.<sup>353</sup> In den 1920ern stellte sie einen Einbürgerungsantrag für Zürich; aus diesem geht hervor, dass sie zuvor mit ihrer Familie in Amberg in Bayern ansässig gewesen war, aber schon seit dem 11. Juli 1904 in Zürich gelebt hatte.<sup>354</sup> 1924 wurde ihr erster Antrag auf Einbürgerung in Zürich abgelehnt, da Trapp in diesem eine Liebesbeziehung zu einem verheirateten Mann zugegeben hatte, den sie später selbst heiraten wollte. Der zweite Antrag aus dem Jahr 1927 wurde angenommen, zumal sie in diesem die Liebesbeziehung für beendet erklärte.

Die Antragsunterlagen geben Aufschluss über einige relevanten Aspekte von Trapps Biografie: 1927 konnten keinerlei Vorstrafen, Schulden oder andere Einbürgerungshindernisse von den Schweizer Behörden festgestellt werden. Zudem ist angegeben, dass sie und ihre beiden Kinder, Poldi Margarete Emma (\* 20. Februar 1898 in Kötzschenbroda) und Fritz (\* 14. Dezember 1900 in Dresden) reformiert-christlich waren. Sie war mit dem Kabarettisten Eduard August Friedrich Wilhelm Viktor Trapp verheiratet (von dem

<sup>352</sup> Bei der Recherche in den Personenstandsdokumenten des Stadtarchivs Dresden sowie den kirchlichen Wochenzetteln konnte Margareta Trapp nicht ermittelt werden. Die Einwohnerkartei aus den Jahren vor 1945 ist Kriegsverlust. Doch ihr Geburtsdatum wird im Folgenden durch andere Quellen wie die Zürcher Einbürgerungsdokumente sowie ihre Bestattungsreden bestätigt.

<sup>353</sup> Vgl. zum Todesdatum, zur Scheidung und zur Berufsbezeichnung den Eintrag im Todesregister der Stadt Zürich Stadtarchiv Zürich, Todesregister 1950, S. 384, Eintrag Nr. 1730 für Trapp, Margaretha Lucy, geb. Liesche.

<sup>354</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Zürich, B776, Berichte der nachgenannten Ämter über die Bürgerrechtsbewerberin Trapp, geb. Liesche, Margareta Lucy.

sie später am 4. September 1918 vom Zürcher Bezirksgericht geschieden wurde).<sup>355</sup> Ihr Ehemann war katholisch und in den Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich wird sein Beruf abwechselnd mit Kaufmännischer Gehilfe und – wie bei seiner Frau – mit Journalist angegeben.<sup>356</sup> Die Hochzeit fand am 15. Mai 1897 in Kötzschenbroda statt, einem Stadtteil der sächsischen Stadt Radebeul,<sup>357</sup> woher auch Grete Trapps Familie mütterlicherseits stammte.

### 3.6.1.1 Ein Leben für die Mode: Reisende Journalistin, Sammlerin, Lehrerin

Ihren Beruf gab Trapp in den Unterlagen mit »selbstständige Journalistin«<sup>358</sup> und für die Zeit vor ihrer journalistischen Tätigkeit mit »Hausfrau«<sup>359</sup> an. Außer diesen biographischen Angaben ist nur wenig über Grete Trapps Leben vor der Zeit in Zürich rekonstruierbar. In der Schweiz wurde Trapp nach der Geburt ihrer Kinder in Deutschland laut einem neueren Zeitungsartikel über die Einführung des Muttertags in Zürich zur »schillernde[n] Zürcher Modejournalistin, Modesammlerin und Verfasserin zahlreicher Ratgeberbücher über Familie und Ehe«<sup>360</sup>, die sich Ende der 1920er Jahre dafür einsetzte, den Muttertag zu einem festen Feiertag in Zürich zu machen.<sup>361</sup> Sie legte sogar eine Kostümsammlung an, die 1948 von der Textilfachschule in Zürich gekauft wurde und Kleidungsstücke aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts enthielt.<sup>362</sup>

Mehr Aufschluss über ihr Leben und Wirken gibt die schriftliche Dokumentation ihrer Trauerfeier, auf der sowohl der Pfarrer als auch ein journalistischer Kollege von Trapp über ihre (Erwerbs-)Biografie sprachen. Trapp sei zuerst lutherisch erzogen worden, habe dann vor allem der monistischen Weltanschauung angehängt, habe aber immerhin später wieder angefangen, zu beten.<sup>363</sup> Der Pfarrer bestätigt mit seinen Aussagen

355 Eduard Trapp wurde laut dem dem Antrag beigefügten Eintrag im Zürcher Familienregister am 6. Januar 1871 in Amberg in Bayern geboren. (Vgl. ebd.) Zur Scheidung vgl. Stadtarchiv Zürich, B776, Berichte der nachgenannten Ämter über die Bürgerrechtsbewerberin Trapp, geb. Liesche, Margareta Lucy.

356 Vgl. Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Trapp, Eduard, 1925. Hier wird sein Beruf mit »Redakteur« (Ebd.) angegeben. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.) Eduard Trapp wurde am 6. Januar 1871 geboren und heiratete nach der Scheidung von Grete Trapp erneut. In früheren Registerkarten wird er seit 1914 als »Journalist« (Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Trapp, Eduard, 1918.) und als »Buchhaltungsgehilfe« (Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Trapp, Eduard, 1904 IIa.) bezeichnet.

357 Vgl. hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Zürich, B776, Berichte der nachgenannten Ämter über die Bürgerrechtsbewerberin Trapp, geb. Liesche, Margareta Lucy.

358 Ebd.

359 Ebd.

360 Hebel, Ginger, Wie Zürcher Persönlichkeiten den Muttertag zelebrieren, in: Zürcher Tagblatt, 8. Mai 2018, <https://www.tagblattzuerich.ch/aktuell/portraet/portraet-detail/article/wie-zuercher-persoenlichkeiten-den-muttertag-zelebrieren.html> [zuletzt aufgerufen: 15.06.2022].

361 Vgl. ebd.

362 Itten, Johannes, Die Textilfachschule Zürich heute, in: Mitteilungen über Textilindustrie. Schweizerische Fachschrift für die gesamte Textilindustrie 63, Zürich 1956, S. 160f., hier S. 160.

363 Vgl. Zentralbibliothek Zürich, Gedenkfeier anlässlich der Bestattung von Grete Trapp, Montag, den 19. Juni 1950 im Krematorium in Zürich, Sig. Neko T 30, S. 3.

die meisten der zuvor aus den Quellen erschlossenen Eckpunkte ihres Lebens: Trapps Geburt in Dresden am 26. März 1877 mit dem Namen Margaretha Lucie Liesche, ihre Hochzeit mit Eduard Trapp 1897, dass sie Mutter von zwei Kindern war und mit Mann und Kindern nach Zürich umgezogen war, ebenso ihre Trennung und ihre Einbürgerung in Zürich 1926.<sup>364</sup> Erst 1912 sei sie zum journalistischen Arbeiten gekommen, um als getrenntlebende alleinerziehende Mutter neben der Haushaltsführung auch noch genügend Geld für ihre Kinder zu verdienen; als junge Frau habe sie noch das Lehrerinnenseminar besucht und abgeschlossen. Mit sechzig Jahren schloss sich damit in gewisser Weise ein Kreis, als sie einen Lehrauftrag an der Zürcher Gewerbeschule für Mode- und Textilfachkunde erhielt.<sup>365</sup> Auch Alphons Haas, der Redakteur des Zürcher Tagesanzeigers war und als Kollege, aber auch im Namen der *Vereinigung freier Zürcher Journalisten* und des *Zürcher Pressvereins* sprach, deren Mitglied Trapp war, hielt eine Lobrede auf ihre journalistische Arbeit.<sup>366</sup> So habe sie 1913 typisch für JournalistInnen während des Berufseinstiegs mit »Lokalreportagen für verschiedene Zürcherblätter«<sup>367</sup> begonnen, sich aber schnell auf Modejournalismus spezialisiert. Denn während des Ersten Weltkriegs sei die Modebranche in Zürich aufgeblüht und international bekannt geworden.<sup>368</sup> »[A]cht Jahre lang war Grete Trapp die einzige Modeschriftstellerin und Reporterin von Zürich und überhaupt weit in der Schweiz herum.«<sup>369</sup> Auch wenn bei der Interpretation von Gedenkreden, die typischerweise zu einseitigem Lob tendieren, Vorsicht geboten ist, wird man einen wahren Kern in Haas Worten vermuten können, der sich als Redakteur einer führenden Zürcher Zeitung mit der Schweizer Medienlandschaft auskannte. Er berichtet, Trapp sei über 30 Mal beruflich nach Paris gereist und habe auch zahlreiche Vorträge in der Volkshochschule zum Thema Mode gehalten. Diese Reisen hätten sie zusammen mit ihrem Lehrauftrag an der Zürcher Gewerbeschule und Reportagen im Radio zu einer »Konstante in der Mode«<sup>370</sup> gemacht. Trapp hätte sogar versucht, mit ihrer privaten Modesammlung die Grundlage für ein Modemuseum zu legen,<sup>371</sup> eine Idee, die Haas als angemessenes Andenken an Trapp für verfolgenswert hält. Zuletzt erwähnt er noch ihre Netzwerkaktivität und ihren praktischen Einsatz für Journalistinnen: Trapp sei die erste Frau im Vorstand des Zürcher Pressvereins gewesen und habe dafür gesorgt, dass ihre Vorstandsposition nach ihr wiederum von einer Frau besetzt worden war; das habe ihr noch mehr bedeutet als ihre eigene Wahl.

Ein Dankesnekrolog von Hanna Willi, einer weiteren Schweizer Journalistin, nennt Trapps Arbeit als Journalistin und als erstes weibliches Vorstandsmitglied des Zürcher Pressevereins in diesem Zusammenhang zweimal eine »Pionierarbeit«<sup>372</sup>, da sie die erste

364 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 4.

365 Vgl. ebd., S. 5.

366 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 7.

367 Ebd.

368 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 8.

369 Ebd.

370 Ebd.

371 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 9.

372 Schweizerisches Literaturarchiv, Dankesnekrolog von Hanna Willi im Namen der Schweizer Journalistinnen an Grete Trapp, Sig. SSV-01-b-03-162.

Schweizerische Journalistin gewesen sei, die für die Tagespresse tätig war.<sup>373</sup> Des Weiteren schrieb sie: »Ihre Tätigkeit war einer ganzen Anzahl schreibender Frauen und junger Mädchen Vorbild.«<sup>374</sup>

### 3.6.1.2 Veröffentlichungen in Modezeitschriften – unpolitisch, aber emanzipiert

Grete Trapp schrieb für die folgenden Zürcher Zeitschriften: den *Tages-Anzeiger* und die *Volkszeitung*,<sup>375</sup> das *Schweizerheim*, von dem sie sogar 120 Schweizerfranken als festes monatliches Einkommen erhielt, und die *Textilrevue*, deren Redakitionsstab sie im Juli 1927 beitrat.<sup>376</sup> So sicherte sie sich ein Einkommen von 6000 Franken im Jahr.

Von all diesen Häusern war ihre Arbeit für die *Textilrevue* – eine explizit auf Modejournalismus ausgerichtete Zeitschrift, die halbmonatlich oder monatlich erschien – besonders bedeutsam.<sup>377</sup> Diese bestand aus Berichten zum internationalen Textilhandel und zu neusten Modeschnitten sowie zu schweizerischen Modemessen und zur Arbeitssituation in der internationalen Textilindustrie. Diese Mischung aus inländischer und internationaler Ausrichtung ermöglichte der Einsatz von AuslandskorrespondentInnen, zu denen auch Grete Trapp gehörte. Nicht immer sind die AutorInnen der Artikel angegeben. Bei vielen Artikeln sind keine AutorInnen genannt, doch in der Novemberausgabe 1926 wird erstmals Grete Trapp eindeutig als Autorin angegeben.<sup>378</sup> Sie berichtete zunächst vor allem über Schweizer Textilbetriebe, die sie auch besucht hatte.<sup>379</sup> Ab 1927 war Trapp wohl Mitglied der Redaktion, zumindest ihr Kürzel »gt« taucht in fast jeder

373 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

374 Ebd.

375 Die Artikel der beiden Tageszeitungen *Tages-Anzeiger* und *Volkszeitung* geben zwar keine VerfasserInnen an, aber Haas Trauerrede lässt sich entnehmen, dass sie für die wenigen Mitteilungen und Werbungen zum Thema Mode mitverantwortlich war – womit in diesen beiden Zeitschriften ihre Rolle eher marginal war. Die beiden Tageszeitungen sind in der Schweizerischen Nationalbibliothek in Bern zu finden. Zum *Volksblatt* vgl. Schweizerische Nationalbibliothek, Zürcher Morgen-Zeitung und Schweizerische Bürgerzeitung, Jean Freh: Zürich 1913–1919, Sig. Zf 628, fortgeführt als Zürcher Volkszeitung, Jean Freh: Zürich 1919–1934, Sig. Zf 660. Die Zeitung hatte die beiden ebenfalls durchgesehenen Beilagen Zürcher Morgen-Zeitung. Unterhaltungsblatt, Jean Freh: Zürich 1916/17 und 1918/19, Sig. R 4657 und Der Hausfreund. Unterhaltungsblatt der Schweizer Wochenzeitung, Jean Freh: Zürich 1914, 1915 und 1919, Sig. R 4432. Zum *Tages-Anzeiger* vgl. Schweizerische Nationalbibliothek, *Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich*, Zürich 1903–1950, Sig. FR 419.

376 Vgl. hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Zürich, B776, Berichte der nachgenannten Ämter über die Bürgerrechtsbewerberin Trapp, geb. Liesche, Margaretha Lucie.

377 Diese Zeitschrift habe ich ebenso wie was Schweizer Frauenheim ebenfalls systematisch für die Jahre 1913 bis 1950 durchgesehen, da das der Zeitraum ist, für den es Hinweise für Trapps journalistische Aktivität gibt.

378 Vgl. Trapp, Grete, Aus der Zürcher Corset-Fabrikation, in: *Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel* 5 (1926), Heft 23, 9. November 1926, Juchli & Beck: Zürich 1926, S. 608–610. Trapp besuchte eine Zürcher Korsettfabrik und berichtet hier von deren Produktionsablauf und Entwicklungen in der neusten Korsettmode, zum Beispiel mehr hin zu verstellbaren Modellen für starke Frauen. (Vgl. ebd.)

379 Beispielsweise schrieb sie über eine Firma, die Nachthemden und Unterwäsche produzierte und beschrieb deren Produktpalette. (Vgl. Trapp, Grete, Aus der Schweizer Industrie. Ein Besuch in der Wäschefabrik von Otto Rohrer, Romanshorn, II. Die Kollektion, in: *Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel* 6 (1927), Heft 1, 5. Januar 1927, Juchli & Beck: Zürich 1927, S. 6–8.)

Ausgabe nach mindestens einem Artikel auf. In dieser Zeit wurde sie zur Modekorrespondentin für die Zeitschrift, berichtete regelmäßig von Pariser Modenschauen und verfasste Artikel zur Pariser Schaufenstergestaltung.<sup>380</sup> Im März 1927 schrieb Trapp sogar den Leitartikel der Ausgabe über Modekollektionen.<sup>381</sup>

Trapp schrieb 1927 in fast allen Ausgaben entweder von der heimischen Textilindustrie und Mode oder von ausländischen Modezuständen und über Frauen- und Herrenmode, danach sind bis 1939 keine Artikel zu finden, die ihr eindeutig zuzuordnen sind.<sup>382</sup> Zwischen 1939 und 1942 schrieb Trapp dann wieder gesichert regelmäßig für die Zeitschrift und setzte ihre Berichte zur inländischen und ausländischen Modewelt fort. Wieder berichtete sie von der internationalen Sportmode, die auch im Engadin getragen werde,<sup>383</sup> sowie über Schweizer Modenschauen und Pariser Modenachrichten.<sup>384</sup> Ab 1939 wurde sie also wieder publizistisch aktiver und auch 1940 schrieb sie wieder

---

380 Vgl. Trapp, Grete, Schaufenster-Eindrücke in Paris, in: Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel 6 (1927), Heft 6, 9. Februar 1927, Juchli & Beck: Zürich 1927, S. 84. Der Artikel ist ein Nachweis der journalistischen Auslandsreisen, die Trapp im Rahmen ihrer Modeberichterstattung tätigte: In diesem Artikel beschreibt sie die Einrichtung der von ihr begutachteten Pariser Schaufenster. Sie berichtete im Folgenden immer wieder aus der Pariser Modewelt.

381 Vgl. Trapp, Grete, Schweizerische Mode-Kollektionen, in: Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel 6 (1927), Heft 11, 16. März 1927, Juchli & Beck: Zürich 1927, S. 161–164.

382 In den Jahrgängen ab 1928 sind immer wieder Artikel von nicht namentlich genannten AuslandskorrespondentInnen genannt, die über ausländische oder Schweizer Modemessen berichten. Trapp ist höchstwahrscheinlich auch die Autorin einiger der Artikel, wenn man die Aussage von Haas für wahr hält. Doch das ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Ab den 1930er Jahren wurde bei immer mehr der von der Redaktion verfassten Artikeln keine Autorenschaft angegeben. Ab 1932 wurde die Zeitung nationaler, nicht im ideologischen, sondern im inhaltlichen Sinn, denn es wurden zunehmend mehr Schweizer Themen, Mode und Modemessen behandelt. Doch es gab immer noch teilweise anonyme Berichte aus der Pariser und Wiener Modeszene. Auch 1937 ist ihr kein Artikel in der Zeitschrift mit Sicherheit zuzuordnen, doch es ist zu vermuten, dass sie weiterhin die Pariser Auslandsberichte verfasste, da eine Artikelreihe zur Pariser Mode in dem Band auftaucht. Vgl. als Beispiel für einen Artikel, der möglicherweise Trapp zuzuordnen ist o. A., Erste Vorboten der Frühjahrsmode 1938. Aus Pariser Demaison-Kollektionen, in: Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel 16 (1937), Heft 45, 10. November 1937, J. Speck & Cie.: Zug 1937, S. 773–776.

383 Vgl. Trapp, Grete, Internationale Wintersportmode im Engadin!, in: Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel 18 (1939), Heft 3, 18. Januar 1939, J. Speck & Cie.: Zug 1939, S. 34f.

384 Vgl. zur Berichterstattung über die Schweizer Modenschauen Trapp, Grete, Der LA-Pavillion. Wolle, Seide, Feingewebe, Stickerei, in: Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel 18 (1939), Heft 23, 7. Juni 1939, J. Speck & Cie.: Zug 1939, S. 377f. In diesem Leitartikel lobt Trapp die Schweizer Modenschau. In einem weiteren Bericht aus dem Jahr 1939 schreibt sie sogar explizit erstmals nachweislich über das Schweizer Modetheater. (Vgl. Trapp, Grete, Unsere Sonderberichte über die neuen Pariser-Kollektionen, in: Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel 18 (1939), Heft 32, 9. August 1939, J. Speck & Cie.: Zug 1939, S. 513f.) Vgl. zum ersten Artikel der Reihe Trapps zur Pariser Modeentwicklung Trapp, Grete, Unsere Sonderberichte über die neuen Pariser-Kollektionen, in: Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel 18 (1939), Heft 7, 15. Februar 1939, J. Speck & Cie.: Zug 1939, S. 97–99 und vgl. als weiteren Nachweis der Artikelreihe Trapp, Grete, Unsere Sonderberichte von den neuen Pariser-Kollektionen, in: Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel 18 (1939), Heft 33, 16. August 1939, J. Speck & Cie.: Zug 1939, S. 525f.

einige Artikel für die *Textilrevue*, in denen sie sich vor allem der inländischen Berichterstattung zuwendete.<sup>385</sup> In durchschnittlich jeder zweiten der folgenden Ausgaben von 1940 schrieb sie einen Artikel zu einzelnen Bereichen der Schweizer Modeentwicklung und zur Schweizer Modeindustrie, wobei einzelne ihrer Artikel sogar Leitartikel waren. Auslandsberichte finden sich keine mehr, nur einmal stellte sich Trapp noch die grundsätzliche Frage, ob die Mode angesichts des Zweiten Weltkriegs international bleiben können werde.<sup>386</sup> Auch 1942 sind wie in den letzten drei Jahrgängen wieder regelmäßige vereinzelte Artikel und teilweise Leitartikel Trapps in circa jeder vierten Ausgabe zu finden. Sie scheint sich in der Redaktion etabliert zu haben. Es fällt auf, dass die Quantität ihrer Artikel jedoch bis 1946 abnimmt. Ab 1947 sind keine Artikel mehr eindeutig Trapp zuzuordnen. Es lassen sich also zusammenfassend mit 1927 und 1939 zwei Höhepunkte der journalistischen Aktivität Trapps in der *Textilrevue* ausmachen. Auch wenn sie ihren thematischen Fokus über die Jahre immer wieder verschob, berichtete sie doch vor allem über in- und ausländische Modeentwicklungen. In keinem Artikel berichtete die Modejournalistin über den Monistenbund. Lediglich in einem Artikel erwähnt sie im thematischen Rahmen der Farbenlehre Ostwalds chemische Theorien.<sup>387</sup> Trapp schreibt hier über die zeitgenössische Diskussion um die Farbenlehre in Chemie und Kunst, wobei sie auch Ostwalds Farbenlehre neutral anspricht.

Das *Schweizer Frauenheim* ist die Zeitschrift für Frauen, die Berichte zum Muttersein und Ausschnitte von Erzählgeschichten, Gedichte und Artikel zur Lebensphilosophie der Frau in Liebesangelegenheiten, Kindeserziehung und im Haushalt veröffentlichte.<sup>388</sup> In dieser publizierte Trapp wahrscheinlich ebenfalls regelmäßig. Der Inhalt der Zeitschrift blieb in den weiteren Ausgaben von 1913 bis 1927 gleich, vereinzelt kamen Kriegsthemen hinzu wie zum Beispiel die Rollenzuschreibungen an die Frau in der Nation. Sie ist als Literaturblatt für Frauen zu verstehen, an dem Modejournalismus nur einen geringen Anteil ausmachte. Die Zeitschrift ging ab 1928 in der Folgezeitschrift *Schweizer Spiegel* auf, die zwar immer noch ein Literaturblatt war, sich jedoch weniger explizit als Zeitschrift für Frauen bezeichnete. Auch sie enthielt einen Modeteil, in dem Trapp vermutlich veröffentlichte.<sup>389</sup>

385 Vgl. Trapp, Grete, Unsere neuen Wirk- und Strickwaren-Kollektion. Reichhaltig wie immer!, in: *Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel* 19 (1940), Heft 1, 3. Januar 1940, J. Speck & Cie.: Zug 1940, S. 3f. Sie berichtete über neue Schweizer Kollektionen. In einem weiteren Artikel schrieb sie von der Mantelmode in der Schweiz. (Vgl. Trapp, Grete, Trapp, Grete, Regen- und Gabbardinäntel, in: *Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel* 19 (1940), Heft 6, 8. Februar 1940, J. Speck & Cie.: Zug 1940, S. 63f.)

386 Vgl. Trapp, Grete, Bleibt die Mode »international«?, in: *Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel* 19 (1940), Heft 32, 5. August 1940, J. Speck & Cie.: Zug 1940, S. 353.

387 Vgl. hierzu und zum Folgenden Trapp, Grete, Zum Phänomen der Farben, in: *Textil-Revue. Zeitschrift für die Textil-Industrie und Handel* 19 (1940), Heft 17, 25. April 1940, J. Speck & Cie.: Zug 1940, S. 205.

388 Vgl. *Schweizer Frauenheim. Wochenzeitschrift für Haus und Familie*, W. Cordali-Maag: Zürich 1913–1927.

389 Auch hier stellt sich die Schwierigkeit, ihr einzelne Artikel zuzuordnen, da die Artikel keine Autoren angeben. Auch in der Modebeilage »Mode und Handarbeit« des *Schweizer Frauenheims* sind keine Artikel mit Trapps Namen versehen, wobei sich zahlreiche Artikel ohne Verfasserangabe finden. Ab 1925 wurde die Modebeilage im Zuge einer Umgestaltung des Auftritts der Zeit-

Auch der *Schweizer Spiegel* veröffentlichte in fast jeder Ausgabe Artikel zur Mode,<sup>390</sup> doch Trapp wurde bis 1950 nicht als Autorin genannt und andere Autorinnen wie 1928 Georgette Hämig waren als Modeexpertinnen der Zeitschrift ausgewiesen – Trapp durfte damit weniger zu der Zeitschrift beigetragen haben, jedenfalls war sie nicht deren Hauptkorrespondentin und kein Redaktionsmitglied. Folglich werden nur vereinzelte Artikel von ihr stammen, was zumindest ihre Akte der Schweizer Einbürgerungsbehörde nahelegt, in der eine Tätigkeit für das *Schweizer Frauenheim* angegeben ist.

Auch für andere Frauen- und Fachzeitschriften über Mode, die der Frauenbewegung nahestanden, schrieb sie sporadisch, beispielsweise über Frauenmode und Künstlerinnenmode.<sup>391</sup> Dabei blieb sie wie gewohnt unpolitisch und berichtete meist neutral über Modeentwicklungen. Artikel, in denen es um ihre Person ging, wurden meist *über sie* und nicht *vom* ihr verfasst. So wurde im *Schweizer Frauenblatt* 1931 davon berichtet, dass sie manchmal auch eigene Modenschauen organisierte.<sup>392</sup> Außerdem behandelten die Medien ihre Textilsammlung auch nach ihrem Tod noch.<sup>393</sup> Man kann sie daher als relevante Persönlichkeit in der Modeszene einschätzen.

Daneben zeigte sie Interesse an der organisierten Frauenbewegung, blieb dabei aber meist passiv. Das zeigen die weiteren Artikel in den Frauenzeitschriften über Trapp. Beispielsweise nahm sie 1931 an einer Präsidentinnenkonferenz der Frauenzentrale Zürich teil und hielt auf dieser einen Vortrag über die Schweizer Frauenvereine und die Presse,<sup>394</sup> auch an weiteren Vereinsversammlungen der Schweizer Frauenvereine partizipierte sie. Ihr Name taucht in der Präsenzliste der Jahresversammlung des Schweizer gemeinnützigen Frauenvereins von 1939 auf,<sup>395</sup> dem sie nachgewiesenermaßen schon 1931 auch Geld spendete.<sup>396</sup> Ein weiteres Indiz für ihr Interesse an der Frauenbewegung ist ein Artikel von 1929, in dem sie in positiv-wohlwollender Weise von den Reden sowie

---

schrift eingestellt – das *Schweizer Frauenheim* nannte sich passend zum Konzeptwechsel *Schweizer Frauenheim. Familien-Wochenzeitschrift*, wurde nun jede Woche verlegt und fokussierte sich mehr auf Erzähltexte. Trotzdem gab es weiterhin in jedem Heft zwei Seiten zu der neusten Mode mit Illustrationen, doch ohne Autorenangabe, die möglicherweise von Trapp stammen.

390 Vgl. *Schweizer Spiegel*. Eine Monatsschrift für Jedermann, Buchdruckerei Büchler & Co.: Bern 1925–1950.

391 Vgl. Trapp, Grete, Künstlerische Frauenkleidung, in: *Schweizer Frauenblatt. Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur* 7 (1925), Nr. 33, 15. August 1925, Winterthur 1925, S. 3.

392 Vgl. U., B., Frauntag an der Enspa, in: *Schweizer Frauenblatt. Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur* 13 (1931), Nr. 37, 11. September 1931, Winterthur 1932, S. 2f., hier S. 3. Die Zeitschrift berichtete mehrmals von vereinzelten von Trapp organisierten Modenschauen.

393 Vgl. o. A., Stoff- und Modeschau bei Grieder & Cie. im Zeichen von »75 Jahre Freude an der Mode«, in: Mitteilungen über Textilindustrie. Schweizerische Fachschrift für die gesamte Textilindustrie 71 (1964), Nr. 10, Oktober 1964, Zürich 1964, S. 269. Trapps Modesammlung sei im Besitz der Textilfachschule Zürich und es werde um finanzielle Unterstützung zur Erhaltung der Sammlung gebeten. (Vgl. ebd.)

394 Vgl. o. A., Versammlungs-Anzeiger, in: *Schweizer Frauenblatt. Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur* 13 (1931), Nr. 2, 9. Januar 1931, Winterthur 1931, S. 4.

395 Vgl. o. A., Präsenzliste der Jahresversammlung in Zürich, in: *Zentralblatt. Organ des Schweizer gemeinnützigen Frauenvereins* 27 (1939), Nr. 7, 20. Juli 1939, Bern 1939, S. 160–165, hier S. 165.

396 Vgl. o. A., Naturalabgaben vom 15. Oktober bis 15. November 1931, in: *Zentralblatt. Organ des Schweizer gemeinnützigen Frauenvereins* 29 (1931), Nr. 11, 20. November 1931, Winterthur 1931, S. 291–295, hier S. 293.

der Stimmung auf einer Tagung Schweizerischer Frauenvereine berichtet, ohne jedoch selbst politische Meinungen zu äußern.<sup>397</sup> Dieser Artikel ist exemplarisch für ihre Einstellung zur Frauenbewegung: Einerseits war sie ein Teil davon und allein schon wegen ihrer Berufstätigkeit selbst ein Beispiel für die von der Frauenbewegung gewollte Frauenarbeitsfähigkeit. Doch andererseits schrieb sie keine programmatischen Texte für die Frauenzeitschriften und beschäftigte sich nicht in theoretischer Weise mit der Frauenfrage. Sie blieb Modejournalistin und wurde keine aktive Frauenrechtsaktivistin.

### 3.6.1.3 Verfasserin von Haushaltsratgebern

Ihre Beiträge und Herausgeberschaften in und von Sammelbänden zur Kindererziehung und zur Rolle als Mutter und Ehefrau zeigen, dass sie sich auch mit diesen Themen beschäftigte, obwohl sie in ihrer journalistischen Arbeit eher ein Randthema darstellten. So war sie Mitherausgeberin und Verfasserin einiger Beiträge des *Aarauer Hausbuchs*, das in leicht veränderter Version, jedoch grundsätzlich mit den gleichen Beiträgen unter geografisch angepasstem Titel, in verschiedenen Schweizer Städten verlegt wurde.<sup>398</sup> Der Ratgeber richtet sich an Frauen und gibt Tipps zum Haushalten, Sparen, Kochen, zum Umgang mit Krankheiten und zum Wochenbett sowie zum Umgang mit Kindern. Trapps drei kurze Beiträge finden sich alle in einem eigenen Kapitel zur Wäsche und behandeln das Thema Kleidung.<sup>399</sup> Auch ihr Kapitel richtet sich, wie das gesamte Buch, explizit an junge Frauen, denen sie Tipps zur Beschaffung von Handtüchern und Unterwäsche für den zukünftigen gemeinsamen Ehehaushalt gibt.<sup>400</sup> Hierzu listet sie zum Beispiel die benötigten Wäscheteile auf. Zudem gibt sie Ratschläge zum Trennen und richtigen Pflegen der Damen- und Herrenwäsche.<sup>401</sup> Ihre Ratschläge vermitteln den Eindruck, dass sie die Haushaltsführung für die Aufgabe der Ehefrau hält, ein Indiz dafür, dass sie in den zeitgenössischen geschlechtlich bedingten Rollenzuschreibungen verhaftet war. Auch ein weiteres Buch, das Trapp herausgab und in dem sie eigene Beiträge veröffentlichte, spricht dafür. Im *Buch vom Kinde* stellte Trapp im Vorwort klar, dass das Buch Schweizer Müttern Anregungen zur Bildung einer engen Beziehung zu ihren Kindern geben wolle und dass die Mutterschaft und die gute Kindesfürsorge zu den Pflichten der Frauen gehörten.<sup>402</sup> Denn »Kinder aufziehen und erziehen, dass sie an Körper und Seele gesunde Menschen werden, ist die schönste, heiligste Aufgabe der Frau und

397 Vgl. Trapp, Grete, *Bund Schweizer Frauenvereine. Die Tagung in Herisau*, in: *Zürcher Illustrierte* 5 (1929), Nr. 41, 11. Oktober 1929, Conzett & Huber: Zürich 1929, S. 4.

398 Vgl. hierzu und zum Folgenden Trapp, Grete u.a. (Hgg.), *Aarauer Hausbuch. Ein Ratgeber für den Ehestand*, Buchdruckerei zum Basler Berichthaus: Basel 1950. In der Schweizerischen Nationalbibliothek in Bern sind beispielsweise Exemplare aus St. Gallen und Bern zu finden, jeweils mit dem Namen der Stadt im Buchtitel.

399 Vgl. hierzu und zum Folgenden Trapp, Grete, *Wäsche und Kleider*, in: Dies.u.a. (Hg.), *Aarauer Hausbuch. Ein Ratgeber für den Ehestand*, Buchdruckerei zum Basler Berichthaus: Basel 1950, S. 171–194.

400 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 173f.

401 Vgl. ebd., S. 177.

402 Vgl. Trapp, Grete, *Vorwort*, in: Dies. (Hg.), *Das Buch vom Kinde. Ein Schweizer Hausbuch*, Metro-Verlag Aktiengesellschaft: Zürich/Basel/Bern 1934, S. 9.

Mutter.«<sup>403</sup> Deshalb hebt sie im Buch auch die besondere Rolle der Mutter beim erfolgreichen Genesungsprozess kranker Kinder hervor und betont die besondere Beziehung, die Mütter und Kinder auf Grund der dauernden Krankenpflege hätten.<sup>404</sup> Auch beim Kindergeburtstag sei »die Liebe der Mutter«<sup>405</sup> viel wichtiger als Geschenke oder eine große Feier. Trapp spricht der mütterlichen Liebe und Fürsorge hier eine besonders wichtige Bedeutung für die Entwicklung der Kinder zu. Väter nehmen in ihrem Konzept der Kindeserziehung keine besondere Rolle ein.

Insgesamt lässt sich das Bild einer Frau zeichnen, deren Denken noch von zeitgenössischen Geschlechterzuschreibungen geprägt war, die sich in ihrem beruflichen Wirken aber für mehr öffentliche Präsenz und Wirksamkeit von Frauen einsetzte. Ihre Mitgliedschaft im DMB und ihr Beitrag im Dankesband zu Haeckels Nachruf unterstützen diese Einschätzung. So schreibt sie, dass sie »Hausfrauen- und Mutterpflichten«<sup>406</sup> habe. Vor dem Hintergrund, dass Trapp Mitglied im Monistenbund war und dessen Weltanschauung unterstützte, gleichzeitig jedoch kein Mitglied von Vereinen zur Vertretung von Fraueninteressen war, kann man vermuten, dass ihre Ausrichtung wahrscheinlich eher monistisch als emanzipatorisch im Sinne der Frauenbewegung war, was aber insoweit zu relativieren ist, als sie in einigen Zeitschriften veröffentlichte, die explizit die Frauenbewegung unterstützten. Für eine theoretische Reflektion einer der beiden geistesgeschichtlichen Strömungen fehlen dabei jegliche Anhaltspunkte, was sich damit erklären lässt, dass Trapp in erster Linie Modejournalistin und nicht Monistin oder Frauenrechtsaktivistin war. Damit bleibt ihre Einstellung weniger theoretisch fundiert oder reflektiert, zumindest soweit sie sich aus öffentlichen Quellen rekonstruieren lässt. Im Sinne des weiteren Emanzipationsbegriffs dieser Arbeit war Trapp auf individueller Ebene sehr emanzipiert, da sie durch ihre öffentliche Journalismusarbeit die Alleinversorgerin ihrer Familie war. Zudem setzte sie sich in ihrer Berufspraxis sehr für Frauen in journalistischen Berufen ein und emanzipierte sich somit auch öffentlich, wenn auch nicht im klassischen Sinn politisch. Sie weitete ihre Handlungsspielräume in Familie und Gesellschaft in finanzieller und öffentlichkeitswirksamer Weise aus.

### 3.6.2 Trapp als Korrespondentin von Haeckel und Schmidt

Grete Trapp verstand sich als Monistin, weshalb sie auch Mitglied im Bund wurde. In ihrem Beitrag zum Dankesband zu Haeckels Nachruf schreibt sie von einem Erweckungserlebnis, das sie beim Lesen der *Welträtsel* gehabt habe.<sup>407</sup> Ab 1918 war sie in den Registern der Einwohnerkontrolle Zürichs abwechselnd als reformiert oder als konfessionslos

403 Ebd.

404 Vgl. Trapp, Grete, *An des Kindes Krankenbett*, in: Dies. (Hg.), *Das Buch vom Kinde. Ein Schweizer Hausbuch*, Metro-Verlag Aktiengesellschaft: Zürich/Basel/Bern 1934, S. 48f.

405 Trapp, Grete, *Das Kind feiert Geburtstag*, in: Dies. (Hg.), *Das Buch vom Kinde. Ein Schweizer Hausbuch*, Metro-Verlag Aktiengesellschaft: Zürich/Basel/Bern 1934, S. 235–237, hier S. 237.

406 Trapp, Grete, o. T., in: Schmidt, Heinrich (Hg.), *Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben. Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit*, Bd. 1, Verlag Unesma: Leipzig 1914, S. 303f., hier S. 303.

407 Vgl. Trapp, Grete, in: Schmidt, Heinrich (Hg.), *Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben. Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit*, Bd. 1, Leipzig 1914, S. 303.

statt als protestantisch eintragen.<sup>408</sup> Hier zeigt sich ihre Abkehr vom Christentum und Hinwendung zum Monismus.<sup>409</sup> Der Vergleich mit anderen Haeckelverehrerinnen kann Aufschluss darüber geben, wie aktiv sie tatsächlich im Bund war – als öffentlich bekannte Modejournalistin hätte sie dem Bund dienlich sein und eine wichtige Rolle einnehmen können. Die wenigen Briefe von Grete Trapp an Ernst Haeckel, die erhalten sind, zeichnen aber das Bild einer Frau, die im DMB zwar vernetzt war, aber keine besondere Bedeutung hatte. Nichts anderes ist ihrem Beitrag zu dem Dankesband zu entnehmen.

Was ihr Frauenbild betrifft sind die Briefe wenig ergiebig, Trapp äußert sich in ihren Briefen diesbezüglich weder zu etwaigen besonderen Aufgaben im Bund noch zu Beziehungen zu anderen Monistinnen. Haeckel nennt sie ihren »Meister«<sup>410</sup>, ohne ihm dabei die ans Religiöse grenzende Verehrung entgegenzubringen, wie es einige der anderen Frauen, namentlich Ella von Crompton und Fanny Daxenbichler, tun, bei denen der hierarchische Charakter des Lehrer-Schülerinnen-Verhältnisses zu Haeckel deutlicher zum Ausdruck kommt. Trapps Briefe sind nüchtern, sie ist zwar dankbar für den Kontakt zu Haeckel als Intellektuellem,<sup>411</sup> tauscht sich aber weder über den Monismus noch über die Vereinspolitik mit ihm aus. Wichtiger als ihre Korrespondenz mit Haeckel scheint ihr der Austausch mit Heinrich Schmidt zu sein, den sie in einem ihrer Briefe als »Freund«<sup>412</sup> bezeichnet und an dessen Zukunft im Monistenbund sie Anteil nimmt.<sup>413</sup> Von ihm bezog sie auch ihre persönlichen Informationen über Haeckels Wohlbefinden.<sup>414</sup>

Leider ist die Korrespondenz zwischen Trapp und Heinrich Schmidt nicht in Schmidts Nachlass in Jena erhalten und ein Nachlass Grete Trapps ist nicht auffindbar. Durch die Durchsicht dieser Quellen wäre eine noch genauere Bestimmung ihres Verhältnisses zum Bund möglich.

### 3.6.3 Zwischenfazit: Geringe Bedeutung im DMB trotz Öffentlichkeitswirksamkeit

Dennoch lässt sich bereits anhand der vorhandenen Quellen feststellen, dass sie keine herausragende Rolle im DMB einnahm, ansonsten in Zürich aber als Modejournalistin

408 Vgl. zum Eintrag *konfessionslos* Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Trapp, Margarete, 1917a und zum Eintrag *reformiert* Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Trapp, Margarete, 1923.

409 Es ist nicht nachvollziehbar, wie Trapp im höheren Alter zur Religion stand und ob die Aussage des Pfarrers, der ihre Trauerandacht hielt, stimmt und sie sich wirklich wieder dem lutherischen Christentum zuwandte wie oben vermerkt. (Vgl. Zentralbibliothek Zürich, Gedenkfeier anlässlich der Bestattung von Grete Trapp, Montag, den 19. Juni 1950 im Krematorium in Zürich, Sig. Neko T 30, S. 3.) Hierfür gibt es keine anderen Anhaltspunkte als ihre christliche Bestattung, doch die Quellenlage zu ihrer Biografie ist grundsätzlich sehr spärlich.

410 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Grete Trapp an Ernst Haeckel, Brief 00000031590 vom 23. Januar 1916 und Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Grete Trapp an Ernst Haeckel, Brief 00000031592 vom 28. Dezember 1914.

411 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Grete Trapp an Ernst Haeckel, Brief 00000031590 vom 23. Januar 1916.

412 Ebd.

413 Vgl. ebd.

414 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Grete Trapp an Ernst Haeckel, Brief 00000031591 vom 31. Dezember 1915.

bekannt war. Trotz ihrer Berühmtheit in Zürich und ihrer monistischen Grundeinstellung sowie ihren persönlichen Kontakten zu führenden Personen des Bunds wie Heinrich Schmidt repräsentierte sie den Bund nicht öffentlich und nahm dementsprechend auch keine prominentere Rolle ein. Sie kann als Beispiel dafür angeführt werden, wie gesinnungstreue weibliche Monistinnen trotz ihrer Verpflichtung der monistischen Idee gegenüber im Bund eher passiv blieben und nicht öffentlich im Namen des Bunds auftraten.

Außerhalb des Monistenbunds hingegen war sie in ihrem Berufsfeld eine Pionierin für Frauenarbeit, da sie Frauenarbeit im Modejournalismus verstärkt etablierte, indem sie anderen Journalistinnen ein Vorbild war, und da sie öffentlich sichtbar war. Trapp macht sich nicht nur durch ihre journalistische Arbeit gesellschaftlich sichtbar, denn die journalistische Arbeit ist immer auch öffentliche Arbeit und verleiht den JournalistInnen öffentliche Sichtbarkeit. Im Gegenteil, sie gab nicht immer ihren vollen Namen unter allen Berichten an, die sie verfasste, sodass bei einigen Artikeln nicht klar ist, ob sie aus Trapps Feder stammen. Doch zusätzlich vertrat sie ihre Berufsgruppe als Vorsitzende des Zürcher Pressvereins, was ihr noch mehr Außenwirkung gab, als einer gewöhnlichen Journalistin.

Grete Trapp ist hinsichtlich weiblicher Emanzipation eine ambivalente Frau: Sie erfüllte einerseits die bürgerliche Erwartung an sie, als Frau Mutter zu sein, und andererseits war sie eine bekannte Journalistin, die in damals Männern zugeschriebener Art internationale Geschäftsreisen unternahm, die Familienversorgerin war und öffentlich auftrat. Sie war keine Frauenrechtsaktivistin im theoretischen Sinne, denn sie schrieb keine sexualtheoretischen Traktate wie Stöcker, doch war ihr ganzer Berufshabitus emanzipiert, weil sie als praktisches Beispiel für Frauen im Journalismus auftrat und Frauen dort vorbildhaft repräsentierte. Der Monistenbund kanalisierte ihre öffentliche Reichweite dennoch nicht für seine Zwecke.

### 3.7 Hannah Dorsch

Hannah Lewin-Dorsch, geborene Dorsch, war eine gebildete Monistin, die innerhalb des Bunds gut mit bedeutenden Monisten wie Ernst Haeckel und Arnold Dodel vernetzt war. Im Folgenden soll untersucht werden, ob ihr Bildungsgrad und ihre Vernetzung ihr eine wichtige Position im Bund sicherten und wie sie zur Frauenfrage stand.

#### 3.7.1 Dorsch als Publizistin der proletarischen Frauenbewegung und als Mutter

Hannah Dorsch war Autorin und Monistin mit Hochschulbildung, publizierte für sozialistische Zeitungen und engagierte sich für die Frauenbewegung.

Dorsch wurde am 18. August 1872 in Neckarsulm in Württemberg geboren.<sup>415</sup> Sie war laut Angabe der Einwohnermeldeunterlagen der Stadt Zürich von 1908 seit sie erwach-

415 Vgl. hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Dorsch, Hannah.

sen war konfessionslos, obwohl sie orthodox-protestantisch erzogen worden war.<sup>416</sup> Am 8. Mai 1909 heiratete sie den 1883 in Kassel geborenen Lehrer Eugen Lewin.<sup>417</sup> Beide hatten an der Philosophischen Fakultät studiert.<sup>418</sup> Aus einem Brief an Ernst Haeckel geht hervor, dass er Philologe war und sich neben alter Sprache für israelitische Geschichte interessierte.<sup>419</sup> Laut Einwohnermeldeunterlagen war er jüdischen Glaubens,<sup>420</sup> politisch lässt er sich, ebenso wie seine Ehefrau, als Sozialist einordnen.<sup>421</sup>

Das Ehepaar lebte bereits vor der Eheschließung einzeln an verschiedenen Orten in der Schweiz in Lugano und in Zürich und hatte eine gemeinsame Tochter namens Rahel Susanne.<sup>422</sup> Anders als in Grete Trapps Unterlagen ist in den Meldeunterlagen der Stadt Zürich kein Einbürgerungsersuchen der Eheleute Dorsch und Lewin zu finden. Kurz vor ihrem Tod im August 1911 nach einer Gehirnentzündung brachte Hannah Dorsch am 8. Februar 1911 noch ihre Tochter zur Welt.<sup>423</sup>

416 Vgl. o. A., Nachruf Hannah Lewin-Dorsch, in: *Die Vorkämpferin. Offizielles Organ des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes* 6 (1911), Nr. 10, 1. September 1911, Zürich 1911, S. 6f., hier S. 6. Es handelt sich um einen Nekrolog von Clara Zetkin, den die Zeitschrift kommentiert abdruckte.

417 Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Lewin, Eugen, 1909a. Zum Datum der Hochzeit vgl. Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Lewin, Eugen, 1909b.

418 Vgl. zu Dorschs Studienabschluss Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Dorsch, Hannah und vgl. zu Lewins universitärem Abschluss Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Lewin, Eugen, 1909a.

419 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3419 vom 18. Februar 1911.

420 Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Lewin, Eugen, 1907. Hier ist seine Konfession mit »sr.« (Ebd.) für israelitisch angegeben und in einem weiteren Meldeblatt von 1917 mit »mos.« (Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Lewin, Eugen, 1917.) für mosaisch. Folglich blieb Lewin auch während seiner Ehe mit Hannah Dorsch jüdischen Glaubens. Er war jedoch wahrscheinlich ein liberaler Jude, da er eine nichtjüdische Frau heiratete, was für orthodoxe Juden auf Grund der traditionellen Weitergabe der Religion durch die Frau ein Problem gewesen wäre.

421 Vgl. Lewin-Dorsch, Eugen, *Die Dollarmännchen. Acht Märchen*, Der Malik-Verlag: Berlin 1923. In dieser Sammlung kapitalismuskritischer Märchen übt Dorsch-Lewin beispielsweise Kritik an einem fiktiven Dollarmännchen, dessen übermäßige Geldproduktion maßlos eskaliert.

422 Vgl. zu den Wohnorten der beiden EhepartnerInnen die gesamten Registerkarten der beiden im Stadtarchiv Zürich: Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich zu Lewin, Eugen und Dorsch, Hannah. Vgl. zum Namen der gemeinsamen Tochter Stadtarchiv Zürich, Registerkarten der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich, Lewin, Eugen, 1911b.

423 Vgl. ebd. Vgl. auch Sachse, Mirjam, Von »weiblichen Vollmenschen« und Klassenkämpferinnen. Frauengeschichte und Frauenleitbilder in der proletarischen Frauenzeitschrift »Die Gleichheit« (1891–1923), Inauguraldissertation am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel, 2010, <https://kobra.uni-kassel.de/handle/123456789/2011020735654#> [zuletzt aufgerufen: 01.07.2022], S. 614f. Auch Zetkin bestätigt Dorschs plötzlichen Tod durch Krankheit. (Vgl. o. A., Nachruf Hannah Lewin-Dorsch, in: *Die Vorkämpferin. Offizielles Organ des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes* 6 (1911), Nr. 10, 1. September 1911, Zürich 1911, S. 6f., hier S. 7.)

Der Monistenbund war für Dorsch nicht nur von ideeller Bedeutung, schließlich lernte sie ihren Mann durch ihren monistischen Lehrer Arno Dodel kennen, den sie beide verehrten.<sup>424</sup>

Dodel war es auch, der Dorsch für den Sozialismus begeisterte.<sup>425</sup> Diese Begeisterung habe sie als seine Pflegerin, Beraterin, Schülerin und Sekretärin ausgebaut und nach ihrem Studium der Naturwissenschaften, Gesellschaftswissenschaften und der Geschichte an der Universität Zürich ihren ursprünglichen Beruf als Krankenschwester sowie ihren Protestantismus zugunsten einer Karriere als monistische Publizistin für die proletarische Frauenbewegung aufgegeben. Sie habe vor ihrem Tod fast eine historische Dissertation abgeschlossen. Insgesamt erweist sich Dodel, der zu den Mitbegründern des Monistenbunds gehörte, als ihr Vorbild in politischen und weltanschaulichen Fragen.<sup>426</sup> Daneben war sie eine engagierte Frauenrechtsaktivistin, die in österreichischen und deutschen proletarischen sowie sozialistischen Zeitschriften publizierte und für die Beilage *Für unsere Mütter und Hausfrauen* der *Gleichheit* Artikel verfasste.<sup>427</sup>

Ein wiederkehrendes Thema für Dorsch war dabei die Mutterschaft, die sie in ihren Artikeln behandelte; Mutter zu sein war auch ihr persönlicher Wunsch, der schließlich kurz vor ihrem Tod auch in Erfüllung ging.<sup>428</sup> Sie schrieb zudem eine Reihe kulturhistorischer Artikel für sozialistische Zeitschriften, besonders in den Jahren 1910 und 1911.<sup>429</sup> Die Redaktion der *Gleichheit* veröffentlichte nach Dorschs Tod einen Nachruf auf sie, in

---

424 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3419 vom 18. Februar 1911.

425 Vgl. hierzu und zum Folgenden Sachse, Mirjam, Von »weiblichen Vollmenschen« und Klassenkämpferinnen, Kassel 2010, S. 614f.

426 Dodel habe Dorsch sogar als »Kind seines Geistes« (o. A., Nachruf Hannah Lewin-Dorsch, in: *Die Vorkämpferin. Offizielles Organ des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes* 6 (1911), Nr. 10, 1. September 1911, Zürich 1911, S. 6f., hier S. 6.) bezeichnet. Der Originalnekrolog findet sich im *Vorwärts*: o. A., Hannah Lewin-Dorsch, in: *Vorwärts. Berliner Volksblatt. Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands* 28 (1911), Nr. 188, 13. August 1911, Berlin: Vorwärts-Verlag: 1911, S. 6.

427 Vgl. hierzu und zum Folgenden Sachse, Mirjam, Von »weiblichen Vollmenschen« und Klassenkämpferinnen, S. 613–615. Vgl. hierzu auch den originalen Nekrolog Zetkins über Hannah Dorsch o. A., Nachruf Hannah Lewin-Dorsch, in: *Die Vorkämpferin. Offizielles Organ des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes* 6 (1911), Nr. 10, 1. September 1911, Zürich 1911, S. 6f. Der sozialistische *Vorwärts* druckte um 1910 auf ihren Mitteilungsseiten die Titel der Reihen von Gedichten und Erzählliteratur ab, die Dorsch in der *Gleichheit* und deren Beilage veröffentlichte.

428 Vgl. o. A., Nachruf Hannah Lewin-Dorsch, in: *Die Vorkämpferin. Offizielles Organ des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes* 6 (1911), Nr. 10, 1. September 1911, Zürich 1911, S. 6f., hier S. 7.

429 Beispiele hierfür sind ihre kulturhistorische Reihe aus fünf Artikeln zu Haushaltsgeräten sowie ihr Artikel zur Berechnung des Menschheitsalters, in dem sie urgeschichtliche wissenschaftliche Studien als Berechnungsgrundlage nimmt und so ihre Verhaftung in der Wissenschaft statt in der Religion offenlegt. (Vgl. Lewin-Dorsch, Hannah, *Aus der Geschichte unseres Hausrats. Herd und Herdgeräte II*, in: *Für unsere Mütter und Hausfrauen. Beilage zur Gleichheit* 21 (1910/11), Nr. 6, 19. Dezember 1910, Dietz: Stuttgart 1910, S. 21f. sowie Lewin-Dorsch, Hannah, *Die Berechnungen über das Alter des Menschengeschlechts*, in: *Für unsere Mütter und Hausfrauen. Beilage zur Gleichheit* 21 (1910/11), Nr. 14, 10. April 1911, Dietz: Stuttgart 1911, S. 53f.)

dem sie als eine der »reifsten und tüchtigsten Trägerinnen«<sup>430</sup> der sozialistischen Arbeiterbewegung und eine »vorzügliche Mitarbeiterin«<sup>431</sup> bezeichnet wird. Zusammen mit ihrem Ehemann schrieb sie sogar einen Leitartikel für die *Gleichheit*, in dem sie Charles Darwin dafür lobt, ein wichtiger Wegbereiter der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung zu sein.<sup>432</sup> Hier erweist sich ihr Weltbild als (natur-)wissenschaftlich geprägt. Sie veröffentlichte sogar ein Kindermärchen, in dem ein Vogelfreund einem Kind mithilfe seiner Vögel die Mendelschen Vererbungsregeln erklärt.<sup>433</sup> Weiterhin arbeitete sie kurz vor ihrem Tod an der Herausgabe einer dreiteiligen Buchreihe zur Entwicklungsgeschichte der Technik, die nach ihrem Tod beendet und veröffentlicht wurde.<sup>434</sup>

In ihren politischen Artikeln trat sie besonders für die Rechte der Arbeiterinnen ein. Sie kritisiert in einem Artikel von 1909 den »Doppelcharakter«<sup>435</sup> der »Knechtschaft«<sup>436</sup> der Arbeiterinnen, der darin bestehe, dass der weibliche Körper »größerer Schonung als der männliche«<sup>437</sup> bedürfe und dass Frauen neben der Erwerbsarbeit auch die Haushaltsführung und die Kinderbetreuung organisieren mussten.<sup>438</sup> In einem Artikel über die Arbeitsbedingungen als Krankenschwester berichtet Dorsch, wie sie lange Arbeitszeiten, fehlenden Urlaub, körperlich stark belastende Arbeit und geringe Wertschätzung erlebt habe, was sie – neben ihrer monistischen Weltanschauung – schließlich zur Kündigung bewegt habe.<sup>439</sup> Auch in der sozialistischen *Arbeiter-Jugend* veröffentlichte sie sporadisch.

430 o. A., Hannah Lewin-Dorsch, in: *Die Gleichheit. Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen* 21 (1910/11), Nr. 23, 14. August 1911, Dietz: Stuttgart 1911, S. 362–363, hier S. 362. Der Nachruf ist eine Zusammenfassung von Zetkins Nekrolog über Dorsch im *Vorwärts*.

431 Ebd.

432 Vgl. Lewin-Dorsch, Hannah, Charles Darwin. Zur Feier seines hundertsten Geburtstages, in: *Die Gleichheit. Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen* 19 (1908/09), Nr. 9, 1. Februar 1909, S. 129–131.

433 Vgl. Lewin-Dorsch, Hannah, Ein Besuch beim Vogelfreund, in: *Für unsere Mütter und Hausfrauen. Beilage zur Gleichheit* 21 (1910/11), Nr. 6, 19. Dezember 1910, Dietz: Stuttgart 1910, S. 21f.

434 Vgl. hierzu und zum Folgenden Lewin-Dorsch, Hannah, Das Feuer und der primitive Mensch (Auszug), in: Unterhaltungsblatt des *Vorwärts*. Beilage zum *Vorwärts* 29 (1912), Nr. 54, 16. März 1912, *Vorwärts* Buchdruckerei: Berlin 1912, S. 215f. In diesem Artikel findet die dreiteilige postum veröffentlichte Buchreihe Erwähnung. Dorsch veröffentlichte in dieser mit ihrem Mitautor Heinrich Curow. (Vgl. beispielweise Lewin-Dorsch, Hannah/Cunow, Heinrich, *Die Technik in der Urzeit und auf primitiven Kulturstufen. Dritter Teil: Entstehung der Waffen – Körperschmuck/Die Technik der Bekleidung*, Dietz: Stuttgart 1912.)

435 Lewin-Dorsch, Hannah, Was ist den Proletarierinnen der Achtstundentag?, in: *Die Gleichheit. Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen* 19 (1908/09), Nr. 15, 26. April 1909, Dietz: Stuttgart 1909, S. 227–228, hier S. 227.

436 Ebd.

437 Ebd.

438 Vgl. ebd.

439 Lewin-Dorsch, Hannah, Aus den Erinnerungen einer Krankenschwester (Schluss), in: *Die Gleichheit. Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen* 21 (1910/11), Nr. 5, 5. Dezember 1910, Dietz: Stuttgart 1910, S. 69f.

disch kulturgeschichtliche Artikel.<sup>440</sup> Die kulturhistorische Bildung der sozialistischen Jugendlichen war ihr also auch wichtig.

### 3.7.2 Die gebildete Monistin ohne bedeutende Position

Hannah Dorsch war dem DMB schon bei dessen Gründung beigetreten.<sup>441</sup> In einem Brief an Wilhelm Breitenbach, mit dem sie 1905 und 1906 kurz Korrespondenz führte, stellt sie klar: »Ich bin kein fanatischer, aber ein durch und durch überzeugter und seiner Ueberzeugung[sic!] sicherer Anhänger unseres Monismus, auf Grund der Entwicklungslehre.«<sup>442</sup>

Sie publizierte in monistischen Zeitschriften, gab zusammen mit ihrem monistischen Lehrer und Idol Arnold Dodel sogar eine eigene kurze Schrift über den Monismus und die Religion heraus und unterhielt bis zu ihrem frühen Tod 1911 auch eine – wenn auch im Vergleich zu den Briefwechseln der anderen hier behandelten Frauen kurze – Korrespondenz mit Haeckel. Eine Korrespondenz mit Dodel ist leider nicht erhalten.<sup>443</sup>

#### 3.7.2.1 Monistische Publizistin aus Überzeugung

Dorschs Äußerungen in den monistischen Zeitschriften lassen erkennen, wie intensiv sie vom Monismus überzeugt war.<sup>444</sup> In ihren Artikeln zur *neuen Reformation* zieht sie eine Linie von der lutherischen Reformation bis hin zur monistischen Bewegung des 19. und 20. Jahrhunderts. Zwei ihrer Artikel fanden auch Eingang in einen kurzen Band, der als ein Sonderheft der monistischen Zeitschriften erschien.

Diese Veröffentlichung dokumentiert Dorschs Interesse an Religion sowie ihre Überzeugung vom Monismus, den sie in ihrem ersten Artikel in dem Buch mit der Reformation Luthers vergleicht.<sup>445</sup> Luthers Thesenanschlag als Opposition zum Papst sei eine »befreende Tat«<sup>446</sup> gewesen, die die »Knechtschaft«<sup>447</sup> der kirchlichen Dogmentreue überwand.<sup>448</sup> Sie lobt die Reformation dafür, wie später auch der Monismus gegen das

440 Vgl. Lewin-Dorsch, Hannah, Der Höhlenmensch der Urzeit, in: Beilage zur Arbeiter-Jugend. Monatsschrift der Sozialistischen Arbeiterjugend Deutschlands 2 (1910), Nr. 6, 12. März 1910, Fr. Ebert Verlag: Berlin 1910, S. 88f.

441 Vgl. Stadtarchiv Bielefeld, Brief von Hannah Lewin-Dorsch an Wilhelm Breitenbach, Brief 200 009 040-1 vom 2. November 1905.

442 Stadtarchiv Bielefeld, Brief von Hannah Lewin-Dorsch an Wilhelm Breitenbach, Brief 200 009 040-4 vom 27. Dezember 1906.

443 Vgl. hierzu Dodels Nachlass: Zentralbibliothek Zürich, Ms. Z VIII 417.4. Hier sind keine Briefe von oder an Dodel an, von, über oder mit Monistinnen zu finden.

444 In ihrer kurzen Korrespondenz mit Breitenbach tauschte sie sich auch über gegenseitige monistische Literatursendungen und ihre eigenen Artikel für monistische Zeitschriften aus. (Vgl. ebd.) Breitenbach wollte auch einen Artikel von Dorsch veröffentlichen. (Vgl. Stadtarchiv Bielefeld, Brief von Hannah Lewin-Dorsch an Wilhelm Breitenbach, Brief 200 009 040-3 vom 14. November 1905.)

445 Vgl. hierzu und zum Folgenden Dorsch, Hannah, Eine neue Reformation, in: Dies./Dodel, Arnold, Eine neue Reformation (Vom Christentum zum Monismus) (Flugschriften des Deutschen Monistenbundes 7), Kommissionsverlag von Dr. W. Breitenbach: Brackwede i. W. 1907, S. 1-13.

446 Ebd., S. 2.

447 Ebd.

448 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 2.f.

Papsttum und für die Vernunftleistung gewesen zu sein. Doch andererseits übt sie auch Kritik an ihr: Luthers Negation der geistigen Knechtschaft ging ihrer Auffassung nach nicht weit genug, er habe sich in seiner geistigen Freiheit am Ende doch durch die Bibel einschränken lassen und damit nur das Papsttum, nicht aber den christlichen Glauben überwunden. Wenigstens habe sich in der Neuzeit aus dem protestantischen Lager die vernunftgeleitete kritische Bibelforschung entwickelt.<sup>449</sup> In Jesus sieht Dorsch schließlich auch nur eine historische Persönlichkeit von ausschließlich kultureller Bedeutung.<sup>450</sup> Am Schluss des Artikels betont sie die Bedeutung der Wissenschaft in ihrer Kulturgeschichte: »Wissenschaft und Forschung weiten unsere Blicke und leuchten uns mit heiligen Fackeln voran auf dem Wege zu den Höhen, ja, sie haben die Religion im primitiven Sinne abgelöst: Wissenschaft ist Religion für uns geworden!«<sup>451</sup> Damit erklärt sich das Gewicht, das Dorsch dem Monismus beimisst: Als die einzige fundamental auf Wissenschaft basierende Weltanschauung sei er die Spitze der bisherigen menschlichen Kulturentwicklung. Damit reiht er sich für Dorsch in einen natürlichen Prozess weltanschaulichen Wandels vom Katholizismus über den Protestantismus bis hin zum Monismus als Höhepunkt ein, mit dem die Offenbarungsreligionen endgültig durch Wissenschaft ersetzt würden.

In ihrem zweiten Artikel für den Band vergleicht die sie christliche und die monistische Auffassung des Sündenbegriffs.<sup>452</sup> Hierbei verurteilt sie die christliche Gottes- und Sündenvorstellung, nach der ein allmächtiger Gott den Sündenfall vorausgesehen haben müsste.<sup>453</sup> Ein Gott, der die Menschen absichtlich mit der Fähigkeit zum Sündigen, das heißt, gegen Gott zu verfeheln, geschaffen habe, müsse hinterlistig sein, was für Dorsch nicht überzeugend ist. Sie versteht Sünde stattdessen als das Tierische in den Menschen, das von der menschlichen Kultur überwunden werden müsse.<sup>454</sup> Sie entwirft in ihrem Artikel ein monistisches Sündenverständnis, das den Sündenfall im christlichen Sinn durch eine naturalistische Vorstellung ersetzt und kulturellen Fortschritt als Chance begreift, die Sünde zu überwinden.<sup>455</sup> Als monistisches Idealbild beschreibt sie den kulturell hochentwickelten und wissenschaftlich verständigen Menschen, demgegenüber der unvollkommene, unvollständige Mensch als ein Sünder erscheint, auch wenn Dorsch diese Terminologie nicht vorbehaltlos verwendet und erklärt, dass der Monismus sich

---

449 Vgl. ebd., S. 5.

450 Vgl. ebd., S. 11.

451 Ebd., S. 12.

452 Vgl. hierzu und zum Folgenden Dorsch, Hannah, Die »Sünde« im Christentum und im Monismus, in: Dies./Dodel, Arnold, Eine neue Reformation (Vom Christentum zum Monismus) (Flugschriften des Deutschen Monistenbundes 7), Kommissionsverlag von Dr. W. Breitenbach: Brackwede i. W. 1907, S. 20–32.

453 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 20–22.

454 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 22f.

455 Vgl. ebd., S. 24. Die theologische Diskussion um den Sündenfall und die Ignoranz Dorschs gegenüber der Frage, ob der biblische Sündenfall nicht nur – wie auch zahlreiche andere biblische Motive wie die Wunder – als zeitgenössische Metaphern und literarische Mittel gesehen werden können, sei hier ausgeklammert.

eines solchen religiösen Vokabulars ungern bediene.<sup>456</sup> Aus monistischer Sicht verbietet sich der Rückgriff auf Jesu Kreuzestod als Erklärung.<sup>457</sup>

In beiden Artikeln erweist sich Dorsch's Denkweise als typisch monistisch: Das Christentum erscheint ihr als eine Etappe in einer Höherentwicklung der Kultur bis hin zum Monismus. In ihren Ausführungen bleibt sie jedoch auf dieser theoretischen Ebene; zu konkreten sittlichen Fragen im Zusammenhang mit dem Thema Sünde lässt sie sich nicht ein. Damit kommt ihr aber dennoch – vor allem wegen ihrer Zusammenarbeit mit Dodel – eine im Vergleich zu den anderen Frauen exponierte Rolle zu. Bedenkt man diese Rolle, kann man sich fragen, weshalb eine gut im Monistenbund vernetzte, gebildete monistische Theoretikerin nicht auch bedeutende Vereinspositionen bekleidete. Ihre Vita hätte das durchaus nahegelegt, insofern lassen sich in ihrer Biografie Parallelen zu Stöcker erkennen: Beide Frauen verfügten über den gesellschaftlichen Einfluss, der für eine Verantwortungsposition eine gute Ausgangsvoraussetzung gewesen wäre. In beiden Fällen durften sie sich auch intellektuell in den Bund einbringen, nur eine gestalterisch-umsetzende Tätigkeit blieb ihnen versagt.

### 3.7.2.2 Die ›Philosophin‹ im Austausch mit Haeckel und Dodel

Auch in ihrem Briefwechsel mit Haeckel drückt Dorsch ihre Ideologietreue aus. Ihre Briefkorrespondenz mit Haeckel hielt zwar nicht lange an – 1906 schrieb sie ihren ersten Brief an Haeckel und 1911 verstarb sie bereits – aber in den wenigen Briefen berichtet sie ausführlich über ihre Beziehung zu Arnold Dodel und pflegt auch freundschaftlichen Kontakt mit Haeckel. Zur Frauenbewegung äußert sie sich hingegen nie, auch wenn diese ihr wichtig war, wie es ihre nichtmonistischen Veröffentlichungen zeigen. Zum Monismus äußert sie sich dagegen eindeutig: In zwei Briefen erklärt sie ihre Treue zur monistischen Idee und distanziert sich von ihrem streng orthodoxen evangelischen Familienumfeld.<sup>458</sup> Trotz Konflikten mit Verwandten und Freunden wegen ihrer Hinwendung zur monistischen Idee bereue sie diese nicht.

Auch über ihre Bedeutung im Bund – beziehungsweise deren Fehlen – gibt die Korrespondenz Aufschluss. 1906 schreibt sie Haeckel in ihrem ersten Brief, dass er sie wahrscheinlich nicht kenne.<sup>459</sup> Während sie im Bund allgemein wohl weniger bekannt war, spielte sie für Dodel eine vergleichsweise wichtige Rolle, verwaltete sogar seinen Nach-

456 Vgl. ebd., S. 26.

457 Vgl. ebd., S. 32.

458 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3416 vom 14. Februar 1906 und Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3422 vom 9. Januar 1907. Sie beschreibt ihr Bekenntnis zum Monismus mit folgenden Worten: »ich halte mit meinem ganzen Sein am Monismus fest, weil ich mich aus nachtdunkeln Tiefen des Dogmenwesens und des engsten Kirchentums hinaufgerungen habe zu den lichten, freien Höhen meiner jetzigen Überzeugungen.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3417 vom 14. Februar 1907.)

459 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3416 vom 14. Februar 1906.

lass.<sup>460</sup> Nach dem Ableben Dodels berichtet sie in den Briefen an Haeckel von einer von ihr geplanten Herausgabe eines Gedenkbands über Dodel, zu dem auch er beitragen sollte.<sup>461</sup> Darauf scheint sich ihre persönliche Integration in den Bund beschränkt zu haben. Die Tätigkeit für Dodel als gut vernetztem Mitgründer des Bunds seinerseits brachte sie mit Monisten in Kontakt, ohne dass sie damit im Bund eine wichtigere Rolle eingenommen hätte.<sup>462</sup>

Dodel findet dementsprechend auch häufiger Erwähnung, während beispielsweise von anderen Frauen keine Rede ist.<sup>463</sup> Dorschs Äußerungen sind dabei durchweg positiv, sie stellt ihn nicht nur als ihren intellektueller Lehrer dar, sondern auch als persönlicher Mentor, dem sie für die starke Verbindung zu ihrem späteren Ehemann Eugen Lewin dankbar ist, der im letzten Jahr vor dessen Tod oft in Dodels Haus verkehrt hat,<sup>464</sup> als Dorsch Dodels Sekretärin war und daher auch viel Zeit mit Lewin verbringen konnte. In mehreren Briefen an Haeckel beschreibt Dorsch Dodel als Vaterfigur und nennt ihn auch »Vati«<sup>465</sup>, zumal ihr eigener Vater bereits verstarb, als sie sechs Jahre alt war.<sup>466</sup> Sie beide seien »ganz wie Vater und Tochter«<sup>467</sup>. Sie war in den letzten paar Jahren vor seinem Tod als seine Sekretärin seine engste Vertraute und er teilte persönliche Details mit ihr, als er sich zu seinem Lebensende hin in einer schweren familiären Situation befand und seine Ehefrau sich von ihm scheiden lassen wollte.<sup>468</sup> Dorsch äußert in ihren Briefen stets Verständnis für Dodels Standpunkt und ergreift Partei für ihn. Deshalb fleht sie Haeckel auch um geistigen Beistand für Dodel in der Phase der Trennung von seiner Ehefrau und den beiden gemeinsamen Töchtern an – er sollte ihm einen Brief schreiben oder ihn persönlich besuchen kommen. Hier offenbart sich eine gewisse Ambivalenz – auf der einen Seite nahm sie Dodel als Vaterfigur wahr, auf der anderen Seite sorgte sie als seine Bera-

460 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3420 vom 14. Mai 1908. Dodel habe Dorsch sie mündlich und schriftlich mit der Nachlassverwaltung betraut. (Vgl. ebd.)

461 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3419 vom 18. Februar 1911.

462 So stand Dorsch beispielsweise auch mit Wilhelm Breitenbach in geschäftlichem Austausch und versprach ihm ein Exemplar des von ihr organisierten Gedenkbands an Dodel, wie Breitenbach in einem Brief an Haeckel erwähnt. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Wilhelm Breitenbach an Ernst Haeckel, Brief A 6044 vom 3. April 1908.)

463 Auch Wilhelm Breitenbach gegenüber erwähnt sie, dass der umfassende philosophische Austausch mit Dodel sie und ihren Lehrer gleichermaßen bereichere. (Vgl. Stadtarchiv Bielefeld, Brief von Hannah Lewin-Dorsch an Wilhelm Breitenbach, Brief 200 009 040-1 vom 2. November 1905.) Dorsch war sogar die Verbindungsfrau zwischen Dodel und Breitenbach und übermittelte Breitenbach in ihren Briefen auch Mitteilungen von Dodel. (Vgl. Stadtarchiv Bielefeld, Brief von Hannah Lewin-Dorsch an Wilhelm Breitenbach, Brief 200 009 040-2 vom 21. November 1905.)

464 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

465 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3421 vom 8. März 1906.

466 Vgl. ebd.

467 Ebd.

468 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3416 vom 14. Februar 1906.

terin in schweren Lebensphasen für ihn.<sup>469</sup> Letzteres war aber eher die Ausnahme als die Regel: Ihre Hilfsbereitschaft und freundschaftliche Zuneigung standen immer im Zeichen von Dodels Autorität als ihr Mentor und Vorgesetzter. Das hinderte sie aber nicht daran, sich schon in ihrem ersten Brief an Haeckel auf Dodel als ihren »geistige[n] Vater und Freund«<sup>470</sup> zu beziehen.

Ihre Beziehung zu Haeckel war weniger intensiv als die zu Dodel,<sup>471</sup> auch nicht so intensiv wie die zwischen Haeckel und einigen anderen der hier betrachteten Frauen. Schon die Anzahl der Briefe war geringer. Nichtsdestotrotz verehrte auch sie Haeckel und dankte ihm dafür, dass er ihr Leben durch die monistische Lehre bereichert habe.<sup>472</sup> Wie gegenüber Dodel nimmt sie auch Haeckel gegenüber einer eher untergeordnete Position ein. Sie spricht von Haeckel immerhin nicht als ihrem »Meister«, wie das andere Monistinnen in ihren Briefen tun, sondern spricht ihn als »hochverehrter Herr Professor«<sup>473</sup> an, was zwar respektvoll, aber weniger demütig ist als andere Respektsbekundungen, wie sie sich zum Teil bei den hier behandelten Monistinnen finden. Das lässt sich damit erklären, dass die Mentorenrolle für sie eher Dodel einnahm. Dazu passt, dass sie auch Breitenbach in ihren wenigen Briefen mit formeller Höflichkeit adressiert.<sup>474</sup>

Mit Haeckel bleibt der Austausch dementsprechend auf Glaubensbekundungen und den Austausch über das Befinden von Dodel beschränkt, vereinspolitische Fragen zum DMB sowie weitergehende philosophische Fragen sind in den Briefen nicht zu finden – dabei tauschte sich Dorsch laut eigenen Angaben gerne über Religionen und Philosophie aus, etwa mit ihrem Ehemann.<sup>475</sup> Mit Dodel stand sie zwar nach eigenem Bekunden in seinen letzten drei Lebensjahren für die Dauer ihrer Beschäftigung bei ihm »fortwährend im innigsten Gedankenaustausch«<sup>476</sup>, einen derartigen Austausch lassen ihre Briefe an Haeckel jedenfalls vermissen.

469 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3420 vom 14. Mai 1908.

470 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3416 vom 14. Februar 1906.

471 Zwar lud Dorsch Haeckel auch mehrmals zu sich und zu Dodel ein, doch kam es nur selten zu persönlichen Treffen. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3417 vom 14. Februar 1907 und Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3418 vom 27. Februar 1907.)

472 Dorsch nennt als Grund für ihre tiefempfundene »Dankbarkeit« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3422 vom 9. Februar 1907.) Haeckel gegenüber dessen Entschlossenheit und »Furchtlosigkeit« (Ebd.) im Umgang mit ideologischen GegnerInnen, die auch sie zu einem radikalen Bruch mit ihrem christlich-protestantischen Umfeld motiviert hätten, den sie auch stolz und offen vollzogen habe. (Vgl. ebd.)

473 Ebd.

474 Dorsch blieb stets bei der Anrede »[h]ochgeehrter Herr« (Stadtarchiv Bielefeld, Brief von Hannah Lewin-Dorsch an Wilhelm Breitenbach, Brief 200 009 040-1 vom 2. November 1905.).

475 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3419 vom 18. Februar 1909.

476 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Hannah Dorsch an Ernst Haeckel, Brief A 3420 vom 14. Mai 1908.

### 3.7.3. Zwischenfazit und Einordnung: Dorsch und die ungenutzten Möglichkeiten?

Hannah Dorsch kann man zusammenfassend als eine Frau charakterisieren, die zwar über Bildung und gute Kontakte in den Monistenbund verfügte, aber deren Relevanz im Bund hinter ihrem theoretischen Potenzial zurückblieb. Der Monistenbund veröffentlichte Aufsätze, die sie schrieb und sie konnte als Dodels Sekretärin (eher untypisch für die hier untersuchten Frauen) eine Aufgabe im Verein wahrnehmen.

Sie war nicht nur überzeugte Monistin, sondern auch eine Frauenrechtsaktivistin. Rein theoretisch hätte Haeckel mit Hannah Dorsch eine geeignete Autorin für Frauenfragen im Monismus für die Vereinszeitschriften gewinnen können – im Monistenbund brachte sie sich aber nie nachweislich mit Frauenfragen ein, ihr Einfluss war auf administrative Tätigkeiten in der Rolle als Sekretärin beschränkt.

Zur Einordnung von Dorsch und zu der Frage, welchen Aufschluss sie ›pars pro toto‹ über die Rolle der Frauen im Bund gibt, kann man zwei verschiedenen Interpretationen folgen.

Man kann Dorschs Rolle, die sich auf den Beitrag einzelner Artikel und Sekretariatsaufgaben im weitesten Sinne beschränkte, also wenig gestalterisch und einflussreich war, mit fehlenden Bemühungen Dorschs erklären. Wenn sie sich nie um mehr Einfluss im Bund bemüht hat, dann ist es nicht verwunderlich, dass sie ihn auch nicht erlangt hat. Andererseits sind der historische Kontext und vor allem das Selbstverständnis des Bundes zu bedenken wie Kapitel 1.1 sie beschreibt: Der Bund gab sich antiklerikal und fortschrittsorientiert. Als solcher hätte eine Einbindung gerade von Autorinnen, bei denen das theoretische Potenzial zu einer wirkmächtigen Partizipation bestanden hätte – wie bei Dorsch, die sich immerhin intellektuell-reflektiert zu Frauenfragen zu äußern wusste – nahegelegen. Eine solche Einbindung hätte nicht bloß die ›Erlaubnis‹ des Bunds oder sogar nur die reine Duldung einer solchen Teilnahme bedeutet – in einer Zeit, in der erste Ansätze der Frauenbewegung öffentlichkeitswirksam zu werden begannen, aber Frauen nach wie vor in ihren Chancen auf gesellschaftliche Partizipation eingeschränkt waren, musste eine bloß passive Offenheit für Teilhabe und eine ›Karriere‹ im Bund leerlaufen. Natürlich birgt diese Sichtweise die Gefahr, ein modernes Verständnis von Partizipation, nämlich die Vorstellung, dass deren Gelingen nicht alleine die theoretische Möglichkeit, sondern zum Teil auch praktische Förderung voraussetzt, auf die damaligen Verhältnisse zu projizieren. Dementsprechend ist bei dieser Interpretation Vorsicht geboten, nichtsdestotrotz kann sie bei der Einordnung des Monistenbunds im Hinblick auf seine emanzipatorische Wirkung helfen. Sieht man dementsprechend Dorsch als eine Frau, die im Bund ihr Potenzial nicht verwirklichen konnte, dann rechtfertigt das alleine noch kein Urteil dahingehend, dass der Bund Frauen aus Prinzip nicht bis ganz ›an die Spitze‹ gelangen ließ, es sollte aber dafür sensibilisieren, dass das sich fortschrittsorientiert und antiklerikal gebende Programm des Bunds vielleicht stärker den etablierten gesellschaftlichen (insbesondere geschlechtsbezogenen) Strukturen verhaftet war als es zunächst den Eindruck erweckt. Zugespitzt könnte man sogar vermuten, dass Frauen im Bund gerade dann etwas beitragen durften, wenn das für den Bund wegen ihrer intellektuellen Fähigkeiten oder ihrer Popularität in anderen Kreisen, etwa der Frauenbewegung, dienlich war, ohne dass sie im Gegenzug auch die entsprechende Anerkennung als gleichwertige Partnerinnen erfahren hätten.

Zumindest erhielt Dorsch von der Redaktion der monistischen Vereinsorgane die »Sprechlizenzen«, einige Artikel zu verfassen, wie bereits Stöcker sie erhielt. Und als Dödels Sekretärin hatte sie auch Zugriff auf ein breites monistisches Netzwerk in der kleinen monistischen Führungsriege, anders als Stöcker. Somit ist sie in dieser Arbeit die Frau, die sich bisher auf individueller Ebene am meisten *innerhalb des DMB* emanzipierte, wenn man den Erfolg ihrer Versuche betrachtet, Öffentlichkeit zu erlangen. Stöcker hingegen stieß auf Grund ihrer geringeren Vernetzung im Bund auf stärkeren Widerstand, als sie versuchte, mit Ostwald zusammenzuarbeiten.

Dorsch war nicht nur auf individuell-persönlicher Ebene durch ihre Erwerbsarbeit und durch ihre universitäre Bildung emanzipiert, wie der Rückgriff auf Kapitel 2.1 und dessen Beschreibung der extrem erschwerten Zugänge zu Universitäten für Frauen zeigt, sondern sie war auch auf gesellschaftlich-öffentlicher Ebene emanzipiert, was an ihren Forderungen für mehr Frauenrechte in der *Gleichheit* sichtbar wird. Sie erweiterte ihre Handlungsspielräume nicht nur im Monistenbund, indem sie ihre persönlichen Netzwerke ausweitete und in monistischen Zeitschriften publizierte, sondern auch durch andere Publikationsorgane und ihre universitäre Aktivität.

### 3.8 Maria Stonawski

Maria Stonawski, die auch unter dem Künstlerinnennamen Maria Scholz-Stona bekannt war, war eine Schriftstellerin und Gutsbesitzerin aus Strebowitz in Österreich-Schlesien.<sup>477</sup> Sie hatte eine größere Reichweite als Schriftstellerin, aber keine nennenswerte Bedeutung im Monistenbund.<sup>478</sup> Diese Diskrepanz, die bei den hier untersuchten Frauen schon mehrfach zutage getreten ist, bedarf auch hier der Erklärung. Es stellt sich die Frage, ob sie aktiv daran gehindert wurde, eine wichtige Rolle im Bund zu bekleiden, etwa weil man von ihr eine zu starke Einflussnahme befürchtete, oder ob es daran lag, dass sie selbst keine Ambitionen hegte, sich mehr Einfluss im Bund zu verschaffen.

---

477 Nach ihrer Heirat nahm sie mit dem Namen Scholz den Namen ihres ersten Ehemanns an und publizierte weiterhin unter ihrem Pseudonym Maria Stona.

478 Ihre Reichweite spiegelte sich auch in den Einträgen zu ihr in zahlreichen Lexika zur böhmischen Literaturgeschichte wider. Diese stellen sie stets als bedeutende Schriftstellerin dar. So charakterisiert Josef Mühlenerberg ihre bedeutende Arbeit als eher naturverbunden und volksverbunden anstatt industrierverbunden, obwohl in der Nähe ihres Schlosses und Wohnsitzes in Strebowitz neben den vielen kleinen Dorfansiedlungen auch ein Industriegebiet gelegen habe, das man vom Schloss aus wahrnehmen konnte. (Vgl. Mühlenerberg, Josef, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen. 1900 – 1939, Georg Müller Verlag: Wien/München 1981, S. 347f., hier S. 347.) Sie war zudem gut vernetzt und unternahm zahlreiche Bildungsreisen nach Griechenland, Spanien und Ägypten und hatte rege Kontakte zu ihren zeitgenössischen Literatinnen und Künstlerinnen. (Vgl. o. A., Art. Scholz, Maria geb. Stonawski, in: Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder, hg. von Seibt, Ferdinand u.a., Bd. 3, Oldenbourg-Verlag: München 2000, S. 744.) Ein Beispiel für ihre Vernetzung ist ihre Mitarbeit an oberösterreichischen deutschvölkischen lokalen Zeitschriften, die in Österreich nationale Beachtung fanden. (Vgl. Castle, Eduard u.a., Provinz- und Parteiliteratur Oberösterreich, in: Ders. (Hg.), Geschichte der deutschen Literatur in Österreich-Ungarn im Zeitalter Franz Josephs I. Ein Handbuch, 2. Band 1890 – 1918, Verlag von Carl Fromme: Wien 1937, S. 1157–1182, hier S. 1170f.)

### 3.8.1 Stonawskis Leben und Werk

Die Autorin wurde am 1. Dezember 1861 in Österreich-Schlesien geboren und starb am 30. März 1944 auf dem Gut Strzebowitz, demselben Schloss, in dem sie auch geboren wurde.<sup>479</sup> Das Gut gehörte neben einer Fabrik ihrem Vater und sie selbst verwaltete beides nach dessen Tod. Sie genoss eine höhere private Bildung und wurde Schriftstellerin. Dennoch war sie weniger reich, als derartige Besitztümer zunächst vermuten lassen.

#### 3.8.1.1 Lyrik und Prosa – autobiografisch gefärbt

Bei der Rekonstruktion von Stonawskis Biographie stellt sich das Problem der unzureichenden Quellenlage – um ihr Leben hinsichtlich der für diese Arbeit relevanten Fragen zu untersuchen, muss man auf ihre literarischen Werke zurückgreifen, die teilweise autobiografische Züge aufweisen. Zwar bemerkte sie einmal: »Bezüglich meiner autobiographischen Notizen erlaube ich mir die Bemerkung, daß[!] ich über mich nichts zu sagen weiß. Ich lebe auf dem Lande und liebe das Volk.«<sup>480</sup> Dessen ungeachtet gibt sie in ihrem Roman *Vor dem Sturz* eine Lebensgeschichte wieder, die sie in eine Erzählung über die vier Jahreszeiten im Zyklus von 25 Jahren einbettet,<sup>481</sup> in der sich zahlreiche Parallelen zu ihrem Leben entdecken lassen – so ist der Vater in dem Roman genau wie Stonawskis wirklicher Vater ein protestantischer Gutsbesitzer, der selbstständig zwei Güter erwarb und die Tochter eines Gutsbesitzers heiratete, die sehr gläubig war.<sup>482</sup> Die Protagonistin des Romans entdeckt laut eigener Aussage früh ihr künstlerisches Interesse, malt und dichtet bereits als Kind, genießt eine gute Bildung und erwirbt Fremdsprachenkenntnisse. Dieser Roman kann daher zumindest als autobiografisch gefärbt gelten und soll unter der Prämisse untersucht werden, dass die darin vorkommende Protagonistin sich in ihrem Leben, ihrem Handeln und ihren Ansichten mit Stonawski selbst deckt. Die so gefundenen Erkenntnisse müssen dementsprechend kritisch hinterfragt werden – in jedem Fall ist die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass sie ihr literarisches *›Alter Ego‹* bewusst anders gestaltet hat als sich selbst. Ein Abgleich der literarischen Angaben mit der wenigen vorhandenen Sekundärliteratur soll zumindest dabei helfen, eine Rückbindung von der fiktionalisierten Darstellung an Stonawskis echtes Leben zu gewährleisten, so weit möglich. Hierbei ist Martin Pelc Monografie über die Schriftstellerin von zentraler Bedeutung.<sup>483</sup> Er verfolgte bereits den gleichen Ansatz, weshalb seine Kernbotschaften in den folgenden Absätzen zusammengefasst werden sollen und somit Stonawskis Biografie skizzieren.

<sup>479</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Müller, Reinhard, Art. Stona, Maria, in: Deutsches Literatur-Lexikon, völlig neu bearbeitete Auflage, K.G. Saur Verlag: Bern/München 2000<sup>3</sup>, S. 379f.

<sup>480</sup> Stona, Maria, o. T., in: Keller, Heinrich (Hg.), Freiheit und Arbeit. Ein Dichterbuch, Art. Institut Orell Füssli: Zürich 1914, S. 158f., hier S. 158.

<sup>481</sup> Vgl. zur Buchzusammenfassung Vorwort von Edith Gräfin Salburg in Stona, Maria, *Vor dem Sturz*, Europäischer Verlag: Wien/Leipzig 1934, hier S. 3f.

<sup>482</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 10–12.

<sup>483</sup> Vgl. Pelc, Martin, Maria Stona und ihr Salon in Strzebowitz. Kultur am Rande der Monarchie, der Republik und des Kanons, Schlesische Universität Opava: Opava 2014.

### 3.8.1.2 »Aber die Frau als Geschlecht verachtet der Mann – Stonawskis Verarbeitung weiblicher Diskriminierung im Beruf

Stonawskis Vater band sie schon früh in den familiären Gutsverwaltungsbetrieb ein und übertrug ihr nach ihrer ersten Ehe Verantwortung für die damit verbundenen Geschäfte.<sup>484</sup> Diese führte sie nach dem Tod ihres Vaters ab 1910 weiter und wurde sogar Prokuristin, da ihr letzter noch lebender Bruder bereits 1905 gestorben war. Sie hat wahrscheinlich – wie die Protagonistin ihres autobiografischen Buchs *Vor dem Sturz* – die Firma in Kartellssitzungen vertreten und Forderungen des Betriebs durchgesetzt, wobei sie als weibliche Teilnehmende die Ausnahme in den Sitzungen dargestellt haben dürfte.<sup>485</sup>

Stonawski ließ sich von ihrem ersten Ehemann Albert Scholz scheiden, da dieser das Geld des väterlichen Betriebs verschwendete.<sup>486</sup> Auch hier gibt es Parallelen mit dem Buch *Vor dem Sturz*: Auch der Ehemann der Protagonistin des Buchs verschwendet das Firmenvermögen,<sup>487</sup> sodass ihr Vater einen Kredit nicht zurückzahlen kann und sie versucht, die Gläubiger von der Zahlungsfähigkeit ihres Vaters zu überzeugen und einen Zahlungsaufschub zu erwirken, doch ihre Versuche bleiben erfolglos und sie fühlt sich besonders als Frau nicht als Verhandlungspartnerin ernstgenommen.<sup>488</sup> Aus dieser Erfahrung zieht sie den Schluss, dass Frauen im Vergleich zu Männern in der Erwerbswelt stets benachteiligt würden und nicht ernst genommen würden. So schreibt sie zusammenfassend zum Verhältnis der Geschlechter:

»Ich wußte[!], daß[!] im Grunde genommen der Mann nichts vom Weibe hält, es verachtet und nur Ausnahmen gelten läßt[!] bei jenen Frauen, die er liebt. Aber die Frau als Geschlecht verachtet der Mann, – so wie die Frau den Mann als Geschlecht liebt und beneidet... Beneidet um sein frohes Herrentum, denn tief in sich fühlt sie doch immer das Magdum ihres Schicksals.«<sup>489</sup>

Die Protagonistin wünscht sich sogar vor der Geburt ihrer Tochter, dass diese ein Junge sein möge, da Männer weniger in der Welt litten als Frauen.<sup>490</sup> Stonawski beschreibt die Rolle der Frauen in ihrem Roman folglich als leidvoll den Männern untergeordnete Dienerinnen, die nicht zu wichtigen öffentlichen oder auch familiären Entscheidungen herangezogen würden, außer es handele sich um Ausnahmesituationen wie bei der Zahlungsunfähigkeit ihres Ehemanns.<sup>491</sup> Diese resignative Ansicht mag auch der Grund dafür gewesen sein, dass sie keine eigenen theoretischen Texte zur Frauenemanzipation verfasste. Trotzdem war Stonawski jedoch bereit, trotz ihrer Identität als Frau Verantwortung in der Gutsverwaltung ihres Vaters zu übernehmen. Sie war zwar keine theoretische Verfechterin der Frauenbewegung, lebte jedoch in privatem Rahmen ihre eigene Emanzipation von der häuslichen Gebundenheit vor, indem sie gewerbliche

484 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 18–20.

485 Vgl. Stona, Maria, *Vor dem Sturz*, Europäischer Verlag: Wien/Leipzig 1934, hier S. 199f.

486 Vgl. Pelc, Martin, Maria Stona und ihr Salon in Strzebowitz, Opava 2014, S. 18.

487 Vgl. Stona, Maria, *Vor dem Sturz*, Europäischer Verlag: Wien/Leipzig 1934, S. 144.

488 Vgl. ebd., S. 167f. Nicht nur der Misserfolg der Verhandlungen und der Verkauf eines Teils des väterlichen Besitzes, sondern auch der Versuch der sexuellen Nötigung durch einen Gläubiger als Basis für die Verhandlungen zum Kredit verleiten sie zu dieser Einschätzung.

489 Ebd., S. 152.

490 Vgl. ebd., S. 93.

491 Vgl. ebd., S. 73.

Verantwortung für den Familienbetrieb übernahm. Somit verschwammen die Grenzen von Familie und Erwerbsarbeit, von Privatem und Öffentlichem entsprechend der Natur eines Familienbetriebs auch in ihrer weiblichen Biografie.

In der KünstlerInnenszene machte sie sich durch ihre schriftstellerische Arbeit und durch ihre Netzwerkarbeit in ihrem Schloss einen Namen und hatte somit beruflichen Erfolg.<sup>492</sup>

### 3.8.1.3 Eine unglückliche Ehe

Im Bereich der Ehe legte Stonawski als junge Frau mit der Hoffnung auf gleichberechtigten intellektuellen Austausch mit ihrem Ehemann Albert Scholz einen liberalen Ansatz an den Tag.<sup>493</sup> Nach der Hochzeit der evangelischen Stonawski und des Katholiken am 12. September 1881 folgte sie ihrem Mann nach Chropin, wo sie 1882 ihre Tochter Helena und 1886 ihren Sohn Siegfried Albert gebar. Beide Kinder wurden katholisch erzogen, konvertierten jedoch zum Protestantismus. Pelc betont, dass Stonawski ihre Enttäuschung von Albert in ihren Werken ausführlich verarbeitete. Und so schrieb sie in *Vor dem Sturz* wirklich über das unglückliche Eheleben ihrer Protagonistin, deren despotischer Ehemann sie in einem öden Alltag langweile, unterordne und missachte.<sup>494</sup> So geht die Protagonistin eine außereheliche Beziehung ein.<sup>495</sup> Wie auch die Protagonistin und ihr Ehemann lebten Stonawski und Scholz getrennt und ließen sich sogar scheiden, sodass Stonawski ein zweites Mal heiratete.<sup>496</sup> Die Tatsache, dass die Autorin in ihrem Werk eine außereheliche sexuelle Beziehung positiv darstellt und dabei ein Loblied auf die Liebe als eine der wichtigsten Emotionen singt, ist neben Stonawskis beruflichem Engagement das zweite erhebliche Anzeichen dafür, dass sie in der Praxis emanzipiert war. Teilweise

492 Vgl. Pelc, Martin, *Maria Stona und ihr Salon in Strzebowitz*, Opava 2014, S. 34–40.

493 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 16–18.

494 Beispielsweise beachtet ihr Ehemann ihre gemalten Bilder nicht und empfand seine Frau als störend-romantisch, was er ihr gegenüber auch ausdrückt. (Vgl. Stona, Maria, *Vor dem Sturz*, Europäischer Verlag: Wien/Leipzig 1934, S. 37.)

495 Vgl. ebd., S. 63f. Auch ihr Ehemann hatte eine Affäre, wie sie später erfuhr.

496 Die Ehe mit Albert Scholz, der einen juristischen Doktortitel führte und folglich gebildet war, jedoch in keinen intellektuellen Austausch mit seiner Frau treten wollte, wurde 1881 geschlossen. (Vgl. hierzu und zum Folgenden o. A., Art. Scholz (Ps. Stona), Marie, in: Kosch, Wilhelm (Hg.), Deutsches Literaturlexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch, 2., vollständig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage, A. Francke AG Verlag: Bern 1953, S. 2575.) Nachdem Albert Scholz 1905 gestorben war, lebte Stonawski als Witwe. Daraufhin heiratete sie den Schriftsteller und Kunstkritiker Karl Erasmus Kleinert, wie in zwei Zeitungsartikeln von 1915 zu sehen ist, in denen Kleinert als Stonawskis Ehemann bezeichnet wird. (Vgl. o. A., Lokales und Provinzielles, in: Mährisches Tagblatt 37 (1915), Heft 262, 16. November 1915, Olmütz 1915, S. 5f., hier S. 5 und vgl. o. A., Olmützer und auswärtige Nachrichten, in: Deutsches Nordmährenblatt 18 (1915), Heft 89, 29. März 1915, Olmütz 1915, S. 4f., hier S. 4.) Stonawski gab zum Gedenken an ihren zweiten Ehemann sogar einen Band mit Gedichten und Aufsätzen von diesem heraus. (Vgl. Stona, Maria (Hg.), Ein Alt-Österreicher Karl Erasmus Kleinert. Sein Leben und seine Werke, Verlag Adolf Drechsler: Troppau 1933.) In diesem Gedenkband berichtet sie auch in eigenen Textbeiträgen über sein Leben und seine drei Ehefrauen, von denen sie die zweite war, sowie von seiner dichterischen Tätigkeit. (Stona, Maria, »Sein Leben«, in: Dies. (Hg.), Ein Alt-Österreicher Karl Erasmus Kleinert. Sein Leben und seine Werke, Verlag Adolf Drechsler: Troppau 1933, S. 5–11.) Kleinert sei am 14. März 1857 in Wien als Sohn eines Medailleurs geboren worden. (Vgl. ebd., S. 5.)

findet diese Emanzipation durch die thematisierte Liebesaffäre auch Eingang in ihr literarisches Werk, doch ihr resignatives Fazit zur Rolle der Frauen schwächt diese Entwicklung wiederum ab. Zudem steht die Schlussfolgerung der Protagonistin, dass Frauen am Ende stets die Benachteiligten seien und sich letztlich ihrer Rolle ergeben müssten, in einem scharfen Kontrast zur Meinung deren jugendlicher Tochter, die ihren beruflichen Traum einer Künstlerinnenkarriere und ihre Lebensplanung laut der Darstellung ihrer Mutter niemals für die Wünsche eines Ehemanns aufgegeben hätte.<sup>497</sup> Pelc charakterisiert auch Stonawskis Verhältnis selbst mit ihrer künstlerisch aktiven und berühmten Tochter Helene ähnlich.<sup>498</sup> Die Gegenüberstellung der beiden Positionen kann als Hinweis verstanden werden, dass Stonawski selbst sich zwar in praktischer Weise von ihrem Ehemann und den Rollenzuschreibungen an Frauen emanzipierte, jedoch die vollständige Emanzipation in Form eines geschlechtsunabhängigen Individualismus Stonawskis Ansicht nach erst in der Generation ihrer Tochter auch als gedanklich selbstverständlich angesehen werden konnte.

### 3.8.1.4 Ein ambivalentes Verhältnis zur Emanzipation

Diese Ambivalenz in der praktischen und theoretischen Emanzipation zeigt sich auch in Stonawskis alltäglichem Ehealltag. Mag sie ihre Emanzipation auch nicht theoretisch öffentlich vertreten haben, so lebte sie sie doch in praktischer Weise in ihrem Alltag aus: Sie hatte eine Tochter und einen Sohn, führte jedoch die Geschäfte ihres Vaters und war somit erwerbstätig. Sie heiratete als junge Frau, trennte sich jedoch und heiratete ein zweites Mal und ließ sich wieder scheiden. Diese Ambivalenzen durchziehen Stonawskis gesamtes Leben und ihr Ringen um mehr Einfluss und Anerkennung als Frau im privaten Bereich der Ehe und im öffentlichen Bereich der Erwerbsarbeit sind bezeichnend für ihr Werk und ihren Alltag. Sie scheint keine zufriedenstellende Antwort auf die geschlechtlich bedingte Ungleichbehandlung gefunden zu haben und stellt in ihren Werken daher eher das Problem dar, als eine Lösung vorzustellen, wie es zum Beispiel Helene Stöcker mit der Propagierung einer aktiven weiblichen Emanzipation tat, wozu sie ihren LeserInnen sogar eine eigene neue Philosophie an die Hand gab. Stonawski ergab sich folglich dem Schicksal der dualistischen Geschlechterordnung und versuchte doch, sich im Privaten von dieser zu emanzipieren, da sie genügend Beispiele männlicher Unfähigkeit und weiblicher Eignung in Fragen der familiären und betrieblichen Geldpolitik als Gegenbeispiele zu traditionellen Rollenzuweisung an die Geschlechter erfahren hatte.

### 3.8.1.5 Lyrik zwischen traditionellem bürgerlichem Frauenbild und liberaler Sexualität

Auch in ihren lyrischen Arbeiten drückt sie ihre Meinung zu den Aufgaben der Frau in der Ehe aus und gibt zahlreiche Ratschläge, die junge Frauen befolgen sollten, die eine Heirat in Betracht zögen. Mit ihren Äußerungen offenbart sie ihre noch dualistischen Geschlechterzuschreibungen. So stellt sie ihre klaren Ansprüche an weibliches Aussehen dar: Frauen sollten aktiv an ihrem Äußeren arbeiten, sportlich und schlank sein, um

497 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 197–205.

498 Vgl. Pelc, Martin, Maria Stona und ihr Salon in Strzebowitz, Opava 2014, S. 24. So habe Stonawski ihr auch die damals für Frauen untypische Bildhauerinnenausbildung ermöglicht. (Vgl. ebd.)

gut auszusehen, sowie nicht zu oft zornig sein oder starke Gewürze essen oder viel Wein trinken, da diese Verhaltensweisen die Haut verunreinigten.<sup>499</sup> Diese Anweisungen sind zwar augenscheinlich der äußeren Optimierung der Frauen dienlich, doch legen sie auch Forderungen an den spezifisch weiblichen Charakter offen. Die Ratschläge sind nur an Frauen gerichtet, für Männer formuliert Stonawski keine Ratschläge. In einem anderen Beitrag schreibt sie von konkreten Unterschieden in der Gefühlswelt von Frauen und Männern.<sup>500</sup> So liebten Frauen jeden Mann verschieden, während Männer Frauen immer gleich liebten. Doch trotz ihrer traditionellen Geschlechterzuschreibungen rät sie nicht jeder Frau zur Ehe, denn diese solle laut Stonawski stets den Zweck erfüllen, beiden EhepartnerInnen zu nutzen: »Es gibt von Geburt aus halbe Menschen. Diese sollen heiraten, denn die Ehe macht sie zu ganzen. Es gibt aber geborene ganze Menschen – diese sollen nicht heiraten, denn die Ehe macht sie zu Hälften.«<sup>501</sup> So spiegelt sich ihre ambivalente Einstellung in geschlechterdualistischer Denkweise und emanzipatorischer Praxis auch in ihren anderen Werken neben dem autobiografischen Naturtagebuch wider.

Auch in ihren Briefen an Haeckel offenbart Stonawski ihr dualistisches Geschlechterbild klar, indem sie Frauen spezifische Charaktereigenschaften wie Schnelligkeit und Eitelkeit zuspricht. So schreibt sie in einem Brief als Entschuldigung für die Bitte, dass Haeckel ihr ein Foto von ihm senden solle: »Darf ich um das Bild bitten? Als Entschuldigungsgrund für meine Kühnheit füge ich bei, daß[!] ich mich an seinen Besitz mit der uns Frauen eigenthümlichen[sic!] Geschwindigkeit bereits geistig gewöhnt habe.«<sup>502</sup> In einem weiteren Brief beschreibt sie ihre Freude über Haeckels Brief als der weiblichen Eitelkeit entsprungen.<sup>503</sup>

Stonawskis literarisches Werk erhielt sowohl in der österreichischen als auch in der internationalen deutschsprachigen Pressen Beachtung. Es wurde in der allgemeinen zeitgenössischen Tagespresse sowie in Literaturzeitschriften und in Frauenzeitschriften besprochen. So animiert eine Anzeige im *Anzeiger für den Buch-, Kunst und Musikhandel* zum Kauf von Stonawskis Buch *Mein lachendes Buch. Acht heitere Geschichten* und lobt die Autorin mit den Worten: »Maria Stona ist als Meisterin der Kurzgeschichte längst bekannt.«<sup>504</sup> Trotz des Werbecharakters des Beitrags ist er ein Beweis für Stonawskis Bekanntheitsgrad, da eine solche Aussage höchstwahrscheinlich nicht entgegen aller Tatsachen in der Literaturzeitschrift veröffentlicht worden wäre. Zudem findet sich ein Artikel in der Wiener Zeitschrift *Sport & Salon* von 1908, der Stonawskis Vorlesungen in Berlin thematisiert: »Die österreichische Dichterin Frau Maria Stona veranstalte in den letzten Tagen mehrere Vorlesungen in Berlin, deren großer Erfolg von der

499 Vgl. Stona, Maria, *Mein lachendes Buch. Acht heitere Geschichten*, Verlag von Josef Grünfeld: Wien 1932, S. 182.

500 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 176.

501 Ebd., S. 177.

502 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12570 vom 16. November 1890.

503 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12573 vom 17. März 1893.

504 o. A., Werbeanzeige, in: *Anzeiger für den Buch-, Kunst und Musikhandel* 73 (1932), Heft 26, 25. Juni 1932, Schwarz-Verlag: Wien 1932, S. 4.

dortigen Presse allseits anerkannt wird.<sup>505</sup> Die Stellen sind Indizien für Stonawskis schriftstellerische Reichweite. Doch die Zeitschriften diskutierten ihre Schriften auch kritisch. So kritisiert die Redaktion der *Österreichische Frauen-Rundschau* für arbeitende Frauen Stonawski unter der Rubrik *Buchbesprechungen* explizit für die Freizügigkeit in ihren erotischen Gedichten, die nicht von gelingenden und verbindlichen Beziehungen handelten, sondern von chaotischen Liebesszenarien.<sup>506</sup> Die Gedichte zeigten »einen bedenklich erotischen Überschwang«<sup>507</sup>. So kommt die Zeitschriftenredaktion zum Schluss: »Weiß Maria Stona nicht, daß[!] Hinschenken von Mensch zu Mensch nicht Sichverlieren, sondern Sichfinden ist? Daß[!], die davon nicht reicher werden und tiefer, eine tote Seele haben?«<sup>508</sup> Die Redaktion stellt Stonawskis Werk hier auf sittlicher Ebene in Frage.

Die Autorin eckte sehr wohl mit ihren Vorstellungen zur Sexualmoral an, auch wenn sie sich nicht explizit in Zeitschriften in theoretischer Weise zur Sexualmoral äußerte. Denn ihre literarischen Umsetzungen spiegeln die Ambivalenzen in ihrem Leben bezüglich der Erwartungen an Frauen in der Ehe wider. Dass die Zeitschriften diese Umsetzung thematisierten, zeigt erstens, dass Stonawski eine Autorin mit ausreichender Reichweite in der LeserInnenschaft war und macht zweitens deutlich, dass in ihrer Lebens- und Schreibpraxis sehr wohl emanzipatorische Ansätze aufzufinden sind, die sich bereits in ihrer Berufstätigkeit und in ihrem Eheleben zeigten und die an zeitgenössische Sittlichkeitsvorstellungen aneckten.

### 3.8.2 Die treue Monistin

Stonawski beschreibt im Dankesband an den verstorbenen Ernst Haeckel, dass sie durch einen Freund an *Die Welträtsel* und an den Monismus gekommen sei und wie sie auch Haeckel kennenlernte und wiederholt traf.<sup>509</sup> In ihrem Beitrag ist keine Rede von einem Aktivismus in Monistenbund. Das Kapitel untersucht, inwiefern Stonawskis literarische Äußerungen zum Monismus und ihre Briefe an Haeckel Auskunft über ihre Rolle im Bund geben.

#### 3.8.2.1 Monistische Bezüge in Stonawskis Werk

Der Monismus war kein bedeutender Teil von Stonawskis literarischer Arbeit und so finden sich auch in den Briefen nur wenige Passagen zu diesem. Stonawski veröffentlichte zudem keine monistischen Artikel in den Vereinszeitschriften. Die einzigen expliziten Quellen zu ihr und dem Monismus sind neben den Andeutungen in ihren Werken

<sup>505</sup> o. A., *Wochenrundschau*, in: *Sport & Salon. Illustrierte Zeitschrift für die vornehme Welt* 11 (1908), Heft 7, 15. Februar 1908, Wien 1908, S. 11f, hier S. 12.

<sup>506</sup> Vgl. o. A., *Bücherbesprechungen*, in: *Österreichische Frauen-Rundschau* 10 (1912), Heft 97, 1. Mai 1912, Verlag der arbeitenden Frauen: Wien 1912, S. 12.

<sup>507</sup> Ebd.

<sup>508</sup> Ebd.

<sup>509</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Scholz-Stona, Maria, Ein Besuch bei Ernst Haeckel, in: Schmidt, Heinrich (Hg.), *Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben. Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit*, Bd. 1, Verlag Unesma: Leipzig 1914, S. 385–390., hier S. 386f.

die Briefe, die sie an Ernst Haeckel sendete. Das Unterkapitel untersucht zunächst ihre Werke kurz zu deren Spuren der monistischen Philosophie und wirft anschließend einen ausführlicheren Blick in die Briefquellen.

Stonawski ging weder in ihrer Lyrik noch in ihren Erzählromanen konkret auf den Monismus als Philosophie oder auch nur auf den DMB ein. Dabei gibt es in ihren Gedichten jedoch zahlreiche indirekte Verweise auf den Monismus oder Anwendungsbeispiele dieses, ohne ihn als philosophische Überzeugung direkt zu nennen.

Die Autorin veröffentlichte zahlreiche Gedichtbände und Erzählbücher. Beispielhaft wird im Folgenden ein Gedichtband von ihr mit dem Thema der Liebe betrachtet. In diesem zieht sie zahlreiche mythische Vergleiche und schreibt vom Olymp und dem »Mahl der Götter«<sup>510</sup>, um die Empfindung der Liebe nachzuzeichnen. Die antiken Bezüge stehen den monistischen Bezugspunkten zur römischen und griechischen Kultur als Paradebeispiele der menschlichen Kulturentwicklung nahe. Einen weiteren Hinweis auf ihre monistische Weltanschauung bietet die Beschreibung der ewigen Verbundenheit des lyrischen Ichs mit seinem Geliebten im Gedicht *Mit Dir!*. Hier schreibt Stonawski von dem »Strahl des kosmischen Lichts«<sup>511</sup>, der das lyrische Ich und seinen Geliebten ewig verbinden werde. Dabei beschreibt die Erzählerin die Ewigkeit nicht als dualistisch. Sie schreibt nur im Konjunktiv von dem Himmel und der Hölle und nimmt die kosmische Kraft hingegen als Wahrheit an.<sup>512</sup> Die Ansicht, dass die Ewigkeit nicht in dualistische Muster aufgeteilt ist, sondern aus einer monistischen Urkraft besteht, ist ein Kerngedanke der Monismus. Andererseits lässt die Autorin in ihrem zuvor zitierten Erzählwerk auch Interpretationsspielraum für eine fast schon christliche Weltanschauung mit einem personalen Gott, der die Welt geschaffen hat. Hier schreibt sie zum Beispiel, wie Frauen diejenigen liebten, denen sie »heilige Empfindungen«<sup>513</sup> verdankten, also ihre Geliebten und Gott.<sup>514</sup> War Stonawski also doch Christin und keine Monistin? Zwei Gedanken sind hierzu bedenkenswert: Erstens schreibt sie die in den Erzählungen und Gedichten enthaltenen weltanschaulichen Hinweise aus der Sicht des lyrischen Ichs oder des Erzählers und referiert in ihren Vergleichen auf allgemeine Bilder, die an der Lebensrealität ihrer ZeitgenossInnen anknüpften oder zumindest von diesen verstanden wurden und Emotionen bei ihnen auslösten. Ihre Werke sind keine philosophischen Abhandlungen über ihre eigene Meinung, sondern sie wollen die Lesenden zum eigenständigen Nachdenken anregen, weshalb auch widersprüchliche Meinungen in den Werken legitim sind und diese nicht unbedingt die Meinung der Autorin darstellen müssen. Zweitens verwundert es nicht, wenn Stonawski in ihrer Weltanschauung noch auf der Suche gewesen sein sollte, wie sie es auch bezüglich ihren Vorstellungen über Frauen war. Der ambivalente Charakter ihrer Geschlechterzuschreibungen kann durchaus auch

<sup>510</sup> Gedicht »Liebe«, in: Stona, Maria, Eines Traumes Welt. Neue Gedichte, Europäischer Verlag: Wien/Leipzig 1935, S. 8. Vgl. zum Olympvergleich Gedicht »Wundervolle Liebe«, in: Stona, Maria, Eines Traumes Welt. Neue Gedichte, Europäischer Verlag: Wien/Leipzig 1935, S. 17.

<sup>511</sup> Gedicht »Mit Dir!«, in: Stona, Maria, Eines Traumes Welt. Neue Gedichte, Europäischer Verlag: Wien/Leipzig 1935, S. 10.

<sup>512</sup> Vgl. ebd.

<sup>513</sup> Stona, Maria, Mein lachendes Buch, Wien 1932, S. 176.

<sup>514</sup> Vgl. ebd.

in ihrer Weltsicht vorhanden gewesen sein. Zudem konvertierten ihre Kinder zum Protestantismus, was für ihren Einfluss auf sie im Vergleich zu ihrem katholischen ersten Mann spricht. Vielleicht war sie also doch noch der christlichen Konfession verhaftet. Auf Grund ihrer Zugehörigkeit zum DMB ist jedoch davon auszugehen, dass sie eine Monistin war und dem christlichen Glauben zumindest in ihrer zweiten Lebenshälfte abgesprochen hatte.

### 3.8.2.2 »Und unser Programm heißt Haeckel – zwischen Verehrung und Freundschaft

Diesen Eindruck vermitteln auch Stonawskis Briefe an Haeckel: Obwohl in den Briefen von keiner besonderen Aufgabe der Autorin im Bund oder von Verknüpfungen Stonawskis zu anderen Frauen im Bund die Rede ist, stellt sie sich in der Korrespondenz mit Haeckel als treue Monistin dar, die eine Verehrung für ihren philosophischen monistischen Lehrer an den Tag legt, die die gesamte Korrespondenz durchzieht, die zwar nicht über maximal zwei jährliche Schreiben hinausging, sich jedoch über fast 30 Jahre zog.

Stonawski spricht Ernst Haeckel in ihren Briefen stets als intellektuell überlegen an. Ihre wiederholte Anrede »Herr und Meister«<sup>515</sup>, die sie sogar zu »Herr und Meister aller Lebenden«<sup>516</sup> in eine allgemeingültige Sphäre hebt, drückt ihre hierarchische Beziehung zu ihrem geistigen Führer in Weltanschauungsfragen aus. Dabei hat sie trotz Hierarchieverhältnis eine sehr positive Einstellung zu Haeckel, wie es auch in den Briefen der anderen Frauen der Fall ist, die mit Haeckel korrespondierten. So nennt sie ihn mehrmals »gütig[en] Meister«<sup>517</sup>. Haeckel spende ihr mit seiner Arbeit ein Stück Lebenssinn und so schreibt sie: »Wirklich, es ist eine heilige Freude, Mensch zu sein – weil es solche Menschen giebt[sic!], wie Sie [Haeckel] es sind!«<sup>518</sup> Sie gratuliert ihrem geistigen Vorbild deshalb oft zum Geburtstag und nennt ihn in unterwürfiger Verehrung den »liebenswürdigste[n] aller Gelehrten«<sup>519</sup>. Dabei ist jedoch anzumerken, dass sie sich zwar als ihm geistig unterlegen darstellt, wie es zum Beispiel in ihrem ersten Brief an Haeckel der Fall ist, in dem sie ihren Meister für seinen guten Schreibstil lobt, der ihr erst das Verständnis seiner intellektuellen Texte ermögliche,<sup>520</sup> dabei jedoch ihren leicht flapsigen Schreibstil beibehält und in umgangssprachlicher Manier Gefallen von Haeckel einfordert. Sie bittet ihn zum Beispiel um ein Foto für sich oder um ein Foto für die Frau des

515 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12560 vom 25. März 1892.

516 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12604 vom 15. Februar 1904.

517 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12605 vom 19. Juni 1904 und Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12610 vom 2. Juni 1914.

518 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12610 vom 2. Juni 1914.

519 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12575 vom 25. Juli 1894.

520 »Ich komme mir ganz gelehrt vor, weil ich alles verstehe, und vergesse nur, daß[!] das Verdienst nicht meiner Auffassung, sondern Ihrem klaren Stil gebührt.« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12571 vom 16. November 1890.)

Kunstlehrers, bei dem ihre Tochter Helene in der Lehre war.<sup>521</sup> Diese Bitten äußerten zwar auch andere Frauen in ihren Briefen, doch hatten diese Frauen wesentlich mehr Briefkontakt mit Haeckel als Stonawski, die sich trotzdem traute, ihre Bitten zu stellen. Und keine von ihnen fügte ihren Briefen den ungezwungenen Unterton Stonawskis hinzu, der sich in der Aussage zeigt: »Indem ich Ihnen zum Schluß[!] die Drohung entgegenschleudern, daß[!] ich Sie einmal in Ihrer schönen Villa Haeckel aufsuchen werde, reiche ich Ihnen – schnell wieder zahm geworden – die Hand«<sup>522</sup>, mit der sie die Schlussformel eines Briefs einleitet. Ihr Kontakt zu Haeckel war nicht so intensiv wie bei anderen untersuchten Frauen wie Fanny Daxenbichler oder Ella von Crompton, doch er war beständig und freundschaftlich-locker, obwohl das hierarchische Verhältnis trotz Auflöckerung bestehen blieb.

Die Verehrung, die Stonawski Haeckel in ihren Briefen zuspricht, beruht auf deren gemeinsamer monistischer Weltanschauung und auf der besonderen Rolle, die Haeckel an ihrer Verbreitung hatte. Ausgehend von diesen Briefen lässt sich die Frage nach ihrer religiösen Ausrichtung eindeutig dahingehend auflösen, dass es sich bei ihr um eine echte Monistin und Haeckelverehrerin handelte. So wendet sie sich ausdrücklich von ihrer religiösen Erziehung ab und schreibt: »Je mehr man sich losöst von den traditionellen Irrthümern[sic!], in die Erziehung u. eigene blöde Auffassung uns versenkten, um so stolzer, um so glücklicher fühlt man sich.«<sup>523</sup> Des Weiteren verallgemeinert sie ihre Ansicht sogar für alle Kunstschaffenden und bekennt sich dadurch einerseits zu ihrem Künstlerinnendasein und andererseits in wiederholter Weise zum Monismus, indem sie schreibt: »Im Herzen sind wir Künstler ja alles[sic!] längst Monisten! Und unser Programm heißt Haeckel«<sup>524</sup>.

So lobt sie Haeckel für seine wissenschaftliche Arbeit und seine politische Meinung. Sie stimmt ihm in allen in den Briefen angesprochenen Bereichen zu. Haeckel habe ein »ausgezeichnetes Werk«<sup>525</sup> verfasst, womit sie nicht nur seine *Algerischen Erinnerungen* meint, sondern alle seine Werke, von denen sie einen Großteil gelesen habe.<sup>526</sup> Sie bezeichnet Haeckels Werk sogar als »Notwendigkeit«<sup>527</sup> für die Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen, zu der es mit den einzelnen Schriften einen wichtigen Beitrag leiste.<sup>528</sup>

521 Vgl. ebd. und Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12605 vom 19. Juni 1904.

522 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12571 vom 13. Dezember 1892.

523 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12559 vom 14. März 1891.

524 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12610 vom 2. Juni 1914.

525 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12570 vom 16. November 1890.

526 An mehreren Stellen ihrer Briefe zeigt sie, dass sie viele Werke Haeckels gelesen hat. So habe sie beispielsweise zwei Vorträge Haeckels von 1891 aufmerksam studiert und über die Jahre hinweg immer wieder seine anderen wissenschaftlichen Vorträge sowie Schriften »mit Leidenschaft« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12571 vom 13. Dezember 1892.) gelesen. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12559 vom 14. März 1891.)

527 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12578 vom 4. März 1899.

528 Vgl. ebd.

Auch politisch steht sie ganz hinter Haeckels Meinung. Zumindest schreibt sie ihm gegenüber nichts Gegenteiliges, sondern sie bestärkt ihn in seiner Meinung zu England zu Beginn des Ersten Weltkriegs.<sup>529</sup> Außerdem bespricht sie in ihren Briefen auch Personaldebatten auf politischer Ebene mit Haeckel. So tauschen die beiden sich darüber aus, dass ihr gemeinsamer Bekannter Bartholomäus Carneri nicht in den österreichischen Reichstag gewählt worden ist.<sup>530</sup> Personaldebatten innerhalb des Monistenbunds spricht Stonawski gegenüber Haeckel in ihren Briefen nicht an. Das ist ein Indiz für ihre unbedeutende Rolle im Bund. Dabei wurde sie von Haeckel insofern als Gesprächspartnerin ernst genommen, als dass er sich mit ihr über Politik austauschte, und trotzdem nahm sie keine vereinspolitische Diskussion auf. Dieses Verhalten passt zum restlichen Verhalten Stonawskis in Frauenfragen: Einerseits emanzipierte sie sich im privaten Bereich und im Bereich ihres eigenen Betriebs, doch andererseits forderte sie in ihren Romanen und in ihren Briefen an Haeckel nicht explizit mehr politische und familiäre Mitbestimmung für Frauen ein, sodass sie nur begrenzt als emanzipiert gelten kann.

Doch Stonawski tauschte sich in ihren Briefen an Haeckel nicht nur mit ihm über seine Studien und die Politik aus, sondern machte auch Werbung für den Kauf ihrer Werke. Erstens freut sie sich über die Aufmerksamkeit, die einer ihrer Aufsätze durch Haeckel erfuhr.<sup>531</sup> In einem anderen Brief äußert sie zudem die Bitte an Haeckel, eines ihrer Bücher zu erwerben, bei dem es sich um einen Gedichteroman handele und der bereits in der dritten und erhöhten Auflage gedruckt werde.<sup>532</sup> Folglich nutzte sie den Briefwechsel mit Haeckel nicht nur für politischen und wissenschaftlichen Austausch über sein Werk und den Monismus, sondern auch, um ihre eigene Karriere als Schriftstellerin zu unterstützen.

Sie nutzte das monistische Netzwerk für ihre Reichweite und ihre Inspiration. Pelc schreibt, dass Stonawski, als sie in den 1880ern und 1890ern ein Netzwerk aus europäischen Intellektuellen und KünstlerInnen in Wien knüpfte, vor allem zu Bartholomäus von Carneri ein vertrautes Verhältnis aufbaute.<sup>533</sup> Der Philosoph, Monist und Reichstagsabgeordnete habe wie schon für Marie Eugenie delle Grazie eine Lehrerfigur dargestellt und sein »Denken bildete sozusagen das Grundgerüst, zu dem Stona weitere Gedanken, Meinungen und Sprüche hinzufügte«<sup>534</sup>.

529 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12611 vom 27. August 1914. So wolle sie ihm »Dank aussprechen für die prachtvollen, manhaften Worte, mit denen Sie Englands Wissenschaft gewürdigt und Englands Gegnerschaft gezüchtigt haben!« (Ebd.)

530 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12559 vom 14. März 1891.

531 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12610 vom 2. Juni 1914. Sie schreibt an Haeckel: »Daß[!] Sie meinen kleinen Aufsatz eines so gütigen, beglückenden Dankes wert hielten, bereitet mir die allergrößte Freude.« (Ebd.)

532 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Stona an Ernst Haeckel, Brief A 12577 vom Juni 1897.

533 Vgl. Pelc, Martin, Maria Stona und ihr Salon in Strzebowitz, Opava 2014, S. 39–41.

534 Ebd., S. 42.

### 3.8.3 Zwischenfazit: die ungenutzte Reichweite

Zusammenfassend sind die Zahlungsunfähigkeit ihres Vaters und ihres Ehemanns Indizien für Stonawskis phasenweise schlechte finanzielle Lage und die erfolglosen finanziellen Verhandlungen zeigen ihren geringen Einfluss in der wirtschaftlichen Welt. Doch die Anzahl der von ihr veröffentlichten literarischen Werke sowie deren Beachtung in der österreichischen Presse lassen den Schluss zu, dass sie eine ideologische Reichweite bei ihren LeserInnen hatte, die sie jedoch nicht für explizite Monismusverbreitung nutzte.

Bezüglich ihrer Briefe lässt sich feststellen, dass Stonawski die Frauenfragen ihrer Zeit nie thematisierte. Dieser Befund passt dazu, dass sie in ihren literarischen Werken keine klare Stellung zur Frauenemanzipation bezog. Somit kann sie nicht als klassische Frauenrechtsaktivistin wie Helene Stöcker oder Adele Schreiber charakterisiert werden, welche die Frauenbewegung öffentlich vorantrieben. Zudem war Stonawski eine gesinnungstreue Monistin, die immer auf dem wissenschaftlichen Laufenden der Werke bedeutender monistischer Theoretiker wie Ernst Haeckel war, wie die Briefkorrespondenz mit diesem zeigt. Außerdem hatte sie durch ihre literarischen Werke eine gewisse Reichweite, die der Verbreitung des Monismus hätte nützen können. Aus den Quellen lässt sich jedoch keine Situation rekonstruieren, in der sie von einem anderen Bundesmitglied jemals darum gebeten worden wäre, den Monismus in ihren Werken zu thematisieren. Zudem lässt sich bei Stonawski auch keine Eigeninitiative erkennen, über den Monismus zu publizieren. So publizierte sie auch nicht in den monistischen Zeitschriften, für die es ja einige weibliche Autorinnen gab. Es liegt die Schlussfolgerung nahe, dass Stonawski zwar in ihrem privaten und gewerblichen Umfeld emanzipiert handelte, jedoch im öffentlichen Bereich wie ihren eigenen Publikationen oder im DMB keine Bemühungen für den Einsatz für mehr Frauenrechte unternahm. Das mag an ihrer eigenen Unentschlossenheit in der Frage gelegen haben oder an den von ihr erkannten schlechten Vorzeichen für ein aktives Engagement im Verein, zumal keine Frau hier eine Führungsrolle einnahm. In allen Fällen nahm sie als Autorin trotz ihrer Reichweite vermutlich aus eigenen Stücken nicht an der Öffentlichkeitsrepräsentation des Monismus teil und es kann kein Nachweis gefunden werden, dass die anderen Vereinsmitglieder einen publizistischen Schreibversuch oder einen Versuch, im Verein an entscheidender Stelle mitzuwirken, verhindert hätten. Allerdings bot Haeckel ihr auch keine Position an.

Doch heißt das, dass sie an alten Rollenzuschreibungen an Frauen festhielt? Oder sich im Gegenteil dagegen auflehnte, aber die Monisten sie nicht ließen? Das Fazit zeigt, dass sie sich – wie die meisten Monistinnen – nicht auf gesellschaftlicher Ebene für Frauenrechte einsetzte, jedoch auf individueller Ebene sehr emanzipiert war: Durch Beruf, Scheidung und öffentliche schriftstellerische Tätigkeit. Haeckel bot ihr zwar keine öffentliche Zusammenarbeit an, doch unterstützte er sie, genau wie Carneri, indem er sich für ihre Werke interessierte, sie erwarb und sie lobte. Carneri ging sogar noch weiter und erweiterte ihr berufliches intellektuelles Netzwerk, indem er sie mit internationalen und österreichischen SchriftstellerInnen zusammenbrachte. Und Stonawski forderte diese Kontakte und die Verbreitung ihrer Werke auch von Haeckel ein, wie ihre Briefe an ihn zeigen. Folglich war sie durchaus emanzipiert, denn sie nahm sich das Recht, durch ihre Kontakte im DMB mehr öffentliche Reichweite als Schriftstellerin zu erlangen und so ihr berufliches Handlungsfeld auszuweiten.

## 3.9 Marie Eugenie Delle Grazie

Marie Eugenie Delle Grazie war eine zeitgenössisch bekannte Schriftstellerin der Jahrhundertwende und Mitglied des DMB. Sie war zwar nicht in einem Frauenverein aktiv, doch stand ihre literarische Arbeit, die zahlreiche Frauenschicksale thematisiert, auch im Dienst der Frauen und ihrer Emanzipation.

Die Frage nach delle Grazies Rolle im Bund ist insofern relevant, als dass sie als bekannte Schriftstellerin wie auch Maria Stonawski mit ihrer Leserschaft ihr eigenes Publikum hatte. So kann der Frage nachgegangen werden, inwiefern der Monistenbund sich ihre Reichweite zunutze machte.

### 3.9.1 Künstlerin, Monistin und späte Katholikin

Marie Eugenie delle Grazie verfasste zwei autobiografische Romane, die die Forschung zu ihr so gut aufbereitet, dass sich die Rekonstruktion ihrer Biografie in dieser Arbeit auf die wenige, aber ausführliche geschichtswissenschaftliche Forschung zu ihrer Person konzentriert, die wiederum stark auf ihrem schriftstellerischen Werk sowie auf ihrer autobiografischen Skizze *›Mein Lebensweg‹* beruht.

#### 3.9.1.1 Ein Leben für die Kunst

Maria Flaschberger skizziert delle Grazies Lebensweg wie folgt: Sie sei am 18. April 1864 in Ungarisch-Weißkirchen im serbischen Donaugebiet geboren worden.<sup>535</sup> Ihr Vater Cäsar delle Grazie sei Direktor der Kohlebergwerke von Drenkowa in Südungarn gewesen und habe aus einer venezianischen Familie gestammt, sei aber in Smyrna geboren und aufgewachsen und habe nach einem beruflichen Wechsel nach Drenkowa mit 46 Jahren Maria Melzer, die 20 Jahre jüngere Tochter eines Grundbesitzers, geheiratet.<sup>536</sup> Marie Eugenie delle Grazie sei die älteste von drei Geschwistern gewesen und nachdem sie im Alter von acht Jahren ihren Vater verlor, hätte sie zahlreiche Konflikte mit ihrer Mutter ausgetragen, die ihre künstlerische Begeisterung im Gegensatz zu ihrem Vater nicht teilte. 1875 habe sie wegen einer Nervenkrise ihre Lehrerinnenausbildung am Pädagogium St. Anna abgebrochen, deren Ursache Flaschberger in den zahlreichen Streitigkeiten mit ihrer Mutter vermutet.

---

535 Vgl. hierzu und zum restlichen Absatz sowie zum Beginn des nächsten Absatzes Flaschberger, Maria, Marie Eugenie delle Grazie (1864–1931). Eine österreichische Dichterin der Jahrhundertwende – Studien zu ihrer mittleren Schaffensperiode, Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz, Graz 1978, S. 15–24. Hier gibt delle Grazie mit dem 14. August 1864 ein leicht anderes Geburtsdatum an. (Vgl. delle Grazie, Marie Eugenie, *Mein Lebensweg*, in: Dies., Theiß und Donau. Erzählungen aus dem Ungarlande [Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie Bd. 9], 2. Auflage, Breitkopf und Härtel: Leipzig 1904, S. 72–84, hier S. 74.)

536 Auch hier wird in delle Grazies autobiografischer Skizze eine andere Angabe zum Verlobungsalter ihrer Eltern genannt: Ihr Vater sei 48 Jahre alt gewesen, als er sich als erfolgreicher und künstlerisch sowie kulturell interessierter Unternehmer mit ihrer Mutter verlobte, die zu dieser Zeit 15 Jahre alt gewesen sei. (Vgl. delle Grazie, Marie Eugenie, *Mein Lebensweg*, Leipzig 1904, S. 76.)

Delle Grazie heiratete nie und wurde nie Mutter. Falschbergers Darstellung zeichnet das Bild einer Frau, die ganz in ihrem Künstlerinnendasein aufging und damit nicht der traditionellen Erwartungshaltung, zu heiraten und sich der Familie zu widmen, entsprach. Sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich scheint sie emanzipiert gewesen zu sein, auch wenn ihre eigene emanzipatorische Lebensweise über ihre theoretische Unterstützung der Frauenbewegung und ihre Reflektion weit hinausgeht. Flaschberger beschreibt, wie sich delle Grazie als Schriftstellerin etablierte, indem sie sich einen Zirkel um den ihr vertrauten Diakon ihrer Gemeinde und den späteren Theologieprofessor für christliche Philosophie, Laurenz Müllner, herum aufbaute.<sup>537</sup> Diesem hätten auch andere AutorInnen angehört, denen sie auch aus dem Entwurf ihres Hauptwerks *›Robespierre‹* vorgelesen hätte. Hier sei delle Grazie mit ihrem Freisinn und ihren vom materialistischen Monismus geprägten Ideen akzeptiert und nicht wie von ihrer christlichen Mutter für ihre Weltanschauung verurteilt worden. Nachdem sie sich seit ihrer Jugend in ihrem Streben nach Selbstbefreiung und Selbsterkenntnis immer mehr von der christlichen Religion abgewendet und sich Nietzsches Kritik an dieser als *›Religion des Jammers‹*<sup>538</sup> zu eigen gemacht hätte,<sup>539</sup> sei sie von Müllners Tod tief getroffen wieder zum Katholizismus zurückgekehrt.<sup>540</sup>

Delle Grazie schrieb »auf allen Gebieten der Dichtkunst«<sup>541</sup>: Sie schrieb Lyrik, Epen, Dramen und Erzählromane, wobei sie nach einigem Ausprobieren ihren künstlerischen Schwerpunkt auf die letzteren legte.<sup>542</sup> In ihrem Werk verbinden sich Verweise auf die griechische und römische Antike mit monistischem Gedankengut – laut Flaschberger bringt ihr Werk mitunter ein »Gefühl des Verwobenseins mit dem Allleben«<sup>543</sup> zum Ausdruck. Die monistischen Ansätze lassen sich zeitlich vor allem in ihrer Schaffensperiode kurz nach ihrer Italienreise 1886 verorten.<sup>544</sup> Um die Jahrhundertwende erschien mit ihrem Hauptwerk *›Robespierre‹* eine Zusammenfassung ihrer philosophisch-naturwissenschaftlichen Weltsicht in Romanform.<sup>545</sup> Flaschberger zufolge kommt delle Grazie in diesem zweiteiligen Epos zu der »Erkenntnis, daß[!] Gott nur ein Produkt unserer eitlen Hoffnungen und Wünsche«<sup>546</sup> sei. Die Autorin spreche sich klar für den Monismus als richtige Lebensphilosophie aus.<sup>547</sup> Flaschberger erklärt die Faszination, die der

537 Vgl. hierzu und zum Folgenden Flaschberger, Maria, Marie Eugenie delle Grazie, Graz 1978, S. 32–39.

538 Ebd., S. 64.

539 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

540 Vgl. ebd., S. 40.

541 Ebd., S. 53.

542 Vgl. ebd., S. 53.

543 Ebd., S. 77.

544 Vgl. ebd.

545 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 84–100.

546 Ebd., S. 92.

547 Wie Michiel Rys richtig feststellt, stellt delle Grazie vor allem in ihrem Epos *Robespierre* ihre Monismusvorstellung und die Kritik an den verschiedenen Monismen dar. So schreibe sie Darwins Naturbegriff als »Fortschrittsvision der menschlichen Perfektionierung um« (Rys, Michiel, Monismus und/als Revolution. Die Monismuskritik in Marie Eugenie delle Grazies modernem Epos *Robespierre* (1894), in: Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen, Lodz University Press: Lodz 2018, S. 9–33, hier S. 23.) und hoffe darauf, dass die Menschen ohne religiöse Götzenverehrung und nur

Monismus auf delle Grazie ausübte, damit, wie er Religion und Wissenschaft verband. Besonders die Naturverbundenheit des Monismus habe sie, die einem pantheistischen Gottesbild anhing, von dieser Weltanschauung überzeugt.<sup>548</sup> Das habe sich dann auch in ihrer naturalistischen Kritik an der Unnatürlichkeit der Götterverehrung und der Industrialisierung niedergeschlagen.<sup>549</sup> Damit war der Monismus von prägender Bedeutung für ihr Denken – neben ihrem Sozialismus und ihren Sympathien für die Arbeiterbewegung.<sup>550</sup>

Zeitlich zusammenfallend mit Laurenz Müllners Tod 1911 kehrte sich delle Grazie von der monistischen Naturreligion ab und kam infolge einer mystisch-religiösen Umorientierung zurück zum Katholizismus.<sup>551</sup> Doch schon als Monistin hatte sie nicht vorbehaltlos alle Auffassungen der monistischen Wegbereiter und Vordenker übernommen. Im Vergleich zu Nietzsche, dessen Philosophie Eingang in den Monismus fand, sieht Flaschberger in delle Grazies Weltanschauung bei allen Gemeinsamkeiten doch maßgeblich einen Unterschied in der von delle Grazie in ihrem ›Robespierre‹ propagierten Mitleidsethik.<sup>552</sup> Delle Grazie lehnte zwar das institutionalisierte Christentum mit seiner rigiden Dogmatik ab, dennoch macht Flaschberger in ihrer monistischen Schreibphase christliche Mitleidstendenzen aus, die Nietzsches Ideal des Übermenschen widersprechen. Dabei hätten delle Grazies naturalistische industrialisierungs- und modernitätskritische Tendenzen durchaus im Konflikt mit ihrem monistischen Anspruch der Höherentwicklung der Menschheitskultur im Rahmen der Naturgesetze gestanden, wobei nach Flaschberger schlussendlich delle Grazies monistische Prägung überwogen habe.

---

durch die wissenschaftliche Aufklärung zur Herrschaft über die Welt gelängen. (Vgl. ebd.) Dabei beschäftige sie sich mit dem Verhältnis von Individuen in der Gemeinschaft und habe das uto-pische Ideal, dass die Welt aus einer Gemeinschaft von Menschen besteht, die *von sich aus* und nicht, weil sie einen Götzen verehren, Mitleid haben und die Gemeinschaft mit Nächstenliebe bereichern. (Vgl. ebd., S. 30.) Ihr sei durchaus bewusst gewesen, dass dieses Ideal utopisch sei. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 23–31.) Denn sie habe gesehen, dass sich nur schwerlich die gesamte Gesellschaft von dualistischen Denkbildern losmachen konnte und sich dem Monismus zuwenden würde. So werde die Gewaltkritik zur zentralen Kritik delle Grazies am Monismus und deshalb werden im Epos auch »alle Träger der monistischen Hoffnung« (Ebd., S. 30) vernichtet: Denn es bestehe die Gefahr, Gewalt anzuwenden, um den Monismus gegen die vielen anderen dualistischen gesellschaftsordnenden Prinzipien durchzusetzen. So scheitere auch Robespierre selbst, da er Gewalt anwende und sein monistisches vernunftgeleitetes Mitleid dadurch verliere. So werde er vom »Genie« (Ebd., S. 29) zum »Verbrecher« (Ebd.).

548 Vgl. Flaschberger, Maria, Marie Eugenie delle Grazie, Graz 1978, S. 151.

549 Vgl. ebd., S. 155.

550 Vgl. ebd., S. 157.

551 Vgl. ebd., S. 160. Der weltanschauliche Sinneswandel nach 1911 ist zwar interessant, doch für den Untersuchungszweck der Arbeit zweitrangig, da die Arbeit vor allem delle Grazies Rolle im Monistenbund und ihre monistische Gesinnung betrachtet, um Rückschlüsse auf die Rolle der Frauen im Bund ziehen zu können.

552 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 164–166.

### 3.9.1.2 Mütter, Arbeiterinnen, Ehefrauen – literarische Verhandlung von Frauenbildern

Monika Manczyk-Krygiel betrachtet in der Analyse ihres schriftstellerischen Werks delle Grazies Einstellung zur Situation der Frauen und ihrer Emanzipation.<sup>553</sup> Sie geht der Frage nach, inwieweit delle Grazies Werk die Subjektwerdung der Frau verhandelt und ob sie eher zur Apologie der bestehenden Verhältnisse und tradierten Rollenzuschreibungen beiträgt oder selbstständige WeiblichkeitSENTWÜRFE entwickelt. Dabei nimmt sie mit Bertha von Suttner und Marie von Ebner-Eschenbach noch zwei andere zeitgenössische Autorinnen, die um 1900 populär waren und einen Großteil ihres Lebens in Wien verbrachten, in den Blick.<sup>554</sup> Manczyk-Krygiel identifiziert als frauenspezifische Themen in delle Grazies Werk, die auch die historische Frauenforschung betrachtet habe, die Ehe, Mutterschaft, Frauenbildung, Frauenerwerbsarbeit sowie Liebe und Sexualität.

Delle Grazie thematisiere das Problem der Vernunft- beziehungsweise Konvenienzehe.<sup>555</sup> Eine solche Vernunftehe ende in ihren Werken stets schlecht, entweder sterbe die Protagonistin oder es erfolge eine Scheidung. Auch führe sie zum Ehebruch, wobei die Ehebrecherinnen bei delle Grazie meist unsympathische junge Frauenfiguren seien, die nur aus finanziellem Interesse mit wesentlich älteren, reichen Männern verheiratet seien. Dahingegen stelle sie die Liebeshe als Grundlage für eine geistige Gemeinschaft dar, aus der sich die Gleichberechtigung der PartnerInnen ergebe. Folgt man Manczyk-Krygiels Einschätzung, so kann man feststellen, dass delle Grazies Ideal einer gleichberechtigten Partnerschaft zwischen beiden Geschlechtern auch dem Eheverständnis der Neuen Ethik entsprach.<sup>556</sup>

553 Manczyk-Krygiel, Monika, *An der Hörigkeit sind die Hörigen Schuld. Frauenschicksale bei Marie von Ebner-Eschenbach, Bertha von Suttner und Maria Eugenie delle Grazie*, Verlag Hans-Dieter Heinz Akademischer Verlag Stuttgart: Stuttgart 2002. In der gekürzten veröffentlichten Fassung ihrer Dissertation vergleicht Manczyk-Krygiel die frauenspezifischen Aspekte in den Werken der drei Schriftstellerinnen. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 7.)

554 Ein weiteres Auswahlkriterium für die Untersuchungsgruppe der Literaturwissenschaftlerin war, dass die Schriftstellerinnen nicht in der Frauenbewegung aktiv waren, da zu Schriftstellerinnen in der Frauenbewegung bereits genug geforscht worden sei. (Vgl. ebd., S. 8.) Die Forschungsliteratur zu delle Grazie sei sowohl im historischen als auch im hier betrachteten literaturwissenschaftlichen Bereich sehr spärlich. (Vgl. ebd., S. 14f.)

555 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 74–99.

556 Es spricht auch für ihre Unterstützung der Neuen Ethik, dass delle Grazie den Aufruf der Internationalen Vereinigung für Mutterschutz und Sexualreform mit dem Titel »Aufruf an die Männer und Frauen der Kulturländer« unterschrieb, der fordert, ledige Mütter wertzuschätzen und die Doppelsexualmoral für Männer aufzubrechen und somit sexuelle Beziehungen beider Geschlechter moralisch gleich zu bewerten. (Vgl. Rosenthal, Max (Hg.), *Mutterschutz und Sexualreform. Referate und Leitsätze des I. Internationalen Kongresses für Mutterschutz und Sexualreform in Dresden 28./30. September 1911*, Verlag von Preuss & Jünger: Breslau 1912, S. 137.) Interessant ist, dass auch Haeckel und Ostwald den Aufruf von 1911 unterschrieben. (Vgl. ebd.) Dieser Umstand ist damit zu erklären, dass die Erklärung sagt, dass die Veränderung der Sexualmoral notwendig sei, um den »Aufstieg der Gattung« (Ebd., S. 134.) der Menschen zu ermöglichen.

In ihren Werken ergreife delle Grazie Partei für ledige Mütter und gegen die Väter.<sup>557</sup> Auch hier teilt sie also Positionen der Neuen Ethik. Ihr positiv konnotiertes Bild von Mutterschaft geht über die leibliche Abstammung hinaus und erfasst auch die geistige Mutterschaft und damit die Liebe von Frauen gegenüber Kindern insgesamt.<sup>558</sup> Manczyk-Krygiel arbeitet dabei einen autobiografischen Bezug zu der eigenen Mutter-Tochter-Beziehung von delle Grazie heraus: Die Autorin musste feststellen, dass ihre Mutter ihren Vater nur aus materiellen Gründen geheiratet hatte und dass sie ihre eigenen schriftstellerischen Ambitionen missbilligte. Diese Kombination aus der Vernunftfehle ihrer Eltern und einer schlechten Beziehung zur eigenen Mutter mögen die Motivation für delle Grazies Einstellungen zur Ehe und Mutterschaft gewesen sein – ohne dass sie selbst jemals Mutter geworden wäre.

Im öffentlichen Bereich habe delle Grazie einen gesellschaftlichen Umbruch dahingehend ausgemacht, dass Frauen zunehmend an dem Bildungswesen und dem Erwerbsleben partizipierten, was in ihrem Werk allerdings eine weniger bedeutende Rolle spielt als die Emanzipation im Privaten.<sup>559</sup> Sie übt zwar Kritik an der Verengung der Frauenebildung auf die Aspekte der weiblichen Geschlechterzuschreibungen als Haus- und Ehefrau, ohne aber daraus eindeutige Konsequenzen zu ziehen, wie beispielsweise die Zulassung von Frauen zum Studium zu fordern.<sup>560</sup> Es geht ihr nicht um eine grundsätzliche Kritik an den Erwartungen an die Ehefrau und Mutter, sondern darum, ein emanzipatorischeres Verständnis dieser Erwartungen zu entwickeln, wenn sie als Negativbeispiele junge Frauen in ihrem Werk auftreten lässt, die wegen ihrer rein auf die Hausfrauenhaftigkeit abgestimmten Erziehung nicht zu einer eigenverantwortlichen Lebensführung in der Lage sind. Die Berufsausbildung solle bei delle Grazie die Aufgaben als Hausfrau nicht ersetzen, sondern vielmehr ergänzen. Berufstätige Frauen, die ganz

557 Vgl. hierzu und zum restlichen Absatz Manczyk-Krygiel, Monika, *An der Hörigkeit sind die Hörigen Schuld*, Stuttgart 2002, S. 115–141. Auch hier kritisiert sie in einem ihrer Werke die Konvenienzehe, da aus dieser ›schlechteren‹ Nachwuchs hervorgehe als aus einer Liebeshe: »Man nehme nur so ein echtes, rechtes, gesundes Kind der Liebe. Wie schreit seine Ähnlichkeit meist den Namen des Vaters, sei es nun legitim oder illegitim. Und man vergleiche damit die Homunkel aus sogenannten ›Vernunftfehen‹ oder aus solchen, die es mit der Zeit geworden sind.« (Delle Grazie, *Marie Eugenie, Liebe*, in: *Dies., Theiß und Donau. Erzählungen aus dem Ungarlande* [Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie Bd. 9], 2. Auflage, Breitkopf und Härtel: Leipzig 1904, S. 170–178, hier S. 177.)

558 In einem ihrer Werke kritisiert delle Grazie explizit eine ihrer Figuren, die ihre Tochter als junge Frau zur Adoption an andere Eltern gab, wodurch diese Tochter ein wesentlich erschwertes Leben hatte. (Vgl. delle Grazie, *Marie Eugenie, Mutter*, in: *Dies., Liebe. Erzählungen von Marie Eugenie Delle Grazie*, Breitkopf und Härtel: Leipzig 1902, S. 103–128.) So vermittelt die Schriftstellerin mit ihrer Geschichte die Mitteilung, dass die ›Mutterrolle‹ eine besondere Rolle sei, die mit viel Verantwortung einhergehe, und dass Mütter für ihre Kinder sorgen sollten, da es sonst zu zerrütteten und unnatürlichen Lebenswegen komme. Auch die Geschichte um die ältere reiche Dame Namens Helene endet tragisch, die ihrem Freund und Arzt offenbart, wie sie ihre uneheliche Tochter einst anonym adoptieren ließ und seit 20 Jahren darunter leide. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 116–128.) Ihre Tochter wird zufällig als Unterhalterin bei ihr angestellt, litt stets unter dem Verlassenwerden durch ihre leibliche Mutter und schafft es nicht mehr, dieser vor ihrem Tod die selbst erst eben erfahrene Identität zu offenbaren.

559 Vgl. Manczyk-Krygiel, Monika, *An der Hörigkeit sind die Hörigen Schuld*, Stuttgart 2002, S. 237f.

560 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 157–168.

von ihrer Arbeit vereinnahmt werden und daher keine häuslichen Tätigkeiten mehr ausüben, fänden dementsprechend nur am Rande Erwähnung.<sup>561</sup> Die einzige Ausnahme seien Künstlerinnenfiguren – Schriftstellerinnen, Malerinnen, Dichterinnen und Bildhauerinnen nähmen in delle Grazies Werk eine Sonderrolle ein, da sie auf der einen Seite durch ihre besondere Begabung eine Selbstständigkeit und finanzielle Unabhängigkeit genießen, dafür auf der anderen Seite auf eigene Familie und Kinder verzichten und daher einsam sind.

Zur Sexualität fänden sich in delle Grazies Werken wie auch bei den anderen beiden von Manczyk-Krygiel untersuchten Autorinnen Anhaltspunkte für eine konservative Sexualmoral, soweit es darum geht, inwieweit Frauen ihre Sexualität frei ausleben sollten.<sup>562</sup> Im Gegensatz zu anderen zeitgenössischen SchriftstellerInnen spreche delle Grazie, auch wenn sie Frauen, die liberaler mit ihrer Sexualität umgehen, als gefährdet betrachtet, den Frauen allerdings das Ausleben ihrer Sexualität weniger kategorisch ab.<sup>563</sup> Einige Einstellungen wie die der gleichberechtigten Partnerschaft und der Entstigmatisierung lediger Mütter verbinden delle Grazie mit der radikalen Frauenbewegung, da sie dieselben Forderungen literarisch ausdrückt, die die Neue Ethik explizit fordert. Doch es gibt mit der Unterstützung der geistigen Mutterschaft als ursprünglich aus der gemäßigten Frauenbewegung stammendem Konzept auch inhaltliche Überschneidungen mit letzterer Strömung. Insgesamt unterstützte delle Grazie in ihren Werken aber vor allem die private weibliche Emanzipation, statt sich für die öffentliche Emanzipation einzusetzen; eine Ausnahme stellen allenfalls die Künstlerinnenfiguren dar, die in ihren Werken auftreten. Manczyk-Kriegel vermutet, dass sich delle Grazie, wie auch die anderen untersuchten Frauen, deshalb zurückhielten, weil sie Verlage finden mussten, die ihre Manuskripte publizierten,<sup>564</sup> was sich umso schwieriger gestaltete, je kontroverser die Inhalte waren. Die Betrachtung von Delle Grazies Biografie, Werk und Einstellung zu Fragen der Frauenbewegung in ihren Werken erlaubt abschließend den Schluss, dass die Schriftstellerin ein gemäßigt-emanzipatorisches Frauenbild hatte: Als Monistin und Schriftstellerin befürwortete sie eine Bildung der Frau über eine reine Erziehung zur Haushaltsführung hinaus, ohne dass das für sie auch eine berufliche Emanzipation im Sinne der radikalen Frauenbewegung bedeutet hätte.

### 3.9.2 Monistin auf Zeit – Die monistische Schriftstellerin und Haeckels Freundin

Für delle Grazies Rolle im Monistenbund ist die jahrelange Korrespondenz mit Haeckel, die sowohl über ihre Stellung im Verein als auch über ihre Beziehung zu Haeckel Aufschluss gibt, die Hauptquelle.<sup>565</sup> Sie stand auch mit dem monistischen Philosophen Bartholomäus von Carneri in Briefaustausch, den sie Haeckel gegenüber in einem Brief als

<sup>561</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 178–196.

<sup>562</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 43f.

<sup>563</sup> Vgl. ebd., S. 63.

<sup>564</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 221f.

<sup>565</sup> Haeckels Briefe an delle Grazie liegen in der Wienbibliothek im Wiener Rathaus und delle Grazies Anwortschreiben sind im Ernst-Haeckel-Archiv in Jena archiviert.

teuren Freund bezeichnet.<sup>566</sup> Die Arbeit betrachtet im Anschluss an ihre Korrespondenz mit Haeckel auch delle Grazies Briefwechsel mit Carneri.<sup>567</sup>

Zur Einordnung ist zu bedenken, dass delle Grazie in der – auf Grund ihres österreichischen Wohnsitzes vornehmlich österreichischen – Presse zumeist mit schriftstellerischen Aktivitäten, Lesungen und Vereinstreffen in Verbindung gebracht wird.<sup>568</sup> Nicht ein einziges Mal schreibt die Presse über eine öffentliche Verbindung von ihr mit dem DMB, was dagegen spricht, dass sie öffentlich für den Verein in Erscheinung getreten ist.

### 3.9.2.1 Naturwissenschaft und Literatur statt Frauen betreffende Themen

Zum Monistenbund kam delle Grazie auf persönliche Einladung Haeckels hin, der sie als Schriftstellerin schätzte.<sup>569</sup> Doch obwohl Haeckel ihr eine solche Wertschätzung entgegenbrachte, übernahm delle Grazie keine besonderen Aufgaben im DMB. Zumindest finden sich in ihrer Korrespondenz mit Haeckel keine Anhaltspunkte, die auf eine solche schließen lassen.

Eine Untersuchung des Briefwechsels auf eine etwaige Behandlung von Frauen betreffenden Themen kommt zu dem Ergebnis, dass diese im Austausch zwischen Haeckel und delle Grazie nicht vorkommen. In Haeckels Briefen sind keine Äußerungen zu delle Grazies oder seinem eigenen Frauenbild zu finden. Lediglich einmal bezeichnet er ih-

---

566 Ernst-Haeckel-Archiv, Brief von Marie Eugenie Delle Grazie an Ernst Haeckel, Brief A 31642 vom 11. August 1894.

567 Leider sind keine Briefe zwischen delle Grazie und ihrem geistlichen Mentor Laurenz Müllner erhalten. Diese könnten Aufschluss über ihre weltanschauliche Orientierung und deren Veränderung vom Katholizismus zum Monismus und wieder zurück zum Katholizismus geben. Die Briefe an Carneri können das nicht, da er bereits 1909 starb, also zweieinhalb Jahre vor Müllners Tod, und delle Grazies Rückkehr zum Katholizismus somit nicht mehr mit ihr besprechen konnte. Ihre vorangegangene Hinwendung zum Monismus war ein langjähriger Prozess und ist durch die Briefe nicht besser nachvollziehbar als durch die bereits zuvor besprochene Biografie.

568 Einige Beispiele für die Erwähnung der Schriftstellerin in der österreichischen Lokalpresse sind: o. A., Die konstituierende Versammlung des Literarischen Vereins Wien, in: Neue Freie Presse. Abendblatt 38 (1902/03), Nr. 13869, 6. April 1903, Wien 1903, S. 6. Hier wird delle Grazies Teilnahme an der konstituierenden Versammlung des literarischen Vereins Wien besprochen. (Vgl. ebd.) Sie war also vernetzt unter den Wiener SchriftstellerInnen. In einem anderen Wiener Blatt wird eine Lesung delle Grazies angekündigt. (Vgl. o. A., Was gibt's denn Neues?, in: Illustriertes Wiener Extrablatt. Abendausgabe 30 (1901), Nr. 7, 7. Januar 1901, Wien 1901, S. 1.) Ein weiteres Beispiel für eine öffentliche Lesung delle Grazies ist o. A., Kleine Chronik, in: Wiener Abendpost. Beilage zur Wiener Zeitung, 38 (1901), Nr. 4, 5. Januar 1901, Wien 1901, S. 3. Delle Grazie trat folglich nur für ihr schriftstellerisches Werk und nicht für den DMB politisch öffentlich auf. Sie wurde in der zeitgenössischen österreichischen Presse als bedeutende Dichterin wahrgenommen. (Vgl. beispielsweise o. A., Wiener Frauen. Zum Lobe der Wienerinnen, in: Neues Wiener Journal 8 (1900), Nr. 2386, 16. Juni 1900, Wien 1900, S. 3–4.)

569 Vgl. Weniabibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.100 vom 6. Februar 1906, Jena. Er schreibt: »Ich schicke Ihnen und unserem Freund Müllner beifolgend die Einladung zum Bunde. Sollten Sie sich zum Beitritt entschließen (- ohne daß[!] ich Sie dränge! -) so würde dies für uns eine große Freude sein.« (Ebd.)

re Überzeugung vom Monismus als »männliche[...] monistische[...] Weltanschauung<sup>570</sup> und offenbart, dass er den männlichen Intellekt als vom weiblichen Intellekt verschiedenen betrachtete (und wie der Kontext zeigt, als überlegen). Delle Grazie selbst sprach in keinem ihrer Briefe an Haeckel Themen an, die Frauen besonders betreffen.

Inhaltlich tauschte sich Haeckel mit der Schriftstellerin viel über seine naturwissenschaftlichen Werke und ihre schriftstellerischen Publikationen aus. So schickten sie sich gegenseitig oft Schriften zu. Aus seinen Briefen geht hervor, dass er delle Grazies Texte auch tatsächlich mit Interesse rezipierte.<sup>571</sup> Er erhielt von ihr auch ein Exemplar ihres bekanntesten Werks »Robespierre«.<sup>572</sup> Haeckel sendete delle Grazie dafür beispielweise seine ›Kunstformen der Natur‹ zu,<sup>573</sup> aber nie rein naturwissenschaftliche Abhandlungen, sondern nur philosophische und naturkünstlerische Werke.<sup>574</sup> So schickte er ihr sein philosophisches Buch ›Monismus‹ mit dem Kommentar: »Heute kann ich zu meinem ›Monismus‹ diese Zeilen meines Dankes bei legen. Meine sonstigen Arbeiten sind meistens speciell[sic!] biologischer Natur u. dürften keinerlei Interesse für Sie besitzen.«<sup>575</sup> Delle Grazie war für Haeckel keine fachliche Diskussionspartnerin, ihre Korrespondenz beschränkte sich auf Fragen, bei denen delle Grazie ›mitreden‹ konnte. Dafür fällt auf, dass Haeckel auf andere Weise mit ihr in den Austausch trat als mit den übrigen hier untersuchten Frauen: Die Korrespondenz lässt kein hierarchisches Verhältnis, sondern einen – wenn auch auf das künstlerische Feld beschränkten – ebenbürtigen Austausch erkennen. Haeckel nennt delle Grazies ›Robespierre‹ ein »werthvolles[sic!] Geschenk<sup>576</sup> und bietet an, ihr die Illustrationen seiner dritten Auflage der ›Indischen Rei-

570 Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.668 vom 17. Juni 1895, Jena.

571 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.681 vom 22. August 1899, Brücknau. So lobt er ihre ›Italienischen Vignetten‹ als ein Werk, das ihm besondere Freude bereitet habe. (Vgl. ebd.)

572 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.662 vom 18. Oktober 1894, Jena.

573 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 89.592 vom 6. August 1899, Schloss Altenstein. Zur Bewertung dieser erwartete Haeckel ihren »Cunstrichter[sic!] Blick« (Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.691 vom 11. Mai 1899, Jena.) und sprach ihr somit eine hohe fachliche Kompetenz im künstlerischen Bereich zu.

574 Vgl. zum Werktausch Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.694 vom 20. Dezember 1901, Jena.

575 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.681 vom 22. August 1899, Brücknau.

576 Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.664 vom 31. Dezember 1894, Jena. In einem fünf Wochen nach Erhalt des Werks verfassten Brief schreibt Haeckel davon, dass er sich seit Wochen täglich mit der Lektüre des Hauptwerks delle Grazies beschäftige und darüber nachdenke. (Vgl. hierzu und zum Folgenden Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.665 vom 2. März 1895, Jena.) Er wolle sogar eine Rezension zu ihrem bewunderungswürdigen Epos schreiben, um diesem zu mehr Bekanntheit zu verhelfen.

sebriefe< zuzusenden.<sup>577</sup> Selen habe ihn ein episches Dichtwerk »so intensiv beschäftigt«<sup>578</sup> wie delle Grazie ›Robespierre‹.

An ihrem künstlerischen Werk schätzte Haeckel die Parallelen zum Monismus.<sup>579</sup> Die weltanschauliche monistische Gemeinsamkeit war für Haeckel eine besondere Verbindung zwischen ihm als Vertreter und Verbreiter der Monismus in Deutschland und der Dichterin, die es seiner Meinung nach schaffte, seine Philosophie in ausdrucksstarker Sprache zu verarbeiten. Er genoss es nach eigener Aussage, sich persönlich mit ihr über den Monismus und seine theoretischen Grundlagen auszutauschen.<sup>580</sup> Einmal diskutierte delle Grazie mit ihm sogar den Charakter des Monismus als Kult kritisch.<sup>581</sup> Zudem lobte er sie auch in der Korrespondenz dafür, wie sie in ihren Romanen antiklerikale Gedanken auf eine Art und Weise artikulierte, die ihm »hoch sympathisch«<sup>582</sup> sei.

Die Korrespondenz beschränkte sich nicht bloß auf die Themen Schriftstellerei und Philosophie: Haeckel informierte delle Grazie auch über seine Familie und seine beruflichen und wissenschaftlichen Projektpläne, wie die Errichtung seines Museums in Jena.<sup>583</sup> Auch über seinen Gesundheitszustand berichtete er.<sup>584</sup> Auch delle Grazie schrieb ihm in großen Teilen ihrer Korrespondenz über belanglose Alltäglichkeiten wie den Besuch des Fotografen oder Krankheitsfälle in der Familie und gemeinsame Reisen mit ihrer Familie.<sup>585</sup>

### 3.9.2.2 Freundschaft mit Haeckel

Bedenkt man diesen im Vergleich zu den anderen Frauen weniger hierarchischen Austausch, kann man von einer persönlichen Beziehung sprechen. Haeckel nannte delle Grazie sogar seine »Freundin«<sup>586</sup> und erkannte sie wie zuvor beschrieben in ihrer Rolle

577 Vgl. zum Angebot der Illustrationszusendung Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.663 vom 29. Dezember 1894, Jena.

578 Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.667 vom 3. Juni 1895, Jena.

579 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.668 vom 17. Juni 1895, Jena. In diesem Brief gibt Haeckel selbst zu, dass er an delle Grazies Werk vor allem ihre monistische Gesinnung bewundere, die sie in talentierter Weise sprachlich zu verarbeiten wisse. (Vgl. ebd.)

580 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.677 vom 9. September 1896, Jena.

581 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv, Brief von Marie Eugenie Delle Grazie an Ernst Haeckel, Brief A 23 vom 30. Dezember 1899.

582 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.105 vom 2. Februar 1909, Jena.

583 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.103 vom 21. März 1907, Jena.

584 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.104 vom 24. November 1907, Jena.

585 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv, Brief von Marie Eugenie Delle Grazie an Ernst Haeckel, Brief A 18 vom 5. Dezember 1898.

586 Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.100 vom 6. Februar 1906, Jena. In einem späteren Brief von 1907 nimmt Haeckel delle Grazie sogar in seinen engsten Freundeskreis auf: »meine besten Freunde (- zu denen Sie in erster Linie gehören! -)»s ist

als Künstlerin als ebenbürtiges Gegenüber an,<sup>587</sup> wenn nicht sogar als überlegen, wenn er schreibt: »Angesichts Ihrer Werke sehe ich erst recht, wie Viel[sic!] mir zum Künstler fehlt!«<sup>588</sup> Er sei ihr daher für ihre Anerkennung im Hinblick auf weltanschauliche Fragen dankbar.<sup>589</sup> Das relativiert aber gleichzeitig insofern die Unterschiede zwischen delle Grazie und den anderen Frauen, als Haeckel sie zwar als Künstlerin bewunderte, aber trotzdem in anderen Angelegenheiten – wie bei den anderen Frauen auch – wie ein Lehrer erschien. Diese Schlussfolgerung wird durch delle Grazies kurze Schrift »Ernst Haeckel, der Mensch« bestätigt. In dieser spricht sie ihn als einen großen Forscher und Meister an.<sup>590</sup> Auch in ihren Briefen bezeichnet sie Haeckel oft als »verehrte[n] Meister«<sup>591</sup>. Sie selbst bezeichnet sich in einem Brief als Haeckels »Schülerin«<sup>592</sup>.

Jedenfalls tauschte sich Haeckel über persönliche Themen wie Krankheiten, Zukunftspläne und Reisen mit ihr aus.<sup>593</sup> Und sogar nach ihrem weltanschaulichen Umschwung vom Monismus zum katholischen Glauben redet er sie noch als »hochverehrte

(Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.103 vom 21. März 1907, Jena.)

- 587 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.662 vom 18. Oktober 1894, Jena. Haeckel schreibt über sie sogar, dass sie eine Dichterin sei, »welche die erhabensten Höhen der Kunst im Bezug auf Form und Geist erklimmen hat« (Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.666 vom 22. März 1895, Jena.).
- 588 Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.667 vom 2. Juni 1895, Jena. Haeckel lobt delle Grazies dichterisches Talent in weiteren Briefen: »Ich habe [bei der Lektüre eines Epos delle Grazies] eingesehen, wie wenig ich im Stande sein würde, ein richtiges und befriedigendes Urtheil[sic!] auf dem (- hoch über meiner Sphaere[sic!] stehenden!-) Gebiete der Dichtkunst abzugeben.« (Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.669 vom 26. Juli 1895, Jena.) Haeckel nennt die Schriftstellerin mehrmals eine geniale Dichterin. (Vgl. Beilage zu Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.103 vom 21. März 1907, Jena und vgl. Beilage zu Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.104 vom 24. November 1907, Jena.)
- 589 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.668 vom 17. Juni 1895, Jena.
- 590 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, delle Grazie, Marie Eugenie, Ernst Haeckel, der Mensch, I. N. 100478. Zudem erwähnt Haeckel in einem seiner Briefe, dass delle Grazie ihn »Schulmeister« (Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.685 vom 31. Januar 1897, Jena.) nenne.
- 591 Ernst-Haeckel-Archiv, Brief von Marie Eugenie Delle Grazie an Ernst Haeckel, Brief A 21 vom 21. Juli 1899.
- 592 Ernst-Haeckel-Archiv, Brief von Marie Eugenie Delle Grazie an Ernst Haeckel, Brief A 4 vom 17. April 1995.
- 593 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.685 vom 31. Januar 1897, Jena. Doch Haeckel erzählt in seinen Briefen nicht nur von seinen zukünftigen Erholungsreisen. Er erteilt seiner Brieffreundin ganze Routenberichte für seine monatelangen Forschungsreisen. (Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.687 vom 31. Juli 1897, Jena.) Haeckel schreibt ihr auf sehr persönlicher Ebene sogar über seinen pessimistischen Gemütszustand im Angesicht der Krankheiten seiner Frau und Tochter und seines langsam wissenschaftlichen und schriftstellerischen Vorankommens. (Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.689 vom 30. April 1898, Jena.)

Freundin<sup>594</sup> an. Die jahrelange Freundschaft schien, auch wenn der Briefverkehr zwischen den beiden insgesamt zurückgegangen ist, über den Monismus hinauszugehen. Anders als bei den übrigen hier untersuchten Frauen war es im Fall von delle Grazie Haeckel, der ein persönliches Treffen vorschlug.<sup>595</sup> Es kamen zwei persönliche Treffen zu Stande, die noch über mehrere Jahre Erwähnung in den Briefen finden: Das erste Treffen fand 1896 in Salzburg statt und das zweite Treffen in Wien.<sup>596</sup> Sonst baten in erster Linie die Anhängerinnen Haeckels eigeninitiativ um die Treffen. Es lässt sich daher hinterfragen, inwiefern delle Grazie als Haeckelverehrerin bezeichnet werden kann, oder eher dem Typus der Frauenrechtsaktivistin zuzuordnen ist. Immerhin gingen von Haeckel selbst auch Impulse aus, delle Grazies Schriftstellerinnenlaufbahn zu fördern. Er bemühte sich, ihr dichterisches Vorankommen zu begünstigen, indem er ihr Werk bei potenziellen Förderern bekannt machte.<sup>597</sup> Damit nahm Haeckel weit mehr Anteil an ihrem Leben als an dem der anderen Briefeschreiberinnen. Dennoch ist sie eher als Haeckelverehrerin als als Frauenrechtsaktivistin einzuordnen. Nicht nur ihre Ausnahmerolle als Künstlerin und ihr fehlendes breiteres Interesse an Frauen betreffenden Themen im Allgemeinen über ihre (autobiografisch gefärbte) literarische Beschäftigung mit einzelnen Themen hinaus sprechen gegen die Zuordnung zum Lager der Frauenrechtsaktivistinnen. Auch die Tatsache, dass sie in ihrer kurzen Schrift zu Haeckel diesen in den höchsten Tönen verehrt, spricht eher dafür, sie als haeckeltreu einzuordnen, schließlich liegt nahe, dass sie nur seinetwegen dem Monistenbund beitrat. Sie gibt bereits früh in ihrem Briefaustausch zu, dass Haeckel sie als Forscher so sehr beeindruckt habe, dass er ihre ganze Denkweise geprägt habe und sie so zur Monistin geworden sei.<sup>598</sup> Folglich hatte nicht nur Laurenz Müllner, sondern auch Haeckel Einfluss auf ihre Weltanschauung. Außerdem bat sie ihn explizit auch selbst mehrmals darum, positive Kritiken über ihre Werke zu verfassen; Haeckels Bemühen um ihre Karriere war also nicht einseitig motiviert.<sup>599</sup>

594 Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.109 vom 6. Juli 1914, Jena.

595 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.672 vom 31. Juli 1896, Jena und vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 90.674 vom 30. August 1896, Jena. In beiden Briefen erkundigt sich Haeckel nach delle Grazies Urlaubsplänen und bittet um ein Treffen mit ihr.

596 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 91.109 vom 6. Juli 1914, Jena.

597 Vgl. Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Ernst Haeckel an Marie Eugenie Delle Grazie, Brief I. N. 89.592 vom 6. August 1899, Altenstein.

598 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv, Brief von Marie Eugenie Delle Grazie an Ernst Haeckel, Brief A 7 von Anfang August 1896.

599 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv, Brief von Marie Eugenie Delle Grazie an Ernst Haeckel, Brief A 44664 vom 16. Februar 1895 und vgl. Ernst-Haeckel-Archiv, Brief von Marie Eugenie Delle Grazie an Ernst Haeckel, Brief A 5 vom 10. Juni 1895. In beiden Briefen bittet sie Haeckel, positive Rezensionen über ihre Texte zu verfassen, damit diese ein breiteres Publikum finden. Sie selbst bezeichnet diese Form der Unterstützung als »beste Förderung« (Ebd.) für ihr Werk und sich selbst. (Vgl. ebd.)

### 3.9.2.3 Freundschaft mit Bartholomäus Ritter von Carneri

Auch mit dem Monisten und österreichischen Philosophen Bartholomäus Ritter von Carneri war delle Grazie über viele Jahre befreundet. Für die Jahre 1890 bis 1907 ist ihre Freundschaft mit über 400 Briefen des Philosophen an delle Grazie in der Wienbibliothek im Wiener Rathaus dokumentiert. Kurze Zeit später, im Jahr 1909, starb Carneri bereits und er erlebte den Tod Müllners und delle Grazies Rückwendung zum Katholizismus nicht mehr.

Die Briefe belegen, dass sie eine gute Freundin ihres 42 Jahre älteren Landsmanns war, der ihr trotz seiner fortschreitenden Muskelkrämpfe alle paar Wochen Briefe schrieb, in denen er sie als »theure[sic!] Freundin«<sup>600</sup> bezeichnet. Er wünschte ihr alles Gute für ihre schriftstellerischen Arbeiten und war über diese informiert.<sup>601</sup> Carneri war wohl auf Grund seiner schwindenden Gesundheit nicht mehr in der Lage, sich ausführlich über ihre Aktivität auszutauschen. Das zeigt auch seine zunehmend unleserlich werdende Schrift. Dennoch sind seine Briefe ein Beweis dafür, dass delle Grazie im DMB Freunde hatte.

### 3.9.3 Zwischenfazit: Künstlerin statt Aktivistin

Trotz ihrer herausragenden Rolle als Anhängerin, aber auch Freundin von Haeckel fehlen Anhaltspunkte für eine besondere Aufgabe oder Rolle, die sie im Bund wahrnahm. Sie trat weder in einer personellen Funktion auf noch schrieb sie Artikel für die Vereinszeitschriften. Monistische Ideen verbreitete sie nur in literarischer Form in ihren Werken wie dem ›Robespierre‹.

Haeckel zeigte Interesse an delle Grazies Karriere und an ihr als Freundin und Gesprächspartnerin, allerdings trug er ihr nie an, Aufgaben im Bund zu übernehmen, Vorträge zu halten oder sich in ähnlicher Weise einzubringen. Zwar hätte sie ein solches Angebot wahrscheinlich sowieso abgelehnt, weil ihr künstlerisches Schaffen ihre ganze Aufmerksamkeit einnahm. Dennoch fällt auf Grund der öffentlichen Reichweite ihrer Werke auf, dass Haeckel nicht einmal versuchte, sich delle Grazies Popularität für die Verbreitung des Monismus und für die Reichweite des DMB als Verein zu Nutze zu machen. Das ist ein weiteres Indiz dafür, dass der Verein nicht damit assoziiert werden wollte, Frauen eine öffentliche Bühne durch Vereinspositionen zu bieten und die Frauenemanzipation in diesem Sinne nicht aktiv förderte. Doch Haeckel freute sich über die Popularisierung monistischer Ideen durch monistische Dichtkunst und Erzählliteratur in delle Grazies Werk, die nicht vom Monistenbund selbst angestoßen wurde.

Delle Grazie selbst hingegen war, wie auch Stonawski, eine emanzipierte und bekannte Schriftstellerin, die sich die Frauenemanzipation nicht auf gesellschaftlicher Ebene in ihrem öffentlichen Wirken zur Hauptaufgabe machte, jedoch daraufhin wirkte, Gönner für ihre Arbeit und ihr künstlerisches Netzwerk zu finden, und die sich somit das Recht auf Öffentlichkeitswirksamkeit nahm und sich von den traditionellen Erwartungen an sie als Frau emanzipierte. Dementsprechend hatte sie auch keine eigene

<sup>600</sup> Wienbibliothek im Wiener Rathaus, Brief von Bartholomäus Ritter von Carneri an Marie Eugenie delle Grazie, Brief J. N. 89.577 vom 17. Februar 1902.

<sup>601</sup> Vgl. ebd.

Familie. Auch wenn ihre Geschlechterzuschreibungen noch traditionell waren und sie sich nicht vorstellen konnte, gleichzeitig eine gute Schriftstellerin und Mutter zu sein, war sie mit ihrer beruflichen Emanzipation für damalige Verhältnisse sehr emanzipiert. Ihre Mentoren fand sie im Monistenbund in Ernst Haeckel und Bartholomäus von Carneri.

Delle Grazie und Stona waren eher Künstlerinnen als einfache Haeckelverehrerinnen, da sie mehr öffentliche Reichweite hatten als diese. Frauenrechtsaktivistinnen waren sie nicht.

### 3.10 Adele Schreiber

Adele Schreiber war wie Helene Stöcker eine bekannte Frauenrechtsaktivistin und Publizistin zu Themen der Mutterfürsorge. Doch sie war auch eine Politikerin und vertrat die SPD gleich zweimal während der Weimarer Republik im Reichstag. Es stellt sich wie auch bei den anderen betrachteten Frauenrechtsaktivistinnen die Frage, wie sie als Mitglied in den DMB eingebunden war und inwiefern der Monistenbund ihre Popularität und ihre Publikationsressourcen wie beispielsweise Kontakte zu Zeitschriftenredaktionen für die Verbreitung monistischer Ideen oder sogar für die Popularisierung des Bunds nutzte.

#### 3.10.1 Schreibers lebenslanger Einsatz für Frauenrechte

Im Laufe ihres Lebens engagierte sich Adele Schreiber in verschiedenen Bereichen der Frauenfrage. Dabei beschränkten sich ihre Forderungen keineswegs nur auf die Rechte der Frauen im privaten oder nur im öffentlichen Bereich. Sie war zwar Politikerin und Publizistin und stand somit selbst in der Öffentlichkeit, doch begann Schreiber ihre Arbeit für die weibliche Emanzipation im privaten Bereich der Familie und mit ihrer persönlichen Bildung.

Den Fokus ihrer Biografie legt diese Arbeit auf ihren Bildungsweg und ihre öffentliche Tätigkeit als Schriftstellerin und auch auf ihr Familienleben als Ehefrau. So kann Schreibers Frauenbild aus ihren Publikationen aber auch aus ihrem Lebensweg rekonstruiert werden.<sup>602</sup>

Es besteht bereits Forschung zu Schreibers Biografie. Diese Arbeit fasst zunächst ihre Bildungsbiografie als ersten Ausdruck ihres Engagements für Frauenrechte zusammen und analysiert danach ihre Abhandlungen und Zeitschriftenartikel zu Frauenfragen, in denen sie ihre Bemühungen für Frauenrechte durch ihren Einsatz für den Mutterschutz und die staatsbürgerliche Gleichstellung der Frauen in den öffentlichen Diskurs stellte.

602 Schreibers Nachlass befindet sich im Bundesarchiv Koblenz unter der Signatur N/1173. In diesem sind unter anderem zahlreiche Artikel von ihr und über sie zu finden, die jedoch im Folgenden nur eine untergeordnete Rolle spielen. Die Informationen zu ihrem Lebensweg stammen überwiegend aus ihrer Biografie und der Sekundärliteratur zu ihr und die Informationen zu ihrer Rolle im Monistenbund stammen vorwiegend aus ihrer Korrespondenz mit Haeckel und ihren Artikeln in monistischen Zeitschriften.

### 3.10.1.1 Sittenstrenge Erziehung und Aufbegehrhen

Adele Schreiber wurde am 29. April 1872 in Wien geboren und starb am 14. Februar 1957 in Herrliberg bei Zürich.<sup>603</sup> Schreiber stammt aus einer bildungsbürgerlichen jüdischen Familie.<sup>604</sup> Sie wuchs mit zwei Schwestern in Kurorten in der österreichischen Steiermark und in Tirol auf.<sup>605</sup> Ihr Vater Josef Schreiber war Arzt und wie seine Frau Clara jüdischen Glaubens, doch das Ehepaar konvertierte 1894 zum Katholizismus.<sup>606</sup> Beide Eltern waren biografisch in Wien verwurzelt: Der Vater hatte in Wien Medizin studiert und Schreibers Mutter war Schriftstellerin und Autorin der *Wiener Allgemeinen Zeitung*.<sup>607</sup> Laut ihrer Biografin Asja Braune erlebte Adele Schreiber keine religiöse doch eine bürgerliche, strenge sittliche Erziehung mit klar vorgegebenen traditionellen Vorstellungen von Frauen.<sup>608</sup> Doch bereits zu ihrer Jugendzeit forderte sie von ihren Eltern mehr Bildung ein als diese im Rahmen ihres Frauenbilds bereit waren, ihr zu ermöglichen. Zwar sei die gesellschaftlich vorgegebene hierarchische Ordnung im Geschlechterverhältnis ein wichtiger Bestandteil ihrer Erziehung gewesen, doch Schreiber lehnte sich gegen diese bereits früh auf.<sup>609</sup> So strebte sie stets nach Bildung und durfte mit 10 Jahren in die Schule gehen. Das war zu ihrer Zeit noch keine gängige Praxis, da noch viele der bürgerlichen Mädchen ausschließlich privat zu Hause unterrichtet wurden. Der Wunsch, Medizin zu studieren, blieb ihr jedoch auf Grund des elterlichen Widerstands ein Leben lang verwehrt.<sup>610</sup> Der Bereich der Erwerbsarbeit war genauso wie der Bereich der Bildung ein zentraler Streitpunkt zwischen ihr und ihren Eltern, zumal sie auf den Kompromiss auswich, mit der Schriftstellerei ihr Geld zu verdienen, da sie diese Arbeit vom elterlichen

603 Vgl. zu Schreibers Todesregistereintrag mit ihren Geburts- und Sterbedaten Staatsarchiv Zürich NN 747.13, Belege zum Todesregister A von Herrliberg.

604 Neben einigen kürzeren Erwähnungen von Schreibers Lebensgeschichte in Werken zur Frauenbewegung oder in Lexika hat Asja Braune eine umfassende Biografie Adele Schreibers als ihre geschichtswissenschaftliche Dissertation veröffentlicht: Braune, Asja, Konsequent den unbequemen Weg gegangen. Adele Schreiber (1872–1957) Politikerin, Frauenrechtlerin, Journalistin, Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, 2002. Vgl. hierzu und zu der folgenden Zusammenfassung der Jugend Schreibers mit dem Fokus auf ihrer Bildungsgeschichte vor allem Braunes Werk.

605 Vgl. Schoppmann, Claudia, Art. Adele Schreiber-Krieger, in: Sigusch, Volkmar/Grau, Günter (Hgg.), Personenlexikon der Sexualforschung, Campus Verlag: Frankfurt a.M./New York 2009, S. 636–639, hier S. 636. Der lange Artikel zu Schreiber in dem Lexikon der Sexualwissenschaft spiegelt ihre Bedeutung für die Sexualwissenschaft wider.

606 Vgl. Braune, Asja, Konsequent den unbequemen Weg gegangen, Berlin 2002, S. 1.

607 Vgl. ebd., S. 20.

608 Vgl. ebd., S. 29.

609 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 31–34.

610 Braune merkt an, dass Schreibers Mutter selbst gebildet und schriftstellerisch tätig war und der Frauenbewegung sicherlich nicht abgeneigt gewesen sei und sie sogar unterstützt habe. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 34–36.) Doch für ihre eigenen Töchter wollte sie keine von traditionellen Rollenzuschreibungen emanzipierte Zukunft unterstützen und wünschte sich ein Leben als Hausfrau und ohne Erwerbsarbeit für sie, was sich im Falle Adele Schreibers darin äußerte, dass sie ihre schulische Bildung außerhalb des Hauses oder gar an der Universität ablehnte. Eine ausführliche autobiografische Beschreibung der Jugendjahre Schreibers findet sich als Lebenslauf auch in ihrem Nachlass im Bundesarchiv Koblenz. (Vgl. Bundesarchiv Koblenz, N/11731.)

Haus aus ausüben konnte.<sup>611</sup> Sie konnte nicht nachvollziehen, warum ihre Mutter als gebildete Schriftstellerin ihr als Tochter keine Erwerbsarbeit zugestehen wollte. Es stellt sich die Frage auf persönlicher Ebene und noch ohne ihre spätere erfolgreiche politische Arbeit genauer in den Blick zu nehmen, wie sie trotz des elterlichen Widerstands publizistisch tätig und somit erwerbstätig werden konnte. Schreiber wollte auf keinen Fall finanziell abhängig von einem Ehemann leben und besuchte auf zahlreichen Bildungsreisen Familienfreunde, um sich während ihrer Reisetätigkeit international weiterzubilden. So führte sie ihren autodidaktischen Lernprozess weiter fort und schrieb in ihren zwanziger Jahren Rezensionen zu politischen Reformansätzen, die sie zunehmend interessierten.<sup>612</sup> Es gelang ihr sogar, nach ihrer für damalige bürgerliche Kreise üblichen guten Fremdsprachenbildung in Paris, Florenz und London ihre Eltern dazu zu überreden, sie einige Semester an der Berliner Humboldt-Universität Nationalökonomie studieren zu lassen.<sup>613</sup> Sie beendete das Studium jedoch nicht und widmete sich daraufhin ganz ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, der ihre Sprachbildung zu Gute kam.<sup>614</sup> Braune zeichnet das Bild einer 25-jährigen bürgerlichen Tochter, die sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten von den elterlichen Vorgaben für ihr Bildungs- und Erwerbsleben emanzipiert hat und Mitarbeiterin mehrere inländischer und ausländischer Zeitschriften war. Zwar war sie während ihres anschließenden Studiums in Berlin noch nicht ganz finanziell unabhängig von ihren Eltern, doch vollzog sie mit der räumlichen Trennung eine Loslösung von ihrer Familie, wie es zeitgenössisch nur wenigen unverheirateten bürgerlichen Frauen möglich war. Braune schreibt, dass sie durch ihr Weggehen als ledige junge Frau nach Berlin »alle Normen der bürgerlichen Gesellschaft«<sup>615</sup> überschritt.<sup>616</sup> Zumindest emanzipierte sie sich auf persönlicher Ebene unbestritten sowohl von den herrschenden Geschlechterzuschreibungen an Frauen für den öffentlichen Bereich, indem sie als ledige bürgerliche Frau alleine lebte und erwerbstätig war, als auch von ihrer Familie und der Vorstellung auf privater Ebene, als Frau erst als Ehefrau und zukünftige Mutter das elterliche Haus verlassen zu dürfen. Folglich hat Braune mit ihrer radikalen Aussage Recht, dass sie sich absolut von bürgerlichen Normen löste. Schreiber wurde in der Versicherungsgesellschaft, in der sie in Berlin vor ihrer Immatrikulation als Gasthörerin im Sommersemester 1920 zuerst eine Ausbildung begann, sogar im Rahmen einer Festanstellung zur Generalvertreterin der Versicherung für Berlin und seine Vororte.<sup>617</sup>

### 3.10.1.2 Private Beziehungskonflikte vs. Neue Ethik

Schreiber löste sich von ihrer Familie und deren traditioneller Frauenvorstellung, da sie den Gegensatz zwischen ihrem Wunsch, Schriftstellerin zu sein und öffentlich zu wirken, und der elterlichen Erziehung zur Hausfrau und Mutter wahrnahm. Das sorgte für

611 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 35–38.

612 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 44.

613 Vgl. Wischermann, Ulla, Frauenbewegungen und Öffentlichkeit um 1900. Netzwerke, Gegenöffentlichkeiten, Protestinszenierungen, Ulrike Helmer Verlag: Königstein/Taunus 2003, S. 149.

614 Vgl. hierzu und zum Folgenden Braune, Asja, Konsequent den unbequemen Weg gegangen, Berlin 2002, S. 48.

615 Ebd., S. 52.

616 Vgl. ebd.

617 Vgl. ebd., S. 53.

viele Konflikte und erschwerete ihr den Weg zur Erfüllung ihrer beruflichen Selbstverwirklichung. Auch ein weiterer Teilbereich des Privaten neben ihrer Rolle als Tochter hielt für Schreiber Enttäuschungen bereit: Sie heiratete am 6. September 1909 ihren einzigen Ehemann Richard Krieger, mit dem sie trotz persönlicher Differenzen bis zu ihrem Lebensende verheiratet blieb.<sup>618</sup> Ihre Vorstellung einer funktionierenden Ehe war zwar von dem Ideal der sexuellen und rechtlichen Gleichstellung geprägt. Entsprach ihre Ehe zu Beginn ihrer mit Helene Stöcker geteilten Idee der Neuen Ethik einer gleichberechtigten Partnerschaft, so löste sie sich doch nicht aus dieser Verbindung, als ihr Mann eine langjährige Affäre hatte. Anfangs habe ihr Mann ihre publizistischen und politischen Tätigkeiten aktiv unterstützt, doch die Affäre verschlechterte das Verhältnis der Eheleute stark. Die Ehe wurde der Forderung der Neuen Ethik nach beidseitiger Treue nach einigen Jahren nicht mehr gerecht und dennoch hielt Schreiber an ihr fest, obwohl sie und ihre Ehemann auf Grund des Zweiten Weltkriegs und lange Zeit getrennt lebten, da sie als Sozialdemokratin und Deutsche mit jüdischen Vorfahren in die Schweiz und nach Großbritannien ins Exil ging.<sup>619</sup> Asja Braune vermutet, dass das gesellschaftliche Stigma einer Scheidung Schreiber an dieser hinderte. Braune lenkt dann allerdings ein, dass sich Schreiber schließlich doch habe scheiden lassen, da sie den Namen Krieger ihres Manns abgelegt habe. Gegen diese Annahme spricht jedoch, dass in Schreibers Todesregister eintrag aus dem Kanton Zürich keine Namensänderung vermerkt ist.<sup>620</sup> In diesem wird sie weiter als Adele Krieger geführt. Adele Schreiber handelte also selbst nicht immer strikt nach ihrer eigenen Ethik und beendete ihre Beziehung, die ihrer Ethik nicht entsprach, nicht.

### 3.10.1.3 Erfolgreich im Bund für Mutterschutz

Dennoch war sie auf öffentlicher Ebene sehr aktiv in der Mutterschutzbewegung und versuchte durch ihre Schriften und ihre aktive Vereinsarbeit, das Ansehen der Mütter in der Gesellschaft aufzuwerten. So trug sie den Bereich der Aufgaben der Frau im Privaten in der Familie als Ehefrau und vor allem als Mutter durch ihre Schriften und ihre öffentliche Kampagne für den Bund für Mutterschutz mitten in das öffentliche Bewusstsein.

Jede geschichtswissenschaftliche Abhandlung über sie betont ihre entscheidende Rolle im Bund für Mutterschutz. Schreiber war Mitbegründerin der Berliner Ortsgruppe

618 Vgl. hierzu und zum Folgenden Braune, Asja, Konsequent den unbequemen Weg gegangen, Berlin 2002, S. 180–182.

619 Claudia Schoppmann fasst Schreibers Exilstationen prägnant zusammen: Sie floh 1933 vor der nationalsozialistischen Bedrohung für SozialdemokratInnen in die Schweiz, während ihr Ehemann in Deutschland verblieb. (Vgl. hierzu und zum Folgenden Schoppmann, Claudia, Art. Adele Schreiber-Krieger, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 638.) 1939 wurde ihr auf Grund ihres jüdischen Hintergrunds die deutsche Staatsangehörigkeit entzogen und sie ging ins Exil nach England, wo hin ihr Mann sie begleitete. Schließlich lebte sie nach dem Krieg ohne Richard Krieger ganz in der Schweiz. Die Recherche im Staatsarchiv Zürich ergab keine Beweise für eine Einbürgerung Schreibers in die Schweiz. In den Karteien der Landrechtseteilungen und Bürgerrechtsaufnahmen in Zürcher Gemeinden Herrliberg (Staatsarchiv Zürich, NN 6 a), der Bürgerrechtserteilungen Schweiz, Kanton Zürich (Staatsarchiv Zürich, NN 6 d) und der Erleichterten Einbürgerungen (Staatsarchiv Zürich, NN 6 f) fanden sich keine Hinweise auf eine Einbürgerung im Kanton Zürich.

620 Vgl. hierzu und zum Folgenden Todesregisterintrag Schreibers Staatsarchiv Zürich NN 747.13, Belege zum Todesregister A von Herrliberg.

pe des Bunds und übernahm in diesem laut ihrer Biografin Asja Braune eine führende Rolle.<sup>621</sup>

Und auch ihre eigenen Publikationen bestätigen, dass sie sich zunehmend auf den Einsatz im Bund fokussierte. So verfasste die Schriftstellerin mehrere Artikel und eigene Kurzschriften über diesen, seine Arbeit und seinen Zweck sowie über den Mutterschutz im Allgemeinen. In ihrem Heft *Der Bund für Mutterschutz und seine Gegner*, das in der sozialdemokratischen Buchreihe Kultur und Fortschritt erschien, stellt sie die Grundsätze des Bunds vor und setzt sie ins Verhältnis mit seinen GegnerInnen. So griffen EhevertreterInnen, die sexuelle Handlungen exklusiv in der Ehe akzeptierten, die Mittelposition der freien doch verantwortungsbewussten sexuellen Beziehungen einerseits an.<sup>622</sup> Andererseits griffen andere radikale Frauenrechtsaktivistinnen den Bund an, die zum anderen ideologischen Extrem tendierten und entgegen Schreiber und dem Bund Prostitution legalisieren wollten.<sup>623</sup> Diese Frauen bezeichnet Schreiber als hedonistische »Genußmenschen[!]«<sup>624</sup>. Die Publizistin grenzt hier beispielhaft an der Einstellung zur Prostitution als viel rezipiertem Konfliktthema ihre Meinung von jenen anderen Teilen der Frauenbewegung ab. Sie lehnt die Aufteilung der Frauen in zwei Gattungen in sittlich-monogam lebend und unsittlich-unrein und dirnenhaft lebend strikt ab, wie sie von den VertreterInnen der traditionellen Geschlechterzuschreibungen oft betrieben worden sei.<sup>625</sup> Andererseits sei sie »zum Schutz der Heiligkeit der Ehe«<sup>626</sup> auch gegen die Prostitution, da die Neue Ethik nur sexuelle Beziehungen, in denen »seelische Momente veredelt werden«<sup>627</sup> anerkenne, da sie auf Langfristigkeit, Gleichberechtigung der PartnerInnen und letztlich auch auf Kinder hinausliefen, die der

621 Vgl. Braune, Asja, Konsequent den unbequemen Weg gegangen, Berlin 2002, S. 173.

622 Vgl. hierzu und zum Folgenden Schreiber, Adele, *Der Bund für Mutterschutz und seine Gegner* (Kultur und Fortschritt. Neue Folge der Sammlung »Sozialer Fortschritt«, Hefte für Volkswirtschaft, Sozialpolitik, Frauenfrage, Rechtspflege und Kulturinteressen Bd. 151), 2. Auflage, Felix Dietrich Verlag: Gautzsch bei Leipzig 1909, S. 1–3.

623 Schreiber sieht in der Neuen Ethik vielmehr eine Lösung für die Abschaffung der Prostitution: »Die Prostitution wird und kann überwunden werden, nicht durch Gewalt und Zwang und Rohheit, sondern durch die Anerkennung der Gleichberechtigung der Frau, durch vernünftige Erziehung und vermehrte Bildung.« (Bundesarchiv Koblenz, N/1173 8.)

624 Schreiber, Adele, *Der Bund für Mutterschutz und seine Gegner*, Felix Dietrich Verlag: Gautzsch bei Leipzig 1909, S. 2. Laut Schreiber verhindere die Prostitution jedoch die Verfeinerung der geschlechtlichen und im Allgemeinen der menschlichen Kultur. (Vgl. ebd.) Diese Aussage ergibt im Rahmen der auch von ihr unterstützten Neuen Ethik Sinn, da diese eine vollkommene sexuelle Gleichberechtigung der PartnerInnen fordert und somit die überproportional von Frauen angebotene und von Männern in Anspruch genommene Dienstleistung nicht akzeptieren kann. Deshalb verurteilt Schreiber auch die »Lügenmorale« (Ebd.) der ProstitutionsverteidigerInnen mit traditionell-dualistischem Geschlechterbild, die gegen die Neue Ethik seien und die Prostitution stillschweigend in Kauf nähmen und durch ihre Moral sogar unterstützten, die »der Frau die Liebe nur in der Ehe, dem Manne aber auch alles andere gestattet« (Ebd., S. 2.). Sie versuchten somit, die Ehe angesichts des vermeintlich unterschiedlichen geschlechtlich bedingten Sexualverhaltens zu erhalten, was jedoch zum Leidwesen der Frauen gereiche und das Vertrauen zwischen den EhepartnerInnen zerstöre.

625 Vgl. ebd., S. 2f.

626 Ebd., S. 6.

627 Ebd.

Gesellschaft als Kulturträger und Kulturtreiber dienen könnten. Mit diesen Aussagen macht Schreiber ihr Verständnis der Neuen Ethik und somit auch ihr Frauenbild klar: Sie trat für verantwortungsvolle und gleichberechtigte Beziehungen ein und zugleich für die Aufwertung des Ansehens der Mütter, die durch den Mutterschutz und die Sexualreform in der Bevölkerung stattfinden sollte. Wäre die neue Sexualmoral in der Bevölkerung verankert und gäbe es überwiegend nur noch sexuell und auch rechtlich gleichberechtigte Partnerschaften, so wäre laut Schreiber dem sozialen Fall unverheirateter Mütter vorgebeugt und man bräuchte die karitative Arbeit der Bunds im Bereich des Mutterschutzes nicht mehr.<sup>628</sup> Doch solange dies noch nicht der Fall sei, arbeite der Bund weiter.<sup>629</sup> Er habe das Ziel, die Vorurteile gegenüber unverheirateten Müttern abzubauen und somit die negativen Folgen der ungleichen Sexualmoral für Frauen und Männer abzufedern.<sup>630</sup> Dadurch wolle er die überholte Sexualmoral reformieren, indem er die Kindererziehung und die Mutterschaft stärker würdige und somit den Müttern einerseits mehr Dankbarkeit und andererseits auch mehr Verantwortung und Selbstständigkeit zuspreche. Der Bund wollte die gesetzliche und soziale Stellung der Mütter verbessern, um mehr Verantwortungsbewusstsein für eingegangene Beziehungen zu erwecken und dem Verlassen der Kinder durch den Vater einerseits vorzubeugen, und andererseits ermächtigte er die alleinerziehenden Frauen finanziell und sozial, selbstständiger zu leben. Dabei betont Schreiber, dass nicht nur die Sittlichkeitsvorstellungen und Geschlechterbilder der Männer sich verändern müssten. Die Frauen müssten als Leidtragende der zeitgenössischen Sexualmoral als Erste den Umzug zu einer neuen gleichberechtigt verantwortlichen Sexualmoral schaffen.<sup>631</sup> Ansonsten würden sie von den Männer weiterhin auf Geschlechtswesen reduziert und nicht als vollwertige Menschen wahrgenommen. Um bei der Sexualreform zu helfen, bot der Bund Beratungen und finanzielle Hilfe für Mütter in Not an.<sup>632</sup> Seine Klientinnen waren größtenteils unverheiratete Mütter, doch auch verheiratete Mütter wurden beraten, wenn ihre Ehemänner sie verließen oder misshandelten. Neben proletarischen habe der Bund auch bürgerlichen Frauen geholfen und neben der praktischen Hilfe forderte er immer wieder die rechtliche Verbesserung der Situation unverheirateter Mütter. Hierzu schlug er eine Sozialreform vor, die eine Mutterschaftsversicherung, die Einführung von Schutzgesetzen für Mütter und eine Ehegesetzreform umfassen sollte. Die juristische Reform sollte der Sittlichkeitsreform den Weg ebnen und die Situation der Frauen soweit verbessern, dass sie vom Staat unterstützt ein selbstständiges und unvorverurteiltes Leben führen konnten, auch in sittlich noch verpönten Lagen wie der unehelichen Mutterschaft.

628 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 7.

629 Auf der Liste der Reformen stehe neben der sittlichen auch die rechtliche und die soziale Reform, die die sittliche Reform in breiten Bevölkerungsteilen erst anstreßen. (Vgl. ebd.)

630 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 7.

631 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 8.

632 Vgl. hierzu und zum Folgenden Schreiber, Adele, Romane aus dem Leben. Aus den Erfahrungen des Bundes für Mutterschutz (Kultur und Fortschritt. Neue Folge der Sammlung »Sozialer Fortschritt«, Hefte für Volkswirtschaft, Sozialpolitik, Frauenfrage, Rechtspflege und Kulturinteressen Bd. 162), Felix Dietrich Verlag: Gautzsch bei Leipzig 1909, S. 4f.

### 3.10.1.4 Sexualreformerin und Aktivistin im Erziehungs- und Fürsorgewesen

Adele Schreiber publizierte auch eigene Werke zur Aufgabe der Frau als Mutter und zur Kindeserziehung. Die Themen des Bunds waren also ein zentraler Bestandteil ihres publizistischen Lebenswerks. So gab sie zum Beispiel *Das Buch vom Kinde* heraus, in dem sie Artikel verschiedener AutorInnen unterschiedlicher Fachrichtungen zum öffentlichen Erziehungs- und Fürsorgewesen, zum Kind in der Gesellschaft und im Recht sowie zur kindlichen Berufswahl zu einem Sammelband zusammenstellte.<sup>633</sup> In diesem sind auch Artikel von Schreiber enthalten, in denen sie sich für die Errichtung von mehr Kinderhorten zum Kampf gegen die Verwahrlosung der Kinder berufstätiger Eltern einsetzt und in denen sie sich gegen die körperliche Züchtigung als rechtlich anerkannter Erziehungsmaßnahme ausspricht.<sup>634</sup> In ihren Veröffentlichungen legt Schreiber einen Schwerpunkt auf die Vermeidung von Kinderverwahrlosung als Problem, das durch eine reformierte Sexualreform gelöst werden könne. Sie analysiert in ihrem Sammelband die Probleme der Zeit und bietet gleichzeitig mit der Neuen Ethik eine Lösung der Probleme an. Die Analyse der Missstände aus Kinderperspektive dienen der Legitimation ihrer sozialreformerischen und sexualreformerischen Ansätze. So würden vorehelich oder unehelich geborene Kinder statistisch belegt öfter von ihren Eltern misshandelt als in der Ehe geborene Kinder.<sup>635</sup> Daraus leitet sie ab, dass es die Situation der Kinder im Allgemeinen verbessern würde, wenn die Gesellschaft sich von der alten Sexualmoral abwenden würde und weibliche Sexualität nicht mehr stigmatisieren würde. Auch zum Mutterschutz veröffentlichte Schreiber ein Sammelwerk, in dem sie die Mutterschaft aus verschiedenen Fachperspektiven betrachtet. Zu diesem trug sie selbst auch wieder einige Artikel bei. So sieht sie den Kampf um die sittliche Reform 1912 als nächsten Schritt der Frauenbewegung nach der erfolgreichen Verbesserung der Frauenrechte in den Bereichen Bildung und Beruf.<sup>636</sup> Der Aufruf zu mehr Verantwortungsbewusstsein in sexuellen Beziehungen richte sich an beide Geschlechter und mit ihm gehe eine Aufwertung der Mutterschaft als soziale Leistung am Staat einher, die die ›Rolle‹ der Frau aufwerte.<sup>637</sup> Die Frau könne also vor allem als selbstständige und verantwortliche Mutter ihren bedeutungsvollsten Beitrag zur Gesellschaft leisten. Dabei helfe ein gesteigertes männliches sexuelles Verantwortungsbewusstsein, das zu weniger außerehelichen Kindern führe und somit zu einer besseren Gesellschaft. Denn Schreiber stellt in einem weiteren Artikel aus dem

633 Vgl. Schreiber, Adele (Hg.), *Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute*, Bd. 2, B. G. Teubner: Leipzig/Berlin 1907.

634 Vgl. zum Einsatz für Kinderhorte Schreiber, Adele, *Kinderhorte Teil II*, in: Dies. (Hg.), *Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute*, Bd. 2, B. G. Teubner: Leipzig/Berlin 1907, S. 146–151, hier S. 147. Vgl. außerdem zum Problem der Kindesmisshandlung Schreiber, Adele, *Kindermißhandlung Teil III*, in: Dies. (Hg.), *Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute*, Bd. 2, B. G. Teubner: Leipzig/Berlin 1907, S. 70–78. Die Rechte der Kinder sollten laut Schreiber zu deren Schutz gestärkt werden und das Züchtigungsrecht sollte abgeschafft werden. (Vgl. ebd., S. 74.)

635 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 73.

636 Vgl. Schreiber, Adele, *Die Ansätze neuer Sittlichkeitsbegriffe im Hinblick auf die Mutterschaft*, in: Dies. (Hg.), *Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter*, Albert Langen: München 1912, S. 163–185, hier S. 163f.

637 Vgl. ebd., S. 171–173.

Sammelband klar ihre sozialhygienische Politik dar: Nicht eine möglichst hohe Anzahl von Kindern sei das Ziel der Gesellschaft, sondern eine möglichst hohe Anzahl zukünftiger nützlicher StaatsbürgerInnen.<sup>638</sup> So lässt sich auch ihr Einsatz im Bund für Mutter-schutz erklären: Denn die Mutterhilfe wird legitimiert, wenn durch sie Kinder zu funktionierenden steuerzahlenden und sittlich intakten StaatsbürgerInnen werden. So sah Schreiber in der finanziellen Hilfe die Chance, die Kinder von Kriminalität aus Armut abzuhalten und in dem Hortwesen die Chance, Kinder zur Erledigung der Hausaufgaben und zur Bildung anzureizen.<sup>639</sup> Folglich stellte sie einen Großteil ihrer publizistischen Tätigkeit in den Dienst der Neuen Ethik, also des Mutterschutzes und des Kinderschutzes.

Doch trotz ihrer Verwurzelung in der Neuen Ethik und im Bund für Mutterschutz verließ sie diesen auf Grund von persönlichen Differenzen mit der Vorsitzenden Helene Stöcker nach fünfjähriger Führungsarbeit im Bund und gründete 1910 eine andere Gesellschaft namens *Deutsche Gesellschaft für Mutter- und Kinderschutz*, die sie nach ihren eigenen Akzenten richten konnte.<sup>640</sup> Beispielsweise legte sie größeren Wert auf ländlich gelegene Mütterheime als Schutzraum für die unverheirateten Mütter als auf die Eingliederung der Mütter in das Stadtleben wie Stöcker sie betonte. Neben ihren genannten Sammelwerken zur Mutterschaft und zum Kinderschutz nahm sie auch während der Weimarer Republik eine wichtige Rolle in der internationalen Frauenbewegung ein.<sup>641</sup>

638 Vgl. hierzu und zum Folgenden Schreiber, Adele, Mißbrauchte und unwillkommene Mutterschaft, in: Dies. (Hg.), *Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter*, Albert Langen: München 1912, S. 201–220, hier S. 201.

639 Schreiber nimmt sogar laut eigener Aussage eine Umwertung des Mutterschaftsbegriffs vor: Nicht erst die hohe Anzahl an eigenen Kindern mache Frauen zu guten Müttern, sondern ihr Dienst an der Allgemeinheit und die verantwortungsvolle Erziehung ihrer Kinder, zumal die durchschnittliche Kinderanzahl pro Frau abnehme. (Vgl. Schreiber, Adele, Von kinderlosen Müttern, Stief- und Adoptivmüttern, in: Dies. (Hg.), *Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter*, Albert Langen: München 1912, S. 662–671, hier S. 663.) Folglich finde mit der abnehmenden Kinderzahl kein Niedergang, sondern eine Umwertung der Mutterschaft statt, die sich nunmehr durch qualitativ gute Erziehung, Bildung und sittliche Anleitung der Kinder sowie ausreichende finanzielle Versorgung dieser auszeichne.

640 Klucsartis, Richard/Kürbisch, Friedrich (Hgg.), *Arbeiterinnen kämpfen um ihr Recht. Autobiographische Texte rechtloser und entrechteter »Frauenpersonen« in Deutschland, Österreich und der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts*, Peter Hammer Verlag: Wuppertal/Wien 1975, S. 365 in der Zeittafel vermerkt. Auch den Bund für Mutterschutz konstituierte sie maßgeblich mit, wie ihre handschriftlichen Anmerkungen am Satzungsentwurf des Bunds zeigen. (Vgl. Bundesarchiv Koblenz, N/1173 24.)

641 Vgl. Wischermann, Ulla, *Frauenbewegungen und Öffentlichkeit um 1900*, Ulrike Helmer Verlag: Königstein/Taunus 2003, S. 149f. Wischermanns Habilitationsschrift beschäftigt sich mit der kommunikationswissenschaftlichen und medienwissenschaftlichen Geschichte der Frauenbewegung und untersucht beispielhaft, wie die Frauenbewegung die beiden Themen Sittlichkeit und Stimmrecht in der Öffentlichkeit kommunizierte. Als Quellen verwendet sie die Frauenbewegungspresse. Nun kann man ihr auf Grund der Themenwahl ein einseitiges Blickfeld in ihrer Einschätzung Schreibers vorwerfen, da sie genau die beiden Aspekte untersucht, die auch Schreibers Hauptthemen in ihren Publikationen waren. Doch diese Kritik würde zu kurz greifen. Zwar verfasste Schreiber mehr Artikel zum Frauenstimmrecht und zum Mutterschutz, also zur Sittlichkeitsreform, als sie es zur weiblichen Bildung tat, jedoch setzte sie sich in ihrer eigenen Biografie nicht weniger für die Frauenbildung als für die Frau in der Politik ein und zudem war das Frauenstudium ab den

### 3.10.1.5 Politische Karriere in der SPD

Zudem setzte sich Schreiber sowohl in theoretischer als auch in praktischer Weise für die Vertretung der Frauen im öffentlichen Bereich der Politik ein. Sie wollte nicht nur ihre eigene Bildungsbiografie verbessern oder die Mütterrechte stärken, sondern auch anderen Frauen einen Weg zu Bildung, Arbeit und vor allem politischer Mitgestaltung ebnen. So war sie nicht nur SPD-Reichstagsabgeordnete und arbeitete an Gesetzen mit, sondern sie veröffentlichte auch sozialdemokratische Abhandlungen und Artikel zum Umgang mit Frauen in der Politik. Frauen war es seit der Änderung des Vereinsgesetzes 1908 zum ersten Mal möglich, Mitglieder in politischen Parteien zu werden. Wählen oder in politische Positionen wie den Reichstag gewählt werden durften sie jedoch erst durch eine Verordnung der Rats der Volksbeauftragten 1918 und anschließend durch die Weimarer Reichsverfassung von 1919.<sup>642</sup> Schreiber trat der SPD 1918 bei und war seitdem ein aktives Parteimitglied.<sup>643</sup>

In ihrer praktischen Arbeit kritisierte sie die bürgerlichen Parteien wie das Zentrum und die Nationalkonservativen stark dafür, dass sie das Frauenwahlrecht weder selbst gefordert hatten noch dessen Einführung im November 1918 besonders gelobt hatten.<sup>644</sup> Asja Braune ordnet Schreiber auf Grund ihres Vorstoßes für politische Rechte für Frauen dem radikalen Flügel der Frauenbewegung zu.<sup>645</sup> Die politische Schriftstellerin sah es vor und während des Ersten Weltkriegs als ihre Aufgabe an, dem Frauenwahlrecht den Weg zu bereiten, und übernahm ab Dezember 1913 sogar die Redaktion der Zeitschrift *Frauenstimmrecht* des Deutschen Vereins für Frauenstimmrecht, die ab April 1914 *Die Staatsbürgerin* hieß.<sup>646</sup> Zudem war sie in der dem radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung nahestehenden Stimmrechtsbewegung so aktiv, dass sie 1904 den *Weltbund für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Mitarbeit* mitgründete und bis 1933 in diesem aktiv war, dessen Vizepräsidentin war, an zahlreichen Kongressen teilnahm und viele der Konferenzen auch selbst organisierte.<sup>647</sup> Auch nach der Einführung des passiven und aktiven Frauenwahlrechts und während ihrer Zeit als Reichstagsabgeordnete der SPD-Fraktion kritisierte sie die Gleichberechtigung der Frauen in der SPD als noch ausbaufähig.<sup>648</sup>

---

1910er Jahren in Deutschland bereits formal möglich, wohingegen die rigide Sexualmoral weiterhin fortbestand und eine Reform zur Neuen Ethik in der breiten Bevölkerung noch ausstand. Somit nahm Schreiber im internationalen Vergleich und auch in Deutschland mit ihren aktuellen emanzipatorischen Themen tatsächlich eine wichtige Rolle ein.

642 Vgl. Wischermann, Ulla, *Frauenbewegungen und Öffentlichkeit um 1900*, Ulrike Helmer Verlag: Königstein/Taunus 2003, S. 127.

643 Vgl. Fischer, Ilse, Art. Schreiber-Krieger, Adele, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 23, Duncker&Humblot: Berlin 2007<sup>3</sup>, S. 535f., hier S. 535. Fischer fasst Schreibers Lebenslauf in ihrem Lexikoneintrag zur Autorin in aller Kürze zusammen.

644 Vgl. Schreiber, Adele, *Die bürgerlichen Parteien in Deutschland und das Frauenwahlrecht*, in: Kluczarski, Richard/Kürbisch, Friedrich (Hgg.), *Arbeiterinnen kämpfen um ihr Recht. Autobiographische Texte rechtloser und entrechteter »Frauenpersonen« in Deutschland, Österreich und der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts*, Peter Hammer Verlag: Wuppertal/Wien 1975, S. 312–315.

645 Vgl. Braune, Asja, *Konsequent den unbequemen Weg gegangen*, Berlin 2002, S. 120.

646 Vgl. ebd., S. 233f.

647 Vgl. Schoppmann, Claudia, Art. Adele Schreiber-Krieger, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 637.

648 Vgl. hierzu und zum Folgenden Braune, Asja, *Konsequent den unbequemen Weg gegangen*, Berlin 2002, S. 390f.

Die weiblichen SPD-Mitglieder seien im Ausschuss für Bevölkerungspolitik überrepräsentiert und ansonsten in SPD-Ausschüssen unterrepräsentiert gewesen, worin sich die geschlechtsspezifischen Rollenzuteilungen manifestierten. Sie selbst leitete den bevölkerungspolitischen Ausschuss und beschäftigte sich in diesem vor allem mit rechtlichen Fragen des Mutter- und Kinderschutzes, mit Problemen der Abtreibung, der Prostitution, des Mädchenhandels und des Alkoholismus.<sup>649</sup> Folglich arbeitete sie in ihrer politischen Arbeit vor allem zu Themen, die Frauen betrafen. Ihre Kritik an der Geschlechteraufteilung in den einzelnen Ausschüssen der SPD zeigt jedoch, dass sie nicht allen Frauen den Einsatz für die weibliche Emanzipation von traditionellen Geschlechterzuschreibungen auferlegen wollte. Sie wollte die politische Arbeit der Frauen vielmehr unabhängig vom politischen Feld zur Normalität machen. Heinz Niggemann stellt ihre herausragende Rolle für die Frauenbewegung in der SPD heraus.<sup>650</sup> Denn auch in sozialdemokratischen Kreisen und in der sozialistischen Theorie sei die Frauenfrage zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht einstimmig beantwortet gewesen und sei oftmals auf die Frauenarbeitsfrage verkürzt worden. Die Frauen in der SPD seien vor allem in dieser spezifischen Frage meistens für die Unterstützung weiblicher Erwerbsarbeit gewesen, doch einige hätten sich mit dem Verweis auf ein besonderes weibliches Wesen auch dagegen ausgesprochen. Einige Sozialistinnen wiederum hätten die »Frauenarbeit als notwendiges Übel angesehen«<sup>651</sup> und als Nebenprodukt des Einsatzes für Arbeiterrechte verstanden. Braunes Einschätzung der Ansichten zur Frauenfrage in der sozialistischen Bewegung macht klar, dass Schreiber nicht nur eine Sozialdemokratin, sondern auch eine Frauenrechtsaktivistin war, die durch ihre intensive Beschäftigung mit verschiedenen Aspekten der Frauenfrage wie der Frau in der Politik, im Beruf, aber auch als Mutter und Ehefrau eine besondere Vorreiterrolle in der SPD einnahm. Sie war zudem Mitglied in der *International Alliance for Women*, die sich laut Susanne Hertrampf dadurch auszeichnete, dass ihre Mitglieder das Recht auf Bildung und politische Teilhabe nutzten.<sup>652</sup>

Die Politikerin beschäftigte sich auch in theoretischer Weise mit Frauen in der Politik. Sie schrieb 1930 einen Aufsatz in einem Sammelband, der aus historischer Sicht beschreibt, wie Frauen staatsbürgerliche Pflichten erlangten.<sup>653</sup> So habe der Erste Welt-

649 Vgl. Schoppmann, Claudia, Art. Adele Schreiber-Krieger, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 638.

650 Vgl. hierzu und zum Folgenden Niggemann, Heinz, Emanzipation zwischen Sozialismus und Feminismus, Wuppertal 1981, S. 46.

651 Ebd., S. 49.

652 Vgl. Hertrampf, Susanne, »Zum Wohle der Menschheit«. Feministisches Denken und Engagement internationaler Aktivistinnen 1945–1975, Centaurus Verlag: Herbolzheim 2006, S. 111–113. Hertrampfs Untersuchungszeitraum für ihre Forschungsfrage nach den Vorstellungen der international aktiven Frauen nach 1945 für die Verwirklichung der Gleichheit von Mann und Frau in Politik, Gesellschaft und internationalen Beziehungen ist zwar zu spät für Adele Schreiber angesetzt, die zwar international agierte, jedoch bereits 1957 verstarb und deren aktivste politische Phase in der Weimarer Republik anzusiedeln ist. Dennoch erkennt Hertrampf Schreiber auch für ihren Untersuchungszeitraum als für die Vorgeschichte der internationalen Frauenbewegung führende Frau an und skizziert ihren Lebensentwurf. Die Auswahl Schreibers unterstreicht ihre zentrale Bedeutung auch für die deutsche Frauenbewegung des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts.

653 Vgl. hierzu und zum Folgenden Schreiber, Adele, Die Sozialdemokratin als Staatsbürgerin, in: Blos, Anna, (Hg.), Die Frauenfrage im Lichte des Sozialismus, Kaden & Comp.: Dresden 1930, S. 97–147, hier S. 127f.

krieg die Aufgaben der Frauen in der Gesellschaft verändert und den Weg für die formale politische Gleichberechtigung der Frauen in der Weimarer Republik geebnet. Sie legt den Fokus auf Rosa Luxemburg und die Situation der Frauen im Reichstag, die oft nur in als weiblich angesehenen politischen Feldern wie Ausschüssen für Soziales tätig gewesen seien. Die Autorin sieht bezüglich des Wahlsystems Verbesserungsbedarf: Frauen sollten öfter zur Wahl gestellt werden, was die Parteien bis dahin nicht genug gefördert hätten. Somit kritisiert sie den Politikerinnenalltag nicht nur auf persönlicher Erfahrungsebene, sondern unterzieht ihn einer historischen Analyse.<sup>654</sup> Schreibers Schlusskommentar zeigt einerseits auf, dass sie sich von der weiblichen Unmündigkeit emanzipierte, und andererseits, dass sie immer noch klar unterschiedene, geschlechtlich bedingte Rollenzuweisungen an Frauen hatte: »Die große staatsbürgerliche Aufgabe der sozialdemokratischen Frau als Mutter und Erzieherin der Jugend [ist], dafür zu sorgen, daß[!] diese heranwächst, erfüllt mit dem Geiste der neuen Gemeinschaft, mit dem Willen, den Klassenstaat zu beseitigen, mit dem Vorsatz, sich einzureihen in die Kampffront«<sup>655</sup>. Sie nutzt die traditionellen Rollenzuweisungen folglich einerseits, um die weibliche Sphäre der Erziehung und Mutteraufgaben als ›spezifisch weiblichen‹ Aufgaben von der männlichen Sphäre abzugrenzen. Andererseits legitimiert sie so auch die besonderen Aufgaben, die den Frauen im öffentlichen Bereich zufielen. Denn auf Grund der ihnen naturrechtlich zugeschriebenen erzieherischen Aufgaben kommen ihnen im Besonderen auch Aufgaben in der öffentlichen Sphäre zu, indem sie die Jugendlichen politisch zum Sozialismus erziehen sollten. So öffnet Schreiber in ihrer naturrechtlichen Argumentation die traditionell den Männern zugeschriebene öffentliche Sphäre für Frauen.<sup>656</sup> Diese in der Theorie des Naturrechts begründete Argumentation hatte auch Auswirkungen auf Schreibers weitere Forderungen bezüglich Frauenrechten, die sie in zahlreichen weiteren Artikeln ausführte. So ging laut ihr der Kampf um die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter auch nach der Zulassung der Frauen zur politischen Wahl 1919 weiter, da Frauen weiterhin in vielen Bereichen wie der Familie rechtlich benachteiligt gewesen seien, obwohl

---

654 Schreiber konzentriert sich in ihrem Artikel auf die Rolle der Frau im öffentlichen Bereich der Politik. Die Bereiche der Frau als Mutter, als Hausfrau und im Beruf werden im vorliegenden Sammelband von anderen AutorInnen behandelt. In anderen bereits zuvor diskutierten Abhandlungen beschäftigte sie sich jedoch durchaus auch mit den übrigen genannten Bereichen der Frauenemanzipation. Dass Anna Blos für ihren Sammelband jedoch Schreiber als Expertin für die historische Situation der Frau in der Politik auswählte, unterstreicht deren Expertise auf dem Gebiet und ihre besondere politische Bedeutung.

655 Ebd., S. 137.

656 Mit dem Begriff Naturrecht ist im Folgenden immer das vermeintliche Recht der Natur gemeint, das die Autorin naturethisch aus den gesellschaftlich und biologisch begründeten Unterschieden zwischen Frauen und Männern abzuleiten können meint. So leitet Schreiber beispielsweise aus der beobachteten biologischen Fähigkeit der Frau, Kinder zu gebären, und aus der gesellschaftlichen ›Rolle‹ der fürsorgenden Mutter die Norm ab, dass Frauen in natürlicher Weise immer die guten Erzieherinnen seien und die Jugend somit auch zur für sie richtigen politischen Meinung erziehen müssten. Diese vermeintlich natürlich gegebene Aufgabe sieht sie als Pflicht für alle Frauen und sie schließt somit von ihren Beobachtungen auf Normen.

die politisch-partizipative Gleichberechtigung bereits formal erreicht war.<sup>657</sup> In einem anderen Artikel beschreibt Schreiber Hedwig Dohm als Vorkämpferin und Vordenkerin neuer modernerer Zuschreibungen an Frauen und porträtiert somit eine andere Frauenrechtsaktivistin, um die Frauenbewegung in ein historisches Narrativ zu setzen, das bereits eine längere Geschichte habe, die aber auf Grund anhaltender Diskriminierung noch nicht abgeschlossen sei.<sup>658</sup> So stehe den Frauen 1914 zwar jede Studienrichtung offen und die Gleichberechtigung im Bereich der Bildung sei somit formal gegeben, doch würden Frauen im Berufsleben weiterhin stark benachteiligt, indem sie nicht alle Berufe ausüben dürften. Juristinnen sei beispielsweise die Eröffnung einer eigenen Anwaltskanzlei verboten und sie dürften keine Richterinnen werden. Schreiber verbindet ihre Forderungen stets mit der Narration einer bereits erfolgreichen Frauenbewegungsgeschichte, die allerdings noch in vollem Gange sei und trotz einiger wichtiger Zielmarken, die sie bereits erreicht habe, noch viele andere emanzipative Ziele habe.

Zusammenfassend verband Schreiber ihre praktische Arbeit in ihren Texten mit der theoretischen Legitimation und spornte ihre LeserInnen zu mehr Einsatz für das Aufbrechen der Einschränkungen der Frauen in Politik und Beruf an, indem sie die biologischen und gesellschaftlich gewachsenen Unterschiede zwischen den Geschlechtern als Argumente für mehr weibliche Verantwortung in der Gesellschaft nahm. Das war ein ähnliches Vorgehen wie die VertreterInnen der geistigen Mütterlichkeit es nutzten.

### 3.10.2 Die schweigende Publizistin im Monistenbund

Es besteht die Frage, wie sich eine so aktive Frauenrechtsaktivistin, die in der Mutterschutzbewegung, für die Neue Ethik und für das Frauenstimmrecht sowie später für die Gleichberechtigung der Frauen in politischen Berufen und allgemein im Berufsleben aktiv war, in den DMB integrierte.

#### 3.10.2.1 Erfolgreiche Politikerin vs. passive Monistin

Die politisch und publizistisch sehr aktive Frauenrechtsaktivistin Adele Schreiber ging im DMB den typischen Weg der einflussreichen Frauen, die neben ihrer politischen Aktivität auch Mitglieder im Bund waren: Sie verblieb in der hierarchischen Vereinsordnung ohne besondere Position und auch in ihrer monistischen Ortsgruppe in Berlin hatte sie keine besondere Position inne. Die Durchsicht der wenigen Quellen, die Schreiber in den Archiven zum Monistenbund hinterlassen hat, zeichnet einen klaren Kontrast zu ihrer politischen Aktivität außerhalb des Bunds, wo sie im Bund für Mutterschutz leitenden Positionen anstrebte und innehatte und sogar einen eigenen Verein gründete, nachdem sie ihre Forderungen im Bund für Mutterschutz nicht durchsetzen konnte.

Das Kapitel untersucht Schreibers spärliche Briefe an Haeckel. Haeckel war ihr Verbindungsglied zur Führungsriege des Bunds. Er ist zumindest der einzige der monisti-

657 Vgl. Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Hg.), Schutz unseren Frauen und Müttern! Vortrag gehalten von Adele Schreiber auf der Sozialdemokratischen Frauenkonferenz in Weimar am 16. Juni 1919, Vorwärts: Berlin 1919.

658 Vgl. hierzu und zum Folgenden Schreiber, Adele, Hedwig Dohm als Vorkämpferin und Vordenkerin neuer Frauenideale, Märkische Verlagsanstalt: Berlin 1914, S. 34.

schen Anführer, von dem eine Korrespondenz mit Adele Schreiber auffindbar ist. Zum Schluss betrachtet das Kapitel zusammenfassend Schreibers wenige Beiträge in den monistischen Zeitschriften, um den Blick auf ihre Rolle im Bund trotz der wenigen Quellen weiten zu können.

In Haeckels Nachlass sind lediglich zwei Briefe von Adele Schreiber vorhanden.<sup>659</sup> In diesen erwähnt sie mit keinem Wort eine Mitgliedschaft oder gar ein besondere Aufgabe im Monistenbund. Auch zu Beziehungen zu anderen Monistinnen schweigt Schreiber in ihren beiden Briefen an Haeckel.

### 3.10.2.2 Austausch zur Frauenemanzipation

Der Austausch bleibt sehr sachlich und sie schreibt zwar nicht explizit zu ihrem Frauenbild, doch die beiden Briefe kreisen trotzdem ausschließlich um das Thema der Frauenemanzipation. Denn beide ihrer Briefe handeln von ihrer Anfrage an Haeckel, das Vorwort für einen ihrer Sammelbänder zu verfassen. Es handelt sich um den Sammelband *Das Buch vom Kinde*.<sup>660</sup> Dementsprechend bittet sie Haeckel mit ihrer Anfrage nicht nur um einen Gefallen unter SchriftstellerInnen, sondern gleichzeitig auch um sein öffentliches Bekenntnis zu den Positionen, die im von ihr veröffentlichten Sammelband vertreten werden. Diese sind einerseits wie bereits besprochen das Bestreben, Kindesmisshandlung zu vermeiden, indem man mehr Kinderhorte schafft, und zweitens, die Jugend zu schützen, indem der Gesetzgeber das elterliche Züchtigungsrecht abschafft. Andererseits liegt ihren Forderungen jedoch auch stets die Neue Ehtik zu Grunde, die die Frau grundsätzlich im Berufsleben sieht und die Erwartungen an Mütter umformuliert. Schreiber sah die Mütter nicht mehr nur als Hausfrauen, die ihre ›Rolle‹ als Mütter und Ehefrauen im privaten Umfeld der Familie ausleben. Im genannten Sammelband sowie in zahlreichen analysierten anderen Werken setzte sie sich dafür ein, die öffentliche Sphäre für Frauen zu öffnen, indem sie die Erziehung auch zur sozialen staatsbürgerlichen Aufgabe erklärte und diese in den Horten fördern wollte, Frauenrechte in Bildung und Beruf stärken wollte und Frauen sogar in mehr und inhaltlich breitere politische Positionen bringen wollte. Diese Loslösung der Frau aus ihrer häuslichen Sphäre war nicht gut vereinbar mit Haeckels kulturtheoretischen Zuschreibungen an Frauen, die aus monistischer Sicht vor allem Mütter sein sollten und somit für viel Nachwuchs sorgen sollten, der die menschliche Kultur ›höherentwickelte‹. Das mag auch der Grund dafür gewesen sein, dass Haeckel Schreiber auf ihre Bitte eine Absage erteilte. Bemerkenswert ist hierbei, dass Schreiber den Widerspruch zwischen Neuer Ethik und monistischem Frauenbild oder die zumindest vorhandene praktische Dissonanz der VertreterInnen beider Ethiken keineswegs so stark wahrgenommen hat wie Haeckel es tat, wenn man von diesem Grund der Absage ausgeht. Denn in ihrem ersten Brief an Haeckel schreibt Schreiber zuversichtlich über seine Zusage:

659 In Schreibers Nachlass sind gar keine Briefe von Haeckel nachweisbar. In diesem sind vor allem Glückwunschbriefe zu ihren späten runden Geburtstagen zu finden, an denen Haeckel bereits tot war. (Vgl. zur Geburtstagspost an Schreiber Bundesarchiv Koblenz, N/1173 1, 3, 4, und 5.)

660 Vgl. zur Anfrage Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Adele Schreiber an Ernst Haeckel, Brief A15994 vom 20. März 1906.

»Ich glaube aber, da in vielen Kapiteln nur die Lehren ausgebaut werden, zu denen Sie den Grund gelegt haben, da wir in dem Buche all überall den Ideen der Vererbung und Entwicklung zum Worte verhelfen wollen, dass sich das Werk vielleicht Ihrer Sympathien erfreuen wird.«<sup>661</sup>

Sie sieht sich und die Neue Ethik, die ihrem Sammelband zu Grunde liegt, folglich nicht nur als sehr gut vereinbar mit Haeckels Monismus an, sondern sogar als Folge dieses. Sie meint, Haeckels Ideen nur praktisch weitergedacht zu haben. Das ist auch der Fall, denn der Monismus beschäftigt sich nur rudimentär mit der Frage der Frauenemanzipation; doch war Haeckel nicht bereit, seine Kulturtheorie in diese Richtung praktisch weiterzudenken, wie seine Absage und sein Desinteresse für die Frauenemanzipation zeigen. Die Autorin nimmt Haeckels Absage in ihrem zweiten Schreiben an und bittet Haeckel um Empfehlung anderer Vorwortautoren. Wie schon Ostwald Helene Stöckers Vortragsangebot ablehnte, lehnte auch Haeckel Schreibers Vorwortanfrage ab. Die führenden Monisten waren keine Frauenrechtsaktivisten im Sinne der radikalen Frauenbewegung unter Stöcker und Schreiber, also unter den öffentlich aktiven und in Frauenbünden organisierten Frauenrechtsaktivistinnen, die auch im Monistenbund waren. Die führenden Monisten sahen sich vor allem der monistischen Kulturtheorie und der Vorstellung der Frau als Mutter verpflichtet. So agierten auch die Frauen im Bund, die in dieser Arbeit untersucht werden und keine Rolle in der Frauenbewegung einnahmen.

Folglich nahm Schreiber zusammen mit den anderen Frauenrechtsaktivistinnen wie Stöcker im Bund eine Außenseiterinnenrolle ein: Sie trat in besonderer Weise für Frauenrechte ein und war politisch und publizistisch aktiv. Das kann als einer der Gründe gesehen werden, warum sie keine wichtige Position im Bund innehatte. Diese Schlussfolgerung wäre allerdings ein Trugschluss, da auch für keine der anderen Frauen eine besondere Position im Bund nachweisbar ist. Somit war Schreiber vielmehr eine unter vielen Monistinnen, deren politischem und publizistischem Kapital der Bund nicht durch eine adäquate Führungsposition entsprach und es nicht nutzte.

### 3.10.2.3 Fachlicher Diskurs statt Freundschaft

Die Beziehung zwischen Schreiber und Haeckel blieb laut den Briefquellen auf dem kurzen Austausch auf fachlicher Ebene stehen. Es entwickelte sich weder eine Brieffreundschaft auf persönlicher Ebene daraus, wie Haeckel sie mit vielen der hier betrachteten Frauen führte, noch korrespondierten die beiden im Anschluss über fachliche Fragen. Auch durch den hier nur zu rekonstruierenden Absagegrund für Haeckels Aussage entzieht dieser sich der fachlichen Diskussion, indem er sich mit seinem Alter und der damit einhergehenden Gebrechlichkeit entschuldigt.<sup>662</sup> Folglich wollte er sich in keinen Konflikt zum Frauenbild im Monismus verwickeln lassen. Er zog es vor, von Schreibers Po-

661 Ebd.

662 Haeckels nicht erhaltener Brief lässt sich aus Schreibers Antwortschreiben rekonstruieren, in dem sie schreibt, dass auch ihr Vater bereits 72 Jahre alt sei und sie Haeckel baldige Befindensverbesserung wünscht. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Adele Schreiber an Ernst Haeckel, Brief A15993 vom 22. März 1906.)

pularität in seinen monistischen Zeitschriften zu profitieren, ohne ihren Werken durch *seine* Popularität zu noch mehr öffentlicher Beachtung zu verhelfen.

### 3.10.2.4 Uneinheitliche Reaktionen im Monistenbund

Schreiber war eine international anerkannte Frauenrechtsaktivistin. Das spiegelt sich im Interesse der Presse an ihr wider. So ist es bemerkenswert, dass in keinem der regionalen und überregionalen im Bundesarchiv Koblenz vorhandenen Zeitungsartikel über sie der Monistenbund vorkommt.<sup>663</sup> Der Bund war in der öffentlichen Meinung anscheinend nicht stark mit ihr verknüpft. Das passt zu der ablehnenden Haltung Ostwalds gegen Stöckers Kooperationsvorschlag, da er nicht wollte, dass sein Monistenbund öffentlich mit dem Bund für Mutterschutz assoziiert würde. Doch es gibt eine Ausnahme, die bestätigt, dass Schreiber zumindest einmal außerhalb der monistischen Zeitschriften mit dem Monistenbund kooperierte: Die Münchener Ortsgruppe des Bunds ermöglichte Schreiber am 8. Januar 1909 einen Vortrag, der ohne die Vereinsschirmherrschaft nicht möglich gewesen wäre.<sup>664</sup> Denn die Polizei in München verbot Schreiber ihren Vortrag über sexuelle Moral zunächst, bis dieser offiziell vom Verein mit medizinischem Beschäftigungsfeld veranstaltet wurde. So wurde das polizeiliche Verbot aufgehoben. Es ist bemerkenswert, dass die Münchener Monistengruppe einsprang, zumal für andere Ortsgruppen oder gar die Vereinsleitung um Ostwald und Haeckel keine solche Zusammenarbeit nachzuweisen ist, die es der Frauenbewegung ermöglichte, ihre öffentliche Präsenz unter monistischer Schutzherrschaft auszubauen. Der Vorfall bleibt eine Ausnahme. Ansonsten gab der Monistenbund Frauen der Frauenbewegung ausschließlich in den vereinseigenen monistischen Zeitschriften eine publizistische Plattform. Ein Beispiel für die Reflexion dieser Praxis ist die Einlassung der Schriftleitung einer Vereinszeitung zu einem Artikel Schreibers, in dem sie im *Monistischen Jahrhundert* für die weibliche Erwerbsarbeit plädiert: So sehe die Schriftleitung der Vereinszeitschrift das »Bedürfnis [der Frauenbewegung] nach einer realeren, d.h. wissenschaftlicheren Auffassung von der Art der Frau und nach einer entsprechenden sittlichen und energetischen Lebensführung stets als monistisch motiviert«<sup>665</sup> an. Der Autor beansprucht die Frauenbewegung also für den Monismus und sieht sie sogar als diesem auf theoretischer Ebene verpflichtet an. Nur deshalb sei eine Betrachtung der Bewegung bezüglich ihrer kultur-politischen Reichweite angebracht.<sup>666</sup> Die monistische Schriftleitung sah, wie schon die führenden Vertreter des Monistenbunds, den Monismus als der Frauenbewegung übergeordnet an und unterstützte diese nur durch die Bereitstellung publizistischer Kanäle, um den Monismus und seine Kulturtheorie zu popularisieren und nicht um der Ideen der Frauenbewegung und der weiblichen Emanzipation Willen.

663 Vgl. zur Sammlung der Presse zu Schreiber Bundesarchiv Koblenz, N/1173 10, 11 und 12.

664 Vgl. hierzu und zum Folgenden zu den vier Zeitungsartikeln als gesamter in Koblenz erfasster Berichterstattung über den Vorfall Bundesarchiv Koblenz, N/1173 10.

665 Bundesarchiv Koblenz, N/1173 75.

666 Vgl. ebd.

### 3.10.3 Zwischenfazit: Diskrepanz zwischen politischem Erfolg und Marginalisierung im Bund

Zusammenfassend ist Adele Schreibers Rolle im Monistenbund wie auch das Verhältnis der Frauenbewegung zum Bund im Allgemeinen ambivalent und geprägt von ideologisch-praktischen Überschneidungen und einer Allianz gegen herrschende Moralvorstellungen, die jedoch nicht tiefgehender Natur war. Hierzu war der ideologische Graben zwischen Frauenemanzipation und monistischem traditionellem Frauenbild zu tief.

Zwar schrieb Schreiber auch in den Artikeln der monistischen Zeitschriften, doch nahm sie auch hier weder in der Redaktion der Zeitschriften eine Position ein noch schrieb sie regelmäßig die Leitartikel. Es hat den Anschein, dass die Frauenrechtsaktivistin als Aushängeschild einer antitraditionellen und antiklerikalen ethischen Gesinnung als Autorin monistischer Artikel dazu genutzt wurde, monistische Ideen zu verbreiten, sie jedoch grundsätzlich eine andere Zukunft für Frauen in verantwortungsvollen und gleichberechtigten Positionen in der Öffentlichkeit sah als es im Monismus der Zeit vorgesehen war. Sie schrieb nur wenige Artikel für die monistischen Publikationsorgane und andere monistische AutorInnen widersprachen ihr, wie in Kapitel 2.2 der Arbeit zum Frauenbild in den monistischen Zeitschriften und in Kapitel 2.5 zur Frauenarbeit in den Zeitschriften aufgezeigt wird, durchaus auch bezüglich ihres Frauenbilds. Dieser Befund fügt sich in das Analyseergebnis ein, dass Haeckel Schreibers Frauenbild wahrscheinlich nicht teilte und deshalb nicht das Vorwort zu ihrem Sammelband schreiben wollte sowie weder ihr noch einer anderen Frau deshalb eine besondere einflussreiche Rolle im Bund gab. Zwar äußerte er sich nicht explizit zu ihren Schriften, doch bestand im Bund die in den Artikeln aufgezeigte zu Schreiber gegensätzliche Meinung zu Frauen betreffenden Themen. Indem er in der Frauenfrage inaktiv blieb, positionierte er sich gegen die Frauenbewegung, zumal er Schreiber mit einer persönlichen Ausrede absagte.

Schreiber selbst hingegen war eine emanzipierte, international und national sehr bekannte Person der Öffentlichkeit, Schriftstellerin und Politikerin, die sich in der Verbandsarbeit und in der SPD sowie durch eigene Schriften auf gesellschaftlicher Ebene für die Emanzipation der Frau einsetzte. Sie selbst forderte die Unterstützung bei ihren Vorhaben vom Monistenbund und zeigte sich somit auch im Verein emanzipiert. Haeckel verweigerte ihr ein angefragtes Vorwort für ihr Buch, doch die Münchener Ortsgruppe des Monistenbunds ermöglichte ihr an anderer Stelle einen öffentlichen Vortrag. Schreiber mangelte es also weder auf individueller Ebene an Emanzipation, da sie aktiv in ihrem Umfeld Möglichkeiten zur öffentlichen Sichtbarkeitmachung ihrer Ideen forderte, noch ließ sie die gesellschaftliche Ebene der Emanzipation außen vor, denn sie widmete ihr Leben dem politischen Einsatz für weibliche Emanzipation. Sie wendete sogar in reformerisch-moderner Weise die naturrechtliche Argumentation an, um Frauen den Weg in die Politik zu ebnen: Sie sollten den Jugendlichen die Sozialdemokratie nahebringen, da sie qua Geschlecht besondere erzieherische Fähigkeiten hätten. Haeckels Umgang mit Schreiber ist ein Beispiel dafür, wie der Versuch politisch aktiver Monistinnen, ihre Agency im Bund bis hin zu öffentlich-repräsentativen Aufgaben auszuweiten, von führenden Monisten aufgehalten wurde.

### 3.11 Maria Holgers

Maria Holgers nahm eine besondere Rolle in der Gruppe der hier untersuchten Frauen ein, da Haeckel mit ihr den engsten persönlichen und vor allem auch geschäftlichen Kontakt pflegte. Sie war zeitweise seine Privatsekretärin.

Das Kapitel untersucht, ob Holgers Rolle ihr zu Einfluss im DMB verhalf. Hierzu steht zunächst ihre Biografie als Schauspielerin und sozialdemokratische, nationalgesinnte Rezitatorin und daraufhin ihre Rolle im Monistenbund im Fokus.

#### 3.11.1 Zwischen Sozialdemokratie, Schauspielkunst und Patriotismus

Über Holgers Biografie ist nur sehr wenig bekannt. Zur ihr gibt es keine historische Forschung. Die Suche in der Berliner Einwohnermeldekartei ergab keine Ergebnisse und folglich wurde sie nicht in Berlin geboren und war nicht dort gemeldet, obwohl ihr Wirkungsort Berlin war. Das lässt sich aus Haeckels Briefen an sie und auch durch die Berliner Zeitungsartikel rekonstruieren. Auch ihr Sterbeort ist nicht bekannt. Doch ihr Geburtsjahr ist 1870.<sup>667</sup> Und auch ihr Geburtsort wird in einer Badener Zeitung erwähnt. So kam Holgers ursprünglich aus Baden, bevor sie in Berlin wirkte.<sup>668</sup> Nun gibt es sowohl in Deutschland eine Region, die Baden heißt, als auch in der Schweiz und in Österreich Städte namens Baden. Die Recherche ergab das mit den Informationen aus badenwürttembergischen Zeitungen übereinstimmenden Ergebnis, dass sie aus der deutschen Region Baden stammte und in Durlach, einem heutigen Teil Karlsruhes, geboren wurde.<sup>669</sup> Holgers war Schauspielerin und Rezitatorin, wie der Jenaer Ernst-Haeckel-Briefedition zu entnehmen ist.<sup>670</sup> Sie war weder verheiratet noch erzählen ihre Briefen oder Berichte über sie von Kindern.

Holgers nahm in Berlin an Lesungen teil und stand dem sozialdemokratischen Milieu nahe.<sup>671</sup> Darauf weisen die zahlreichen Erwähnungen ihrer Lesungen und Schauspieltätigkeiten im sozialdemokratischen *Vorwärts* hin. Die Berliner Artikel bezeichnen

---

<sup>667</sup> Vgl. o. A., [https://haeckel-briefwechsel-projekt.uni-jena.de/de/person/p\\_21374](https://haeckel-briefwechsel-projekt.uni-jena.de/de/person/p_21374) [zuletzt aufgerufen: 03.01.2023].

<sup>668</sup> Vgl. o. A., *Vermischtes*, in: *Badische Presse. General-Anzeiger der Residenzstadt Karlsruhe und des Großherzogtums Baden* 22 (1906), Heft 381, 17. August 1906, Abendausgabe, Karlsruhe 1906, S. 1. Es wird erwähnt, dass Holgers zu Ehren eines Großherzogs rezitierte und dass sie aus Baden stammt.

<sup>669</sup> Vgl. *Stadtarchiv Karlsruhe, Durlacher Geburtenbuch* Nr. 29/1870. Hier ist mit dem 28. Februar 1870 auch das genaue Geburtsdatum Holgers angegeben, die unter dem Namen Maria Catharina Schmidt geboren wurde und ihren Nachnamen 1913 in Holgers änderte. (Vgl. ebd.)

<sup>670</sup> Vgl. o. A., [https://haeckel-briefwechsel-projekt.uni-jena.de/de/person/p\\_21374](https://haeckel-briefwechsel-projekt.uni-jena.de/de/person/p_21374) [zuletzt aufgerufen: 03.01.2023].

<sup>671</sup> Zahlreiche Artikel in lokalen Berliner Zeitungen bestätigen diese Tatsache. Vgl. o. A., *Der Verein zur Förderung der Kunst*, in: *Vorwärts. Berliner Volksblatt – Zentrales Organ der sozialdemokratischen Partei Deutschlands* 22 (1905), Heft 20, 24. Januar 1905, Berlin 1905, S. 10. Vgl. außerdem zu einem von Holgers selbst veranstalteten Vorleseabend o. A., *Vortragsabende*, in: *Berliner Tageblatt und Handelszeitung* 41 (1912), Heft 571, 8. November 1912, Morgen-Ausgabe, Berlin 1912, S. 6. So las sie auch russische Dichtungen vor. (Vgl. o. A., *Anzeigen*, in: *Vorwärts. Berliner Volksblatt – Zentrales Organ der sozialdemokratischen Partei Deutschlands* 22 (1905), Heft 218, 17. September 1905, Berlin 1905, S. 12.)

sie auf Grund ihrer schauspielerischen Tätigkeit oft als »Künstlerin«<sup>672</sup>. Ernst Haeckel erwähnt in einigen Briefen seinen Bekannten gegenüber Maria Holgers und ihren früheren Lebensweg als Schauspielerin. Aus den Korrespondenzen wird ersichtlich, dass Holgers ihre jugendliche Schauspielerinnenkarriere »aus Mangel an Mitteln«<sup>673</sup> beendete und seitdem durch poetische und philosophische Vorträge Geld verdiente.<sup>674</sup> Die Zeitungen zwischen den Jahren 1900 und 1919 bestätigen Holgers öffentliche Aktivität durch Lesungen und Schauspiel. Trotz ihrer Nähe zur Sozialdemokratischen Partei scheint sie nicht selbst politisch aktiv gewesen zu sein. Ihre Lesungen hatten zwar manchmal sozialdemokratische DichterInnen zum Inhalt, doch war sie mehr auf den lyrischen und künstlerischen Gehalt fokussiert als auf die Politisierung der Texte oder gar auf eine eigene öffentliche Äußerung zu politischen Fragen. So trug sie die Texte stets nur vor. Die Artikel erwähnen keine politische Auslegung der Gedichte oder der Erzählungen durch Holgers. Ihre politische Passivität ging so weit, dass sie nur äußerst selten selbst Gedichte verfasste und diese öffentlich verlas.<sup>675</sup> Auch in anderen Städten war sie vereinzelt rezitatorisch aktiv, doch ihr Hauptwirkungsort war Berlin.<sup>676</sup>

Neben ihren sozialdemokratisch und dichterisch orientierten Vortragsabenden engagierte sich Holgers auch in der Soldatenfürsorge. Patriotismus war ihr so wichtig wie die sozialdemokratische Ausrichtung ihrer Rezitationen, wie ihre Aktivität als Soldatenrezitatorin zeigt. Diese wird in einem Artikel von 1919 kurz erwähnt: »Maria Holgers hat vier Jahre in der Etappe geweilt und in dieser langen Zeit nur vor deutschen Soldaten zu

672 o. A., Vorort-Nachrichten. Reinickendorf-Ost, in: Vorwärts. Berliner Volksblatt – Zentrales Organ der sozialdemokratischen Partei Deutschlands 28 (1911), Heft 295, 17. Dezember 1911, Berlin 1911, S. 18.

673 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32897 vom 17. Oktober 1908.

674 Vgl. ebd.

675 Eine dieser Ausnahmen wird in einem Artikel des Berliner Tageblatts genannt: Holgers stellte ihre eigene Kriegslyrik an einem Abend zu Gunsten des Vereins für Kriegszufluchtsstätten vor. (Vgl. o. A., Kriegskunstabende, in: Berliner Tageblatt und Handelszeitung 43 (1914), Heft 513, 9. Oktober 1914, Morgen-Ausgabe, Berlin 1914, S. 6.)

676 So war Holgers beispielsweise nachweislich in Leipzig als Schauspielerin tätig. (Vgl. o. A., Kunst und Wissenschaft, in: Leipziger Tageblatt und Anzeiger 95 (1901), Heft 493, 27. September 1901, Morgen-Ausgabe, Leipzig 1901, S. 7.) Zudem nahm sie in Karlsruhe und Mannheim Lesungen vor. (Vgl. zur Lesung in Karlsruhe o. A., Verschiedenes, in: Karlsruher Zeitung 90 (1906), Heft 299, 04. September 1906, Karlsruhe 1906, S. 3 und vgl. zur Lesung in Mannheim o. A., Vereinsnachrichten, in: General-Anzeiger der Stadt Mannheim und Umgebung. Badische Neueste Nachrichten 14 (1913), Heft 535, 17. November 1913, Abendblatt, Mannheim 1913, S. 3.) Der Mannheimer Vortrag wurde sogar von einem lokalen Ableger des Vereins Frauenbildung-Frauenstadium organisiert. Das ist jedoch der einzige Nachweis, der Holgers mit der Frauenbewegung in Berührung bringt. Sie war keinesfalls Frauenrechtsaktivistin. Im Jenaer Volksblatt sind einige wenige Artikel zu finden, in denen Maria Holgers erwähnt wird. So war sie auch in Jena an öffentlichen Lesungen beteiligt. (Vgl. o. A., Anzeige zum Kriegsbericht, in: Jenaer Volksblatt. Organ der Fortschrittlichen Volkspartei des 3. Weimarer Reichstagswahlkreises 25 (1914), Heft 202, 29. August 1914, Erstes Blatt, Jena 1914, S. 5.)

deren Erholung und Erheiterung rezitiert.“<sup>677</sup> Hierfür wurde ihr das Kriegshilfekreuz verliehen.<sup>678</sup>

In ihrem öffentlichen Auftreten ist Holgers zusammenfassend keine nennenswerte Verbindung zur Frauenbewegung nachzuweisen.

### 3.11.2 Holgers als die treuste Haeckelanhängerin?

Zu Maria Holgers Rolle im Monistenbund gibt es mehr Quellen als zu ihrer Biografie. Leider sind hunderte Briefe von Holgers an Haeckel in der Jenaer Haeckelsammlung unter Verschluss und nicht einsehbar. Doch Haeckel erwähnt Holgers in einigen Briefen an andere seiner BriefpartnerInnen. Im Ernst-Haeckel-Archiv in Jena sind einige Briefe vorhanden, die bereits digitalisiert wurden und die somit zugänglich sind.<sup>679</sup> Auch Holgers Darstellung in der Presse bezüglich ihrer Verbindungen zum monistischen Umfeld sind für das Kapitel relevant, denn Haeckels Umgang mit ihr in der Öffentlichkeit war eine Ausnahme.

#### 3.11.2.1 Haeckels Privatsekretärin

In Holgers Fall ist aus ihren Briefen wie aus ihrem Lebenswerk auch schon nur zu rekonstruieren, dass sie sich nicht mit der Frauenbewegung und ihren Forderungen beschäftigte. Sie widmete sich lieber ihrem Idol Haeckel und dessen Monistenbund. Für Haeckel und für den Bund übernahm sie einige Aufgaben, wobei sie vor allem als Sekretärin für Haeckel selbst arbeitete. So lebte Holgers zeitweise als Sekretärin bei Haeckel und erledigte seine Korrespondenz, da er gebrechlich war.<sup>680</sup> Ihre Tätigkeit als Sekretärin ist nicht nur für das Jahr 1911 nachweisbar. Bereits 1909 erwähnt sie in einem Brief an einen bekannten Professor, dass sie bereits seit zwei Sommersemestern Haeckels Sekretärin gewesen sei.<sup>681</sup> Noch 1914 wird sie von einem Verlag angeschrieben, bei dem Haeckel Karten bestellt habe, und darum gebeten, ihn über den Stand der Bestellung

<sup>677</sup> o. A., Volksbühne. Maria Holgers, in: Berliner Tageblatt und Handelszeitung 48 (1919), Heft 228, 20. Mai 1919, Morgen-Ausgabe, Berlin 1919, S. 2.

<sup>678</sup> Vgl. zur Verleihung des Kriegshilfekreuzes die Unterlagen des Großherzogtums Baden-Württemberg. (Vgl. Landesarchiv Baden-Württemberg, 233 Nr. 43364.) In ihrem Antrag für das Kriegsdienstkreuz an den badenwürttembergischen Großherzog legte sie Belege wie zwei Artikel der Deutschen Warschauer Zeitung von 1916 über ihre kulturelle Arbeit im Deutschen Theater in Warschau und eine Dichtung zu Ehren des Großherzogs nach einem Schlachtsieg im Jahr 1914 bei. (Vgl. Landesarchiv Baden-Württemberg, 60 Nr. 824.)

<sup>679</sup> Es ist noch unklar, ob die Briefe Holgers an Haeckel, die sich in Privatbesitz befinden, jemals vom Ernst-Haeckel-Archiv digitalisiert oder zur Einsicht freigegeben werden können. Doch Haeckels Briefe an andere KorrespondentInnen stehen der Analyse zur Verfügung.

<sup>680</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32919 vom 20. Mai 1911.

<sup>681</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Holgers an Eduard Rosenthal, Brief A 10717 vom 29. Juni 1909. In diesem Brief drückt sie auch ihre Empörung über Plates Verhalten aus, der der Nachfolger auf Haeckels Lehrstuhl an der Universität Jena und somit auch der neue Direktor des Phyletischen Museums war und der trotz gegenteiliger vorangehender brieflicher Zusagen die Direktion des Museums ganz alleine übernehmen wollte und das Mitspracherecht des Museumsgründers vollkommen ablehnte.

zu informieren.<sup>682</sup> Folglich war sie auch zu diesem Zeitpunkt eine Ansprechpartnerin für Haeckels geschäftliche Angelegenheiten und vor allem für deren Weiterleitung. Sie selbst traf bezüglich Haeckels Geschäften keine eigenen Entscheidungen.

Für den DMB selbst übernahm sie keine inhaltliche Funktion. Sie war *Haeckels* Privatsekretärin.

Zudem arbeitete sie nach der Übergabe des zoologischen Lehrstuhls und des an diesen angegliederten von Haeckel gespendeten Phyletischen Museums an Ludwig Plate 1909 auch 1912 noch an der Sortierung des Museumsarchivs.<sup>683</sup> Folglich übernahm sie auch Aufgaben, die weder Haeckel direkt noch den Monistenbund direkt betrafen, sondern mit Haeckels monistischen und darwinischen Ideen und dessen Erbe in Verbindung standen. 1913 scheint sich der Konflikt um den Einfluss im Phyletischen Museum, der 1909 noch zwischen Haeckel und seinem Amtsnachfolger Plate entfachte, wieder beruhigt zu haben. Denn Holgers hatte weiterhin Zugang zum Phyletischen Archiv, doch diesmal nicht, um die Museumsbestände für Plate zu sortieren, sondern, um ein Projekt Haeckels durchzuführen: Sie sollte die archivierten Briefe zusammenstellen, die Ernst Haeckel als Antwort auf seine *Welträtsel* erhalten hatte.<sup>684</sup>

Zudem hatte Holgers eine weitere Aufgabe: Sie hielt die Kontakte des alternden und gebrechlicher werdenden Haeckels mit seinen Bekannten und FreundInnen aufrecht. Sie schrieb Haeckels Bekannten nicht nur Briefe, sondern besuchte sie auch persönlich, was Haeckel sicherlich auch zu Gunsten Holgers künstlerischer Karriere als Netzwerkmöglichkeiten inszenierte. Denn mehr bildungsbürgerliche und somit tendenziell kulturell interessierte Menschen kennenzulernen bedeutete für Holgers auch mehr ZuschauerInnen für ihre Vorleseabende zu werben. Haeckel scheint genuines Interesse am beruflichen Erfolg seiner »Schülerin«<sup>685</sup> und »Freundin«<sup>686</sup> gehabt zu haben: Zwischen Helene Freifrau von Heldburg und dem altersschwachen Haeckel trat Holgers als Verbindungsfrau und Nachrichtenübermittlerin auf. Haeckel bittet seine Bekannte in einem Brief, Holgers zur Berichterstattung über sein Leben einzuladen.<sup>687</sup> In einem weiteren Brief an diese Bekannte wird klar, dass Holgers auch Terminvereinbarungen

682 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Erich Reinicke an Maria Holgers, Brief A 44615 vom 27. Februar 1914.

683 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32948 vom 22. Juni 1912.

684 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Wilhelm Bölsche, Leihgabe der Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu, Handschriften Sammlung, Ból.Hae.163 vom 16. Juni 1913.

685 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Helene Freifrau von Heldburg, Leihgabe des Thüringischen Staatsarchivs Meiningen, Hausarchiv, NL Helene von Heldburg vom 19. Juli 1912.

686 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32897 vom 17. Oktober 1908. Haeckel schlägt in diesem Brief seinem Freund von Rottenburg vor, Holgers in Berlin zu besuchen. Und tatsächlich kommt es zum Besuch: Haeckel schreibt in einem späteren Brief von dem Besuch von Rottenburgs bei Holgers in Berlin. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32943 vom 22. Juni 1912.) Das ist ein erster Nachweis des erfolgreichen Netzwerks Haeckels für Holgers.

687 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Helene Freifrau von Heldburg, Leihgabe des Thüringischen Staatsarchivs Meiningen, Hausarchiv, NL Helene von Heldburg, Nr. 87 vom 19. Juli 1912.

für Besuche von Haeckel und seine Bekannten vornahm und somit mit Haeckels Terminen und Alltag sowie Kontakten sehr vertraut gewesen ist.<sup>688</sup> Diese These wird auch durch die Tatsache unterstützt, dass Haeckel die vertrauten Bezeichnungen Freundin und Schülerin bezüglich Holgers vor seinen Bekannten verwendete. Andererseits nannnte er auch die meisten seiner anderen hier betrachteten Brieffreundinnen so. Haeckels besonderer Einsatz für Holgers lässt sich jedoch an seinem Einsatz für ihren beruflichen Erfolg festmachen. Er stellte sie nicht nur seinen Freunden vor, sondern er bemühte sich darüber hinaus, ihr literarisches Fortkommen anzutreiben. So bat er einen ihn bekannten Zeitschriftenherausgeber darum, Holgers für seine Zeitschrift schreiben zu lassen.<sup>689</sup> Zudem lässt ein Antwortschreiben eines Bonner Hochschuldozenten an Haeckel erkennen, dass dieser jenen Dozenten um einen vermutlich beruflichen Gefallen für Holgers gebeten hatte.<sup>690</sup>

Haeckels Netzwerkbemühungen für Holgers fruchten. Sie besuchte nicht nur einige seiner FreundInnen, sondern stand auch in Briefkontakt mit ihnen. Haeckels Einsatz für sie eröffnete Holgers durch sein Bekanntennetzwerk Zugang zu einem großen Netzwerk von Gelehrten. So tauschte sie sich mit Eduard Rosenthal in Briefen über Haeckels Konflikt mit seinem Nachfolger an der Universität Jena namens Plate aus und erhielt von Rosenthal Antwort und eine eigene Stellungnahme zu dem Konflikt.<sup>691</sup> Bereits zu Lebzeiten lobte Haeckel sie vor seinen FreundInnen als seine wertvolle Sekretärin, die ihm im Sommer 1909 und somit zur Zeit der stärksten Auseinandersetzung mit Plate »durch den schlimmen Konflikt«<sup>692</sup> geholfen habe.<sup>693</sup> Der zitierte Brief von Rosenthal an Holgers wurde 1921 verfasst. Das Datum zeigt, dass ihr Netzwerk von Gelehrten auch nach Haeckels Tod noch beständig war. Sogar mit Wilhelm Ostwald hatte Holgers kurzen brieflichen Kontakt. So bat sie ihn Ende 1913, aus dem Haushalt des Monistenbunds Geld für die dringend notwendige Renovierung des Phyletischen Museums für Haeckel bereit zu stellen.<sup>694</sup>

---

688 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Helene Freifrau von Heldburg, Leihgabe des Thüringischen Staatsarchivs Meiningen, Hausarchiv, NL Helene von Heldburg Nr. 87 vom 19. August 1912.

689 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Max Henning, Brief A 43420 vom 21. Februar 1909.

690 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Eduard Strasburger an Ernst Haeckel, Brief A 12770 vom 26. April 1908. Der vorangehende Brief von Haeckel habe Strasburger erst zu spät und schon nach seiner Abreise aus Bonn in die Semesterferien erreicht und deshalb entschuldigt sich dieser im zitierten Brief bei Haeckel dafür, dass er Holgers den erwünschten Gefallen nicht mehr habe tun können.

691 Vgl. zu Rosenthals Antwortbrief an Holgers Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Eduard Rosenthal an Maria Holgers, Brief A 50907 vom 4. September 1921. Rosenthal antwortet Holgers hier auf ihren Brief mit den Beweisen für Plates Unrecht, als er den alleinigen Leitungsanspruch des Phyletischen Museums für sich einnahm.

692 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Wilhelm Bölsche, Leihgabe der Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu, Handschriftensammlung, Ból.Hae.141 vom 13. September 1909.

693 Vgl. ebd.

694 Vgl. Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, 1924/1. Ostwald leitete ihre Anfrage als Vereinsvorsitzender innerhalb des Monistenbunds weiter. (Vgl. ebd.)

Nicht nur am Schreibtisch und auf Besuchsreisen bei Bekannten, sondern auch im Alltag begleitete Holgers ihren »Schulmeister«<sup>695</sup> und Freund sowie Chef Haeckel. Sie traf ihn regelmäßig bei Spaziergängen, wenn sie wieder in Jena weilte.<sup>696</sup>

Zweifelsfrei hatte Holgers eine herausragende Rolle unter Haeckels Brieffreundinnen, da sie auch seine Privatsekretärin war. Doch es stellt sich die Frage, ob sie durch ihre besondere Rolle als Haeckels Schülerin auch eine besondere Rolle im DMB hatte. Eine einzelne Erwähnung ihrer besonderen monistischen Aktivität in einem Brief Haeckels lässt das zunächst vermuten. Er lobt sie für ihre ergreifende Lobrede auf seine Person am Ende seiner letzten öffentlichen Rede auf einer monistischen Feier zu Ehren Darwins.<sup>697</sup> Auf Grund dieser Rede könnte man geneigt sein, Holgers eine öffentliche Wirksamkeit in monistischen Kreisen zuzusprechen. Doch tatsächlich trug Holgers keine monistische philosophische Rede vor, sondern sie sprach lediglich einen »poetischen Epilog«<sup>698</sup> zu Haeckels Ehren und richtete diesen sogar explizit im Namen der AnhängerInnen und SchülerInnen Haeckels an diesen. Somit sprach sie eine Lobrede auf Haeckel und trat nicht als monistische Philosophin mit eigenen inhaltlichen Ideen auf die Bühne. Holgers blieb auch bei dieser Gelegenheit Haeckels Schülerin und Anhängerin sowie unterstützende Sekretärin.

### 3.11.2.2 Eine »intelligente, interessante und liebenswürdige Dame«<sup>699</sup> – Haeckel als Förderer

Aus Haeckels Briefen an seine Freunde geht auch hervor, über welche Themen er mit Holgers sprach. Anders als mit den anderen hier untersuchten Frauen ist zwischen Holgers nicht nur eine – leider zum jetzigen Zeitpunkt nicht einsehbare – umfangreiche Korrespondenz erhalten, die den schriftlichen Austausch dokumentierte, sondern neben dem schriftlichen hatten die beiden auf Grund von Holgers Tätigkeit als Sekretärin für Haeckel zusätzlich einen viel ausgedehnteren mündlichen Austausch miteinander. Da Holgers zeitweise sogar für ein paar Monate als Sekretärin bei Haeckel lebte, hatte sie einen viel ausgeprägteren persönlichen Kontakt zu ihm als die anderen in dieser Arbeit untersuchten Frauen, die Haeckel oftmals nur wenige Male oder gar nicht persönlich trafen. Haeckel schreibt im Sommer 1912 an einen Freund, dass er sich bei seinen Spaziergängen

695 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Maria Holgers, Brief A 48186 vom 11. November 1907. In zwei Briefen bezeichnet Haeckel sich selbst als Holgers Schulmeister. (Vgl. zum zweiten Brief Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32897 vom 17. Oktober 1908.)

696 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32945 vom 02. August 1912. Zu diesem Zeitpunkt saß Haeckel bereits im Rollstuhl, den er von seinem Freund von Rottenburg als Geschenk erhalten hat. Im städtischen Garten traf er laut seiner Darstellung im Sommer täglich Maria Holgers, die Zeit mit ihm verbrachte. Die Frequenz der Zusammentreffen und die besondere Rolle, die Holgers auch in Haeckels persönlichem Leben spielte, indem sie zeitweise seine Korrespondenz führte, empfanden einige andere Frauen im Bund als anstößig und vor allem Ella von Crompton verurteilte Holgers als aufdringlich.

697 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Max Henning, Brief A 43420 vom 21. Februar 1909.

698 Ebd.

699 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32897 vom 17. Oktober 1908.

im Rollstuhl stets sehr geistreich mit Holgers unterhalte, »besonders in Bezug auf Künste und Literatur«<sup>700</sup>. Neben dem kulturellen Austausch sprachen Haeckel und Holgers auch über die fachliche Bewertung politischer Artikel von Haeckels Freunden. So wird aus dem Brief eines Bekannten Haeckels ersichtlich, dass Holgers mit Haeckel über einen Text gesprochen hatte, der sich mit der Einschränkung des kirchlichen Einflusses auf den Staat beschäftigte.<sup>701</sup> Holgers und Haeckel tauschten sich folglich nicht nur über Literaturtipps aus, die er ihr gab. Ihre Unterhaltung fand zwar auch auf dieser Ebene statt, wie eine Postkarte Holgers an Haeckel beweist.<sup>702</sup> Doch der persönliche Austausch ging tiefer und erstreckte sich nicht nur auf politische und philosophische Texte von Haeckels Freunden, sondern auch auf Haeckels Werk selbst. So half Holgers ihrem Lehrer bei der Überarbeitung der *Welträtsel* zur Neuauflage als Taschenbuchausgabe im Jahr 1908.<sup>703</sup> In diesem Zusammenhang bezeichnet Haeckel sie in einem Brief an einen Freund als eine »intelligente, interessante und liebenswürdige Dame«<sup>704</sup>. Diese Einschätzung zeigt, wie sehr er Holgers für die geistige Arbeit geeignet hielt. Obwohl sie eine Frau war, ließ er sie an der Überarbeitung seines bekanntesten Werks mitarbeiten und bezeichnete sie vor Bekannten sogar als intelligent. Trotz dieser Zugeständnisse an Holgers und trotz ihrer Förderung durch Haeckel blieb sie nur in Haeckels Umfeld relativ vernetzt. Für den Monistenbund selbst übernahm sie keine administrativen Aufgaben, außer dass sie das Archivgut des Phyletischen Museums ordnete. Und selbst diese Aufgabe war nicht direkt mit dem Bund assoziiert, sondern war eine Tätigkeit für die Universität Jena. Auch in den monistischen Zeitschriften publizierte sie nicht. Ihre Vernetzung in Haeckels Umfeld und die zahlreichen Aufgaben, die sie für Haeckel und seine Werksüberarbeitung übernahm, verlocken dazu, zu übersehen, dass sie im Monistenbund nicht einflussreich war.

### 3.11.2.3 Die freireligiöse Schauspielerin

In ihrer rezitatorischen Arbeit ist ein Hinweis zu Beziehungen zur Berliner freireligiösen Gemeinde zu finden.<sup>705</sup> So wird in einer Anzeige im *Vorwärts* erwähnt, dass Holgers auf einem von der freireligiösen Gemeinde organisierten Abend rezitierte. Sie war nicht nur Monistin, sondern wahrscheinlich auch freireligiös.

Zudem erwähnt das Jenaer Volksblatt Maria Holgers zweimal im Zusammenhang mit Haeckel. So hielt sie auf dem Ersten Deutschen Monistenkongress 1911 eine Huldi-

<sup>700</sup> Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32944 vom 9. Juli 1912.

<sup>701</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Otto Lehmann-Russbüldt an Ernst Haeckel, Brief A 27489 vom 21. Januar 1910.

<sup>702</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Maria Holgers an Ernst Haeckel, Brief A 44578 vom 10. April 1914.

<sup>703</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Brief von Ernst Haeckel an Paul von Rottenburg, Brief A 32897 vom 17. Oktober 1908.

<sup>704</sup> Ebd.

<sup>705</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden o. A., Anzeigen, in: *Vorwärts. Berliner Volksblatt – Zentrales Organ der sozialdemokratischen Partei Deutschlands* 26 (1909), Heft 258, 04. November 1909, Berlin 1909, S. 11.

gungsrede an Haeckel, die im Blatt abgedruckt wurde.<sup>706</sup> Zudem nahm sie auch aktiv an den folgenden Feiern der Berliner Monistenortsgruppe teil. So wird in einem Artikel von 1912 ihr literarischer Beitrag zur Sonnenwendfeier erwähnt.<sup>707</sup> Außerdem beschreibt Haeckel Holgers in einer im Volksblatt abgedruckten Rede als »eine [s]einer fähigsten Schülerinnen«<sup>708</sup>. Auch seinen Auftrag an sie, seine Post zu sortieren, erwähnt er: Sie habe die Aufgabe, eine Sammlung der Briefe herauszugeben, die Haeckel als Reaktionen auf seine *Welträtsel* im Laufe der Jahre erhalten habe.<sup>709</sup> Hiervon verspreche er sich die Sichtbarmachung der monistischen Ideen in allen Bildungskreisen, vor allem aber im gebildeten Milieu der Lehrer, Ärzte und Ingenieure. Interessanterweise erwähnt er in diesem Zusammenhang auch die Absendergruppe der Frauen, die Briefe an ihn sendeten und die laut seiner Wahrnehmung oftmals »klarer denken und die Wahrheit einfacher und leichter erkennen, als gebildete Männer, bei denen schon durch den Gymnasialunterricht und durch Schranken, die uns in anderer Weise gezogen werden, eine Menge von schiefen und irrtümlichen Vorstellungen geweckt worden sind.«<sup>710</sup> Hier zeigt sich, was die Arbeit bereits so oft anhand der Situation der Frauen im Bund beobachtet hat: Wenn es zur Popularisierung des Monistenbunds beitrug, stellten die monistischen Führer Frauen als besonders empfänglich für die monistische Wahrheit und somit als besonders intelligent dar, doch zogen sie gleichzeitig aus dieser Meinung keine Konsequenz im Sinne von mehr weiblicher Verantwortung im Bund. Wenn so viele RekrutInnen des Monistenbunds weiblich gewesen wären, hätten auf Dauer auch mehr Frauen Positionen im Monistenbund einnehmen müssen, die über die Funktion als Mitglied hinausgingen. Sonst hätte die Außendarstellung durch medienwirksames Lob der Frauen im Bund nicht zur Realität gepasst und der Bund hätte sich öffentlich unglaublich gemacht. Obwohl keine Mitgliederlisten existieren, liegt auf Grund des Geschlechterverhältnisses in der Autorenschaft der monistischen Zeitschriften und in der Liste der Gründungsmitglieder die Annahme nahe, dass Frauen im Bund und in Bundespositionen unterrepräsentiert waren. Auch der von Haeckel angekündigte Sammelband der Briefe von Frauen an ihn wurde nie von Maria Holgers veröffentlicht. Das ist ein Indiz mehr für die These, dass Frauen und deren Belange nicht die Zielgruppe und das Beschäftigungsfeld der führenden Monisten waren. Nur zur Rekrutierung von mehr Mitgliedern hob Haeckel einzelne Monistinnen wie Holgers ausnahmsweise öffentlich hervor.

706 Vgl. Holgers, Maria, An Ernst Haeckel, zum 13. September 1911, in: Jenaer Volksblatt. Organ der Fortschrittlichen Volkspartei des 3. Weimarer Reichstagswahlkreises 22 (1911), Heft 225, 24. September 1911, Zweites Blatt, Jena 1911, S. 1.

707 Vgl. o. A., Vereine und Versammlungen, in: Jenaer Volksblatt. Organ der Fortschrittlichen Volkspartei des 3. Weimarer Reichstagswahlkreises 23 (1912), Heft 139, 16. Juni 1912, Erstes Blatt, Jena 1912, S. 2.

708 o. A., Eine Rede Ernst Haeckels, in: Jenaer Volksblatt. Organ der Fortschrittlichen Volkspartei des 3. Weimarer Reichstagswahlkreises 21 (1910), Heft 153, 3. Juli 1910, Zweites Blatt, Jena 1910, S. 1. Die abgedruckte Rede hielt Haeckel zur Sonnenwendfeier der Ortsgruppe des Monistenbunds 1910.

709 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd.

710 Ebd.

### 3.11.3 Zwischenfazit: Haeckels besondere Vertraute

Wenn sie den Einsatz für Frauenrechte für sich zu einer politischen Aufgabe erkoren hätte, so hätte Holgers in diesem Sinne und in Anbetracht des tiefgehenden brieflichen und persönlichen Austauschs mit Haeckel aufliterarischer und auch auf philosophischer Ebene in einem gewissen Maß Einfluss auf Haeckel und somit auf seine Vereinsentscheidungen nehmen können. Das Kapitel zeigt, dass die Frauenbewegung kein Interessensgebiet Holgers war und dass sie vor allem Monistin war und sich mit Haeckel über monistische Themen austauschte.

Holgers stellt zusammenfassend eine Ausnahme im Bund dar, da sie erstens als einzige der in dieser Arbeit untersuchten Frauen eine Funktion im Monistenbund einnahm (neben Hannah Dorsch als Dodels Sekretärin). Zwar war sie nicht direkt für den Bund, sondern als Privatsekretärin für Ernst Haeckel tätig und zudem wurde sie durch ihre Haeckel untergeordnete Tätigkeit nicht zur Entscheidungsträgerin in Bundesfragen, doch sie übernahm administrative Aufgaben für Haeckel und hatte durch ihre Korrespondenzerledigungen ihres Arbeitgebers und durch Haeckels persönlichen Einsatz für sie Zugang zu seinem Netzwerk aus politischen und bildungsbürgerlichen Entscheidungsträgern wie Professoren und Adligen. Das mag auch ihrer Karriere als Rezitatorin zuträglich gewesen sein, wofür sich jedoch keine Beweise auffinden lassen. Holgers wies sich durch ihre Sekretärtätigkeit für Haeckel und durch ihre Hilfs-tätigkeit im Phyletischen Museum als Monistin aus. Haeckel hatte viele Freundinnen und Schülerinnen wie sie, doch sie war die einzige, die in einem so intensiven und persönlichen Austausch mit ihm stand. Das zeigt neben den Aufgaben, die sie für ihn übernahm, auch die Anzahl an Briefen, die sie ihm schrieb. Mit circa 400 Briefen schrieb sie ihm sogar öfter als die bisherige Spitzenschreiberin Ella von Crompton, die ihm bereits über 200 Briefe schrieb. Doch Holgers bleibt mit ihrer Rolle im DMB und für Ernst Haeckel vor allem eines: Eine Ausnahme.

Betrachtet man ihre persönliche Lebensführung, so wird klar: Holgers war zwar in keiner Entscheiderposition im DMB, doch sie war dennoch emanzipiert: Sie war eine berufstätige Künstlerin, die ihre Verbindung zum einflussreichen Haeckel nutzte, um ihr berufliches Netzwerk auszuweiten und um sich weiterzubilden, denn die philosophischen und politischen Diskussionen mit ihrem Chef und Lehrer Haeckel regten Holgers dazu an, sich – vor allem durch monistische Lektüre – fortzubilden. Sie nutzte ihr monistisches Umfeld, um ihre Handlungsspielräume in den Bereichen Bildung und Beruf auszuweiten.

## 3.12 Ida Altmann-Bronn

Ida Altmann-Bronn war eine gebildete politische Aktivistin und eine selbstständige frei-berufliche Übersetzerin und Vortragende für sozialdemokratische, gewerkschaftliche und freidenkerische Versammlungen. Obwohl ihre Bemühungen, mit der Parteispitze der SPD in Kontakt zu treten, nicht erfolgreich waren, hatte sie politische Reichweite, da sie gewerkschaftlich tätig war und sich ehrenamtlich in der freidenkerischen Gemeinde Berlins engagierte.

Altmann-Bronn war es, die Haeckel zum Internationalen Freidenkerkongress in Rom einlud, auf dem er als Gegenpapst ausgerufen wurde und die Gründung eines Monistenbunds ankündigte.

Es stellt sich bei ihr besonders die Frage, wie gut sie öffentlich vernetzt war und inwiefern der Bund von ihrem etwaigen politischen und gewerkschaftlichen Netzwerk Gebrauch machte, sowie, inwiefern sie den DMB nutzte, um ihre individuellen und gesellschaftlichen Handlungsspielräume zu erweitern.

### 3.12.1 Freidenkerische Aktivistin und Gewerkschafterin

Gisela Losseff-Tillmanns fasst in ihrer ausführlichen Biografie zu Altmann-Bronn sowohl ihre Lebensdaten als auch ihre öffentliche politische Aktivität zusammen. Hierzu betrachtet sie zahlreiche Quellen wie Altmann-Bronns eigene Werke, Polizeiakten über ihre Beobachtung wegen ihres freidenkerischen Aktivismus und administrative Quellen. Das erste Unterkapitel beleuchtet ihre Biografie anhand von Losseff-Tillmanns Monografie und der Quellen selbst mit besonderem Fokus auf Altmann-Bronns Bildung und Erwerbsarbeit.

#### 3.12.1.1 Die gebildete Privatlehrerin

Losseff-Tillmanns beschreibt die Eckdaten von Altmann-Bronns Kindheit genau. Die spätere Gewerkschafterin wurde am 30. Juni 1862 im ostpreußischen Kreis Labiau bei Königsberg im Ort Obscherninken in eine jüdische Familie geboren, entfernte sich jedoch als Erwachsene vom jüdischen Glauben und wurde freireligiös.<sup>711</sup> 1874 zog ihre Familie vom Land in die Stadt Königsberg, wo der Vater als Kaufmann arbeitete.<sup>712</sup> Ihre Mutter legte viel Wert auf Bildung und so besuchte Altmann-Bronn ab 1874 die Höhere Töchterschule in Königsberg und anschließend das Königsberger Lehrerinnenseminar. Somit genoss sie ab ihrem zwölften bis zu ihrem neunzehnten Lebensjahr eine höhere Bildung.<sup>713</sup> Daraufhin unterrichtete sie nach Bestehen ihres Lehrerinnenexamens ein

---

<sup>711</sup> Vgl. Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935. Lebensgeschichte einer sozialdemokratischen, freidenkerischen Gewerkschafterin – eine Spuren suche, Nomos Verlagsgesellschaft: Baden-Baden 2015, S. 14. Es gibt zu Ida Altmann-Bronn nur sehr wenig biografische Forschung. Nur wenige und sehr knappe Artikel lassen sich hierzu finden. Deshalb ist Losseff-Tillmanns Monografie ein besonderer Beitrag zur Forschung über Altmann-Bronn, vor allem, weil sie die Bedeutung der Sozialdemokratin für die deutsche sozialdemokratische Bewegungsgeschichte und die Arbeiterbewegung wiederentdeckt. Somit wird das selbst gesetzte Ziel der Autorin erreicht. Altmann-Bronn schrieb noch 1934, ein Jahr vor ihrem Tod, dass sie nicht an einen rettenden Gott glaube. (Vgl. ebd., S. 166.) Vgl. zu ihren biografischen Daten auch Landesarchiv Berlin, A Pr.Br.Rep. 030, Nr. 8742 – die dort dokumentierten polizeilichen Untersuchungen im Rahmen einer Beobachtung Altmann-Bronns sind heute eine wichtige Quelle zu ihrer Bildungs- und Erwerbsarbeitsbiografie und geben Aufschluss über ihr Alltagsleben.

<sup>712</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 18–21.

<sup>713</sup> Diese Angaben werden durch eine autobiografische Skizze von ihr beschrieben, die in dem Nachwort eines in Erinnerung an ihren Mann herausgegebenen Gedichtbands enthalten ist. (Vgl. Altmann-Bronn, Ida, Ein hoher Geist, ein edel Herz. Erinnerungen und Gedichte, Jegor Bronn zum Gedächtnis, Boger-Verlag: Berlin 1932, S. 53.)

halbes Jahr als Vertretungslehrerin an der städtischen Höheren Töchterschule Königsbergs. Ida Altmann, wie sie zu dieser Zeit noch hieß – erst 1912 heiratete sie Jegor Bronn und nahm ihren Doppelnamen an – war zu dieser Zeit in zweifacher Weise als Frau und Jüdin gegenüber Männern in ihrem Beruf benachteiligt: Erstens berechtigte ihre Schulausbildung 1871 in Preußen noch nicht zum Universitätsstudium.<sup>714</sup> Zweitens durfte sie als Jüdin nur eine Vertretungsstelle antreten, da die Schulen in Preußen keine Jüdinnen als Lehrerinnen einstellen durften.<sup>715</sup>

Auch als Erwachsene setzte sie ihren Berufsweg selbstständig fort und arbeitete in Sankt Petersburg bei einer russischen Arztfamilie, die sie in Königsberg kennengelernt hatte, als Privatlehrerin.<sup>716</sup> Auch nach ihrer Rückkehr nach Deutschland lebte sie weiterhin finanziell unabhängig von ihrer Königsberger Familie und kehrte nicht nach Ostpreußen, sondern nach Berlin zurück, wo sie sich weiterhin mit ihrer Tätigkeit als Privatlehrerin selbst unterhielt.<sup>717</sup> Dort engagierte sie sich in vielfacher Weise politisch.

### 3.12.1.2 Politischer Aktivismus und späte Heirat

Altmann heiratete erst im Alter von 50 Jahren und hatte keine Kinder.<sup>718</sup> Sie widmete ihr Leben ihrem politischen Aktivismus. Nach ihrer Königsberger, Sankt Petersburger und politisch sehr aktiven Berliner Zeit zwischen 1890 und 1912 zog sie mit ihrem Ehemann Jegor Bronn nach Rombach in Elsass-Lothringen und später wieder nach Berlin, wo sie in den 1930er Jahren verstarb.<sup>719</sup> Das Ehepaar lernte sich 1892 in Berlin kennen.<sup>720</sup> Altmann heiratete den Russen Jegor Bronn am 13. April 1912.<sup>721</sup> Er war Chemiker und setzte in Berlin seine wissenschaftlichen Studien fort.<sup>722</sup> Wie auch Ida Altmann war Jegor Bronn sozialdemokratisch aktiv und wohnte von 1902 bis 1906 zur Untermiete bei ihr. 1906 nahm er eine Führungsposition als Chemiker bei der Rombacher Hüttenwerke AG in Elsass-Lothringen ein und konnte in seinem Leben insgesamt 79 Patente anmelden, die international anerkannt wurden und ihm zu Renommee in der Chemiebranche verhalfen.<sup>723</sup> 1912 wurde er deutscher Staatsbürger. Wie auch seine Frau verehrte er Ernst Haeckel.<sup>724</sup>

Ihre Berliner Jahre eignen sich auf Grund der guten Quellenlage und auch, weil Altmann-Bronn zu dieser Zeit politisch sehr aktiv war, für eine eingehendere Betrachtung.

<sup>714</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 21–23.

<sup>715</sup> Losseff-Tillmanns schreibt, dass bereits in ihrer Königsberger Kindheit die Wurzeln zu Altmann-Bronns freireligiöser Aktivität gelegt worden seien. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 24.) Denn in Königsberg hätten zu dieser Zeit viele JüdInnen der Akkulturation offen gegenübergestanden und hätten deshalb Kontakte zur Freireligiösen Gemeinde Königsbergs gehalten.

<sup>716</sup> Vgl. ebd., S. 27.

<sup>717</sup> Vgl. ebd., S. 28 und S. 37f.

<sup>718</sup> Vgl. ebd., S. 134.

<sup>719</sup> Vgl. ebd., S. 180.

<sup>720</sup> Vgl. ebd., S. 143.

<sup>721</sup> Vgl. ebd., S. 155.

<sup>722</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 145.

<sup>723</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 155–157.

<sup>724</sup> Vgl. ebd., S. 137.

Altmann-Bronn wurde auf Grund ihrer freidenkerischen und sozialdemokratischen Gesinnung immer wieder von der preußischen Polizei beobachtet.<sup>725</sup> Ihr Alltag war von ihrer politischen Arbeit für die Sozialdemokratie und das Freidenkertum bestimmt.<sup>726</sup> Bereits 1892 wurde zu ihr als junger sozialdemokratischer Aktivistin in polizeilichen Akten vermerkt, dass sie zwar keine nennenswerten Kontakte zu politischen Köpfen der sozialdemokratischen Partei pflegte, solche Kontakte aber herzustellen versuchte und dass sie sich in ihrer Freizeit umfassend mit sozialdemokratischen Texten beschäftigte.<sup>727</sup> So habe sie auch einen Text bei der Redaktion des *Vorwärts* eingereicht, der jedoch nicht veröffentlicht wurde. 1907 bot ihr die SPD schließlich eine Redaktionstätigkeit für den *Vorwärts* in Russisch-Polen an, die sie aber ablehnte, weil sie sich auf die gewerkschaftliche Arbeit konzentrieren wollte.<sup>728</sup> 1890 trat sie in die SPD und im November 1891 in die Freireligiöse Gemeinde Berlins ein.<sup>729</sup>

Des Weiteren forderte das preußische Schulamt 1912 eine Aktualisierung der Untersuchung Altmanns, da sie auf einer öffentlichen Versammlung die sozialdemokratische Forderung gestellt haben soll, die Zölle nicht zu erhöhen.<sup>730</sup> Deshalb nahm die Polizei erneut die Beobachtung auf. In der Polizeiakte ist vermerkt, dass Altmann mehrere Jahre als erste Leiterin des 1905 gegründeten Arbeitnehmerinnensekretariats der Generalkommission der Freien Gewerkschaften gearbeitet habe,<sup>731</sup> jedoch im März 1909 gleichzeitig

<sup>725</sup> Vgl. Landesarchiv Berlin, A Pr.Br.Rep. 030, Nr. 8742.

<sup>726</sup> Altmann konnte sich in dieser Zeit zunehmend für die Sozialdemokratie einsetzen, da Reichskanzler Bismarck am 25. Januar 1890 die Zustimmung der Parlamentsmehrheit für die Verlängerung des Sozialistengesetzes verlor und die Sozialdemokratische Partei daraufhin die Zahl ihrer Parlamentssitze verdreifachen konnte. (Vgl. Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 39.) Das Sozialistengesetz, das sich von 1878 bis 1890 gegen sozialdemokratische und sozialistische Vereine, Versammlungen, Druckschriften und Beitragssammlungen richtete, trat außer Kraft. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 39 und S. 44f.) Altmann konnte somit als Vorsitzende der Frauenversammlungen der SPD auch zahlreiche Versammlungen zur Akquirierung von WählerInnen organisieren.

<sup>727</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Landesarchiv Berlin, A Pr.Br.Rep. 030, Nr. 8742.

<sup>728</sup> Vgl. Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 60. Altmann-Bronns sozialistische Ausrichtung drückte sich auch in ihren eigenen Texten aus: Sie schrieb ein Buch über die historischen Umstände des Lebens Lenins und dessen Aufwachsens. (Vgl. Altmann-Bronn, Ida, *Vorfrühling. Erzählung aus dem vorrevolutionären Rußland*, J. Bronn: Berlin 1928, S. 10f.) In der erzählerischen Biografie Lenins lobt sie ihn als Helden des Alltags und als großen Politiker. (Vgl. ebd., S. 6 und S. 18f.)

<sup>729</sup> Vgl. Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 39f. In der Freireligiösen Gemeinde sei sie nicht nur Lehrerin, sondern ab 1892 auch Vorstandsmitglied gewesen. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 40.) Auch in der Gewerkschaft sei sie von Beginn ihrer Berliner Zeit an aktiv gewesen.

<sup>730</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Landesarchiv Berlin, A Pr.Br.Rep. 030, Nr. 8742.

<sup>731</sup> Als Leiterin des Arbeiterinnensekretariats der Gewerkschaften verwirklichte sie ihre politischen Vorstellungen weiblicher Partizipation an der sozialdemokratischen Bewegung durch die als Agitation bezeichnete Werbung um mehr weibliche Mitglieder in den Gewerkschaften und in der Bewegung. (Vgl. hierzu und zum Folgenden Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 71–73.) Altmann engagierte sich in diesem Rahmen auch für konkrete Hilfestellungen zur Verbesserung der Arbeitssituation der Arbeiterinnen, zum Beispiel dafür, dass die Betriebe weibliche Vertrauenspersonen beriefen und betriebliche Beschwerdestellen einrichteten.

ihre Stellung als Leiterin des gewerkschaftlichen Frauen-Agitationskomitees gekündigt habe und ganz aus dem Gewerkschaftskomitee ausgetreten sei. Daraus wird ersichtlich, dass sie den Einsatz für Frauenrechte und ihren sozialdemokratischen Einsatz in der Gewerkschaftsarbeit vereinte. Sie sei wegen eines Konflikts mit dem Generalkommissionsvorsitzenden Legien aus der Gewerkschaft ausgetreten, weil sie selbstständiger arbeiten und in ihrem Frauenkomitee nicht immer dem allgemeinen Komitee untergeordnet sein wollte. Sie wollte sich »auf Dauer diesen untergeordneten Verhältnissen nicht mehr anpassen«<sup>732</sup>.

Ihr Austritt bedeutete laut Akte keineswegs, dass sie sich von der gewerkschaftlichen Frauenbewegung abkehrte. Vielmehr habe Altmann ihre politische Gesinnung beibehalten. Sie habe weiterhin entgeltlich politische und literarische Vorträge für die SPD und die Gewerkschaft gehalten. Altmann sei somit Mitgestalterin der »Anfänge der gewerkschaftlichen Arbeiterinnenorganisation«<sup>733</sup> gewesen.<sup>734</sup>

### 3.12.1.3 Freireligiöse Überzeugung und Verfolgung

Neben ihren sozialdemokratischen Interessen und ihrem Einsatz für Frauenrechte verfolgte sie als Freidenkerin auch ideologische Interessen. Sie wollte das Freidenkertum verbreiten und war aktiv in der jüdischen Gemeinde Berlins tätig. Auch hiervon berichten die Polizeiakten. So sei sie zuerst vor allem als Privatlehrerin und Übersetzerin in ihrer jüdischen Gemeinde tätig gewesen und habe JüdInnen Hausunterricht erteilt.<sup>735</sup> Zudem sei sie als Mitglied der Freireligiösen Gemeinde Berlins in deren Mitgliederverzeichnis zu finden. Für den freireligiösen Unterricht erstellte sie sogar programmatische Leitsätze.<sup>736</sup>

Sie habe sich wiederholt um eine Anstellung als Kommunallehrerin beworben, was jedoch nach ihren eigenen Angaben »in Folge ihrer freien Gesinnung«<sup>737</sup> stets unerfolgreich geblieben war.<sup>738</sup> Die Polizei war darüber im Bilde, wenn sie Versammlungen und Vortragsabende der Freireligiösen Gemeinde besuchte und wusste um ihre umfangreiche Korrespondenz. Jedoch konnte sie nicht ermitteln, an wen sie ihre zahlreichen täglichen Briefe verschickte. Als AdressatInnen kommen Mitglieder der freireligiösen Gemeinde, SozialdemokratInnen und auch MonistInnen wie Ernst Haeckel in Frage, des-

732 Ebd. Losseff-Tillmanns geht davon aus, dass Altmann ihre Stelle zum 1. März 1909 kündigte, weil die Gewerkschaftsführer ihre 1908 geäußerte Forderung, wesentlich mehr Frauen zu den gewerkschaftlichen Kommissionen, Ortsverwaltungen, Vorständen, Kongressen, Delegationen, Generalversammlungen und zur Generalkommission der Gewerkschaften zuzulassen, nicht erfüllten. (Vgl. Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 76f.)

733 Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 50.

734 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 50.

735 Vgl. hierzu und zum Folgenden Landesarchiv Berlin, A Pr.Br.Rep. 030, Nr. 8742.

736 Vgl. Altmann, Ida, Leitsätze für die Kinder von Freidenkern und Freireligiösen, Kommissions-Verlag von U. Hoffmann: Berlin 1897. Altmann formuliert als Leitsätze für die Kindererziehung und den freireligiösen Unterricht vor allem, dass die Eltern und die LehrerInnen die naturwissenschaftliche Erkenntnis als Religion lehren sollten und dass sie die Kinder dazu anhalten sollten, Schulbildung und Berufsausübung ernst zu nehmen, damit sie etwas zur Gesellschaft beitragen. (Vgl. ebd., S. zf.)

737 Ebd.

738 Vgl. hierzu und zum restlichen Absatz ebd.

sen Briefkorrespondenz mit Altmann-Bronn teilweise im Ernst-Haeckel-Archiv in Jena erhalten ist. Ende 1892 war sie bereits Schriftführerin der Freireligiösen Gemeinde und ab Anfang 1894 erteilte sie freireligiösen Kulturgeschichtsunterricht, der unter Bruno Wille noch freireligiöser Religionsunterricht hieß. Auch 1912 war sie weiterhin Erste Schriftführerin der Gemeinde und hielt dort – wie schon für die Gewerkschaft und die SPD gegen Entgelt – Vorträge über religiösen Themen und Bildung. Ihre Beobachtung durch die Polizei wegen ihrer Arbeit für die Freireligiöse Gemeinde Berlin blieb nicht ohne Folgen: Wegen ihres freidenkerisch motivierten Einsatzes für ein verfassungsmäßiges Recht auf freie Jugendarbeit musste sie sogar für kurze Zeit ins Gefängnis.<sup>739</sup>

Ihr Vortragsengagement in der Freireligiösen Gemeinde nahm laut Losseff-Tillmanns nach 1896 ab, da sie sich vermehrt der gewerkschaftlichen Arbeit widmete.<sup>740</sup>

Altmanns religiös-weltanschauliche Orientierung unterschied sie von vielen ihrer sozialdemokratischen MitstreiterInnen.<sup>741</sup> Politiker wie Wilhelm Liebknecht lehnten die Zusammenarbeit mit FreidenkerInnen ab, da Religion Privatsache sei. Altmann hingegen wurde sogar Mitglied im Internationalen Freidenkerbund, ohne sich zu der Auseinandersetzung über die Zusammenarbeit von Freidenkerkum und Sozialismus einzulassen. In ihrer Gemeinde bemühte sie sich vor allem darum, Haeckels Lehren zu verbreiten und die freireligiöse Jugendbildung voranzutreiben.<sup>742</sup>

### 3.12.1.4 Schriftstellerin, Rednerin, Gewerkschafterin: Berufsleben und Emanzipation

Neben ihren politischen Interessen war sie auch Schriftstellerin von Lyrik, Novellen und Märchen.<sup>743</sup> Ihre Jugendarbeit und das Verfassen von Märchen für die freireligiöse und sozialistische Kinder- und Jugendbildung waren ihre Hauptaufgaben.<sup>744</sup> Zudem verdiente sie als Übersetzerin Geld.<sup>745</sup> Sie beherrschte Englisch, Französisch und Italienisch auf einem hohen Niveau, was für eine hohe Bildung spricht. Dazu kommen ihre Eigenständigkeit, wenn es darum ging, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten und ihre politische Arbeit in der Gewerkschaft, in deren Rahmen sie sich zu politischen Fragen positionieren und unter offiziellen Rahmenbedingungen die Gewerkschaft beziehungsweise den Frauenflügel der Gewerkschaft repräsentieren musste. Das tat sie, obwohl sie dadurch als Schriftstellerin im Nachteil war; schließlich war sie wegen ihrer politischen Arbeit gesellschaftlichen Repressionen ausgesetzt.<sup>746</sup> Altmanns politische

739 Vgl. Altmann-Bronn, Ida, *Ein hoher Geist*, Boger-Verlag: Berlin 1932, S. 54.

740 Vgl. Losseff-Tillmanns, Gisela, *Ida Altmann-Bronn 1862–1935*, Baden-Baden 2015, S. 50.

741 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 87–90.

742 Vgl. ebd., S. 97.

743 Vgl. Landesarchiv Berlin, A Pr.Br.Rep. 030, Nr. 8742.

744 Vgl. Losseff-Tillmanns, Gisela, *Ida Altmann-Bronn 1862–1935*, Baden-Baden 2015, S. 65. Altmann-Bronn verfasste zum Beispiel ein Erzählwerk mit vier Kurzgeschichten und Gedichten für Kinder, in denen fiktive Elfen dabei halfen, Kinder zu Demut und zum Teilen zu erziehen. (Vgl. Altmann-Bronn, Ida, *Um die Sonnenwende. Kleine Gedichte von Elfen und allerlei anderen Leuten*, Druck der Ulmer Zeitung: Ulm a. Donau 1916.)

745 Vgl. hierzu und zum Folgenden Landesarchiv Berlin, A Pr.Br.Rep. 030, Nr. 8742.

746 Vgl. Nebmaier, Johannes, *Die Schriftstellerin Ida Altmann-Bronn*, in: Losseff-Tillmanns, Gisela, *Ida Altmann-Bronn 1862–1935. Lebensgeschichte einer sozialdemokratischen, freidenkerischen*

Biografie zeigt auf, wie emanzipiert sie in den Bereichen Bildung und Beruf war und wie sehr sie in ihrer Lebensführung aus zeitgenössischen Rollenzuschreibungen an Frauen ausbrach.

1932 starb Altmann-Bronns Ehemann. Da die Nationalsozialisten all denjenigen die Staatsbürgerschaft aberkannten, die diese nach 1918 erworben hatten und keine ›nationale Orientierung‹ aufwiesen, hätte Altmann-Bronn Gefahr laufen können, sie zu verlieren.<sup>747</sup> Die ›nationale Orientierung‹ war nämlich unter anderem bei einer Aktivität in der sozialistischen oder freireligiösen Bewegung ausgeschlossen. Da Altmann-Bronn in der Weimarer Republik aber nur noch sporadisch an den Gemeindeversammlungen der Freireligiösen Gemeinde Berlins teilnahm und nur ein einfaches Mitglied war, hatte die Berliner Polizei 1935 keine Kenntnis von ihren freireligiösen Aktivitäten. Auch an der sozialdemokratischen Bewegung nahm sie nicht mehr aktiv teil, da ihre Einstellung einerseits während des Ersten Weltkriegs nationalistischer wurde, aber auch weil Altmann-Bronns schärfere Kapitalismuskritik nicht mehr zu der zunehmend gemäßigten sozialdemokratischen Frauenbewegung passte, die vor allem eine Arbeiterwohlfahrt aufbauen wollte. Am 8. April 1934 wurde die Gemeinde von der Berliner Polizei aufgelöst. Altmann-Bronn starb am 30. November 1935 und wurde in einem Urnengrab neben Jegor Bronn auf dem Friedhof der Freireligiösen Gemeinde Berlins begraben.

### 3.12.1.5 Eine Frauenrechtsaktivistin mit sozialistischem Kurs

Altmann-Bronns Einstellung zur Frauenfrage ist ambivalent. Einerseits wollte sie die Situation der Arbeiterinnen verbessern und forderte Arbeiterinnen in eigenen Kurzschriften zur aktiven Unterstützung der SPD auf. Sie sollten für die Rechte der weiblichen Arbeitskräfte eintreten, damit langfristig auch mehr Frauen in den Arbeitervertretungen für die speziellen weiblichen Belange eintreten könnten.<sup>748</sup> Zudem sprach sie sich gegen Else Lüders Vorschlag zur Verbesserung der Frauenagitation aus, spezielle Frauenkurse anzubieten, in denen weibliche Gewerkschafterinnen ihre Schüchternheit überwinden lernen sollten, die durch den jahrtausendealten Erziehungsfehler mangelnder Bildung und fehlender Gleichberechtigung entstanden sei.<sup>749</sup> Sie lehnte den Vorschlag ab, da er die Frauen in der Gewerkschaft im Gegenteil weiterhin daran gewöhnte, nichts zu gesamtgesellschaftlichen Fragestellungen beizutragen und in ihrer ›Frauenecke‹ zu verbleiben. So würden sie kein Verständnis der gemeinsamen Gewerkschaftsinteressen

---

Gewerkschafterin – eine Spurensuche, Nomos Verlagsgesellschaft: Baden-Baden 2015, S. 159–171, hier S. 159–161.

- 747 Vgl. hierzu und zum Folgenden Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 173–180. Bereits 1929 wurde dem Ehepaar Altmann-Bronn die deutsche Staatsangehörigkeit entzogen, da Elsass-Lothringen mit dem Frieden von Versailles Frankreich angegliedert worden war. (Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd., S. 173–175.) Die beiden konnten die deutsche Staatsangehörigkeit allerdings nach einem Jahr zurückverlangen, wozu Jegor Bronns hohes Einkommen auf Grund seiner Patente beitrug.
- 748 Vgl. Altmann, Ida, Den Weg zum Glück, Arbeiterinnen! Ihr sollt ihn kennen lernen und gehen!, Baader: Berlin, o.J., S. 4.
- 749 Vgl. hierzu und zum Folgenden Losseff-Tillmanns, Gisela (Hg.), Frau und Gewerkschaft [Die Frau in der Gewerkschaft], Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M. 1982, 147–149.

entwickeln und in ihrer Außenseiterrolle verbleiben. Soweit erweist sich Altmann-Bronn als durchaus progressiv.

Andererseits motivierte sie die Arbeiterinnen lediglich aus dem Grund zur politischen Selbstständigkeit, dass sie aus einer sozialistischen Überzeugung heraus die Klassengesellschaft abschaffen wollte.<sup>750</sup> Altmann hatte – wie viele der sozialdemokratischen, proletarischen Frauenrechtsaktivistinnen – das vorrangige Ziel, die finanzielle Ausbeutung des Proletariats durch die Kapital besitzenden Fabrikunternehmer und Arbeitgeber zu beenden. Die Frauen waren eine Gruppe von vielen, die es für sie ebenfalls zu mobilisieren galt. Die Probleme der Frauen ergaben sich für Altmann und große Teile der proletarischen Frauenbewegung nicht in erster Linie aus der Ungleichbehandlung der Geschlechter in Bildung, Beruf und Familie, sondern aus dem kapitalistischen und arbeitnehmerfeindlichen Fabriksystem.

Die Kapitalismuskritik und der damit begründete Einsatz für die Frauenagitation in den Gewerkschaften und in der Partei änderten jedoch nichts an Altmanns traditionellem Familienbild. Sie begründete es zwar in freidenkerisch-monistischer Tradition mit der Kulturtheorie, sah aber in traditioneller Manier das ganze Glück »des gesunden, natürlichen Weibes«<sup>751</sup> in der Mutterschaft innerhalb der Ehe. Altmann-Bronn zufolge besteht das Glück der Frauen also im Familienleben, wenn »Mann und Weib sich vereinen zur Erfüllung der großen ihnen von der Natur gestellten Aufgabe, zur Erhaltung und Veredelung des Menschengeschlechts beizutragen durch Erzeugung und Erziehung immer neuer Menschen«<sup>752</sup>. Mutter zu sein hielt sie für die natürliche Pflicht der Frauen und bewertete dementsprechend die Doppelbelastung der Frauen durch die Erwerbsarbeit negativ, da sie zur Verwahrlosung der Kinder und des Haushalts führe.

Das ist zwar zeitgemäß und entspricht auch dem grundsätzlichen Familienbild der hier betrachteten anderen Frauenrechtsaktivistinnen, doch wirkt es wie ein Widerspruch zu Altmann-Bronns eigenem Leben als kinderlose, politisch aktive und erwerbstätige Frau. Zusammenfassend ist zu sagen, dass Altmann vor allem Sozialdemokratin war und erst in zweiter Linie Frauenrechtsaktivistin, wie es ihre politischen Prioritäten zeigen. Zudem kehrte sie sich in ihrem letzten Lebensdrittel von ihrem politischen Kampf für Sozialdemokratie und Frauenrechte ab und konzentrierte sich auf häusliche Aufgaben. Dazu kam, dass sie von dem mangelnden öffentlichen Interesse an ihrem Einsatz enttäuscht war.<sup>753</sup>

<sup>750</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Altmann, Ida, *Den Weg zum Glück, Arbeiterinnen!*, Berlin, o.J.

<sup>751</sup> Ebd., S. 1.

<sup>752</sup> Ebd.

<sup>753</sup> Vgl. Nebmaier, Johannes, Ida Altmann-Bronn 1862–1935. Freireligiöse Lehrerin, Freidenkerin, Sozialdemokratin, Gewerkschafterin, Schriftstellerin, *Konturen II*: Berlin 2015, S. 78. Nebmaiers populärwissenschaftliche Monografie ist das einzige Werk, das sich ausführlich mit den Briefen zwischen Ida Altmann-Bronn und Ernst Haeckel sowie ihrem Ehemann Jegor Bronn auseinandersetzt sowie Einblick über die in einem Privatarchiv liegenden Briefe Haeckels an Altmann gibt. Deshalb werden Nebmaiers Ausführungen trotz ihrer fehlenden Einbettung in den geschichtswissenschaftlichen Diskurs im Folgenden angesprochen.

### 3.12.2 Sprachrohr für Haeckel und trotzdem im DMB unbedeutend

Freidenkertum und Monismus waren von großer Bedeutung für Altmann-Bronn. Sie hielt am 24. November 1907 einen künstlerisch-philosophischen Vortrag in ihrer freireligiösen Gemeinde in Berlin, der später abgedruckt wurde und in dem sie die These ausarbeitete, die christliche Jenseitsvorstellung sei unhaltbar, da sie sich nicht sinnvoll oder logisch beweisen lasse.<sup>754</sup> Laut Losseff-Tillmanns bemühte sich Altmann in ihrer Gemeinde stets darum, Haeckels Lehren zu verbreiten und warb um dessen Teilnahme an internationalen Freidenkerkongressen.<sup>755</sup> So bemühte sie sich auch als Sekretärin der deutschen Kommission des Internationalen Freidenkerbunds in Brüssel um Haeckels Teilnahme am ersten Internationalen Freidenkerkongress 1904 in Rom.<sup>756</sup> Daraus habe sich ein jahrelanger Briefaustausch zwischen Haeckel, Altmann und ihrem späteren Ehemann Jegor Bronn entwickelt.<sup>757</sup> Dieser ist die Hauptquelle für das zweite Unterkapitel, das die Rolle Altmanns im DMB untersucht. Zur Frauenfrage äußert sie sich in ihren Briefen an Haeckel nicht, daher beschränkt sich diese Arbeit auf die Analyse ihrer Rolle im Bund und ihrer Beziehung zu Haeckel.

#### 3.12.2.1 Werbung für den Internationalen Freidenkerbund

Altmann-Bronn war nicht im DMB aktiv, aber sie trat immer wieder für den Internationalen Freidenkerbund mit Haeckel in Kontakt. Wiederholt bemühte sie sich, ihn als Sprecher auf dem Internationalen Freidenkerkongress zu gewinnen oder ihn zumindest dazu zu bewegen, Grußworte zu schicken.<sup>758</sup> Außerdem bat sie in ihrer Anfrage von 1913 nicht nur Haeckel selbst um ein Grußwort für den Internationalen Freidenkerkongress im selben Jahr in Lissabon, sondern bat ihn auch, Wilhelm Ostwald zu einem Grußwort an den Bund zu bewegen. Sie begründete ihre Anfrage an Haeckel damit, dass sie selbst

754 Vgl. hierzu und zum Folgenden Altmann, Ida, *Vom Jenseits. Vortrag, gehalten am 24. November 1907 in der Freireligiösen Gemeinde zu Berlin*, Hoffmann: Berlin 1908, S. 8f.

755 Vgl. Losseff-Tillmanns, Cisela, *Ida Altmann-Bronn 1862–1935*, Baden-Baden 2015, S. 97.

756 Vgl. ebd., S. 298. Vgl. zudem Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8755 vom 19. Juni 1903. Laut Altmann-Bronns Aussage im Brief war Haeckel Mitglied des deutschen Freidenkerbunds. (Vgl. ebd.)

757 Vgl. ebd., S. 97.

758 Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8774 vom 14. September 1913. Auf dem Freidenkerkongress 1913 verlas sie selbst Haeckels Schreiben. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8776 vom 21. Oktober 1913.) Auch 1905 bat sie Haeckel um seine Teilnahme am Kongress. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8761 vom 7. Juni 1905.) Und für den Kongress im Jahr 1910 ist gesichert, dass er ihr auch einen Text zum Verlesen mitgab, da sie sich in einem Brief vom Oktober 1910 für diesen bedankte. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8770 vom 5. Oktober 1910.) Bereits Anke Reuther und Wolfgang Heyn haben die Korrespondenz von Altmann-Bronn und Haeckel ansatzweise in Bezug auf ihre Zusammenarbeit im Umfeld des Internationalen Freidenkerbunds untersucht. (Vgl. Reuther, Anke/Heyn, Wolfgang, »Hochverehrter Herr Professor!«. Zu den Briefen Ida Altmanns an Ernst Haeckel, in: Lenz, Arnher E./Mueller, Volker (Hgg.), *Darwin, Haeckel und die Folgen. Monismus in Vergangenheit und Gegenwart*, Angelika Lenz Verlag: Neustadt am Rübenberge 2006, S. 297–320.) Die Arbeit baut diese Analyse aus.

»bisher zum Monistenbunde keine Beziehungen hatte, da er [ihr] in den ersten Jahren seines Bestehens nicht dem zu entsprechen schien, was er nach [Haeckels] Absichten und [Haeckels] Thesen sein sollte.«<sup>759</sup>

Zudem trat sie nicht nur in terminlichen, sondern auch in weiteren organisatorischen Angelegenheiten als Vermittlerin zwischen Haeckel und dem Internationalen Freidenkerbund auf. So schickte sie ihm eine Kongresskarte und ein Reiseheft des Generalsekretärs des Internationalen Freidenkerbunds mit der Absicht, ihn zum ersten Internationalen Freidenkerkongress 1904 in Rom einzuladen.<sup>760</sup> Auch 1910 war Altmann-Bronn nachweislich als Vermittlerin zwischen Generalsekretär Furnemont und Haeckel tätig und wollte Haeckel nach dessen Absage für den Internationalen Freidenkerkongress 1910 nach Absprache mit Furnemont wieder um schriftliche Grußworte an den Kongress bitten.<sup>761</sup>

Außerdem trat sie in ihrer Rolle als Sekretärin des Internationalen Freidenkerbunds auch mit politischen Bitten an Haeckel heran, die nichts mit den Freidenkerkongressen per se, sondern mit der Arbeit des Freidenkerbunds zu tun hatten. Beispielsweise bat sie ihn in einem Brief von 1907 um eine schriftliche Kundgebung für die vom Internationalen Freidenkerbund angeregte Friedensinitiative. Haeckel solle einen Friedensaufruf für Zeitungen formulieren und diesen Altmann-Bronn zuschicken, die ihn dann an Zeitungen weiterleiten wollte.<sup>762</sup> Insofern ist Nebmaiers Einschätzung, Altmann-Bronn sei ein »Sprachrohr«<sup>763</sup> für Haeckel im Internationalen Freidenkerkongress gewesen, zuzustimmen.

### 3.12.2.2 Beteiligungsversuche ohne große Resonanz

Als der Monistenbund sich internationalisierte und mit anderen monistischen Vereinigungen im deutschsprachigen Raum vernetzte, machte sich Altmann-Bronn auch hierzu einmalig Gedanken und teilte sie Haeckel mit.<sup>764</sup> Doch sie sprach diese Gedanken in den erhaltenen Briefen von ihr an Haeckel nie mehr an. Vermutlich ist Haeckel auf ihre Ratschläge nicht weiter eingegangen. Bereits in der Anfangsphase des Monistenbunds versuchte Altmann, sich organisatorisch einzubringen, was Haeckel bereits nicht weiter verfolgte, wie es die erhaltenen Briefquellen zeigen. Sie schrieb ihm: »Ihre Anregung, einen Monistenbund zu schaffen, habe ich mit einigen deutschen Gesinnungsfreunden besprochen, die mir durch Geistesklarheit, durch Charakterfestigkeit und Abwesenheit romantisch-mystischer Phantastereien dazu geeignet scheinen.«<sup>765</sup> Sie wollte sich also

759 Ebd.

760 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8758 vom 7. September 1904.

761 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8769 vom 14. August 1910.

762 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8765 vom 20. Januar 1907. Ob Haeckel dieser Bitte nachkam, ist unklar.

763 Nebmaier, Johannes, Ida Altmann-Bronn, Berlin 2015, S. 26.

764 So würde der Bund im französischen Ausland laut Altmann-Bronn mehr Resonanz finden als in Deutschland. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8762 vom 24. Juni 1905.)

765 Ebd.

in die Netzwerkarbeit für den DMB einbringen. In der weiteren Korrespondenz wird dieser Vorschlag nicht mehr thematisiert.

Altmann-Bronns Interesse am DMB wuchs mit der Zeit weiter und sie wollte sich zusammen mit ihrem Ehemann mehr einbringen. So plante das Ehepaar Ende September 1918 sogar den Besuch einer monistischen Tagung und des Phyletischen Museums in Jena.<sup>766</sup> Bereits 1914 schilderte sie Haeckel in einem Brief ihre Ambitionen für ihre Mitarbeit im Bund, die jedoch auf Grund des Kriegsausbruchs untergegangen zu sein scheinen.<sup>767</sup> Festzuhalten ist, dass Ostwald und Haeckel ihren Vorschlag einer eigenen monistischen Jugendschrift unter Altmann-Bronns Redaktion und als Beilage zu den monistischen Zeitschriften ablehnten, da für die Jugendarbeit zum Zeitpunkt des Vorschlags bereits genug getan werde, indem ein anderer Monist bereits an der Zusammenstellung einiger monistischer Märchen arbeite.<sup>768</sup>

### 3.12.2.3 Inhaltlicher Austausch: ein Lehrer-Schülerinnen-Verhältnis

Der Inhalt der Briefe beschränkt sich nach Johannes Nebmaier auf die Ebene der Tagespolitik und Haeckels Vernetzung mit dem Internationalen Freidenkerbund sowie persönlichen Austausch mit Haeckel.<sup>769</sup> Nichts anderes zeigt auch die dieser Arbeit zugrundeliegende Analyse von Altmann-Bronns Briefen an Haeckel. In ihrer Korrespondenz ging es wie auch bei den meisten anderen Brieffreundinnen Haeckels, größtenteils nur um persönliche Tagesgeschäfte, nur dass in Altmann-Bronns Fall zusätzlich auch Angelegenheiten der Freidenkerbewegung Thema waren. Nur selten wurden auch Haeckels Bücher erwähnt. Die Erwähnungen lassen jedoch darauf schließen, dass Altmann-Bronn und ihr Ehemann mit Haeckels Schriften vertraut waren und die öffentliche Diskussion verfolgten.<sup>770</sup> Zudem besuchte Altmann-Bronn Haeckels Vorträge in Berlin, wo sie wohnte.<sup>771</sup> In einem Brief von 1905 schickte Altmann-Bronn Haeckel ein Exemplar seiner *Welträtsel*, das sie nach Russland an eine ehemalige Schülerin versendet hatte und das

<sup>766</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8793 vom 17. September 1918.

<sup>767</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8780 vom 8. September 1914. Bereits im Dezember 1910 schrieb sie von ihren Ambitionen, mehr zu der Verbreitung der monistischen Weltanschauung und Ethik beizutragen. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8771 vom 22. Dezember 1910.) Und zuvor hielt sie schon 1905 auch Vorträge zu Monisten wie Spinoza. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8762 vom 24. Juni 1905.)

<sup>768</sup> Dabei wurde ihre Idee später in der Beilage der monistischen Zeitschriften als Beilage unter dem Titel ›Sonne‹ umgesetzt, jedoch nicht unter ihrer Leitung.

<sup>769</sup> Vgl. Nebmaier, Johannes, Ida Altmann-Bronn, Berlin 2015, S. 16.

<sup>770</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8781 vom 2. Januar 1915. In diesem Brief schreibt Altmann-Bronn Haeckel von einem Buch, das seine *Welträtsel* kritisiere und das sie ihm gerne zuschicken würde. (Vgl. ebd.) Aus ihrem Beitrag zum Dankesband an Haeckel aus dem Jahr 1914 wird ersichtlich, dass sie Haeckels Werke schon früh genau studiert hatte und bereits in den 1890er Jahren in freireligiösen Abhandlungen seine *Natürliche Schöpfungslehre* gelobt hatte. (Vgl. Altmann-Bronn, Ida, o. T., in: Schmidt, Heinrich (Hg.), Was wir Ernst Haeckel zu verdanken haben. Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit, Bd. 2, Verlag Unesma: Leipzig 1914, S. 142–147.)

<sup>771</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8761 vom 7. Juni 1905.

von den Zensurbehörden zurück zu ihr geschickt worden war.<sup>772</sup> Nebmaier interpretiert das so, dass sie sich mit ihm gemeinsam über die Zensur seiner Werke amüsieren und so ihre persönliche Beziehung zu Haeckel stärken wollte.<sup>773</sup> In keinem der erhaltenen Briefe kritisiert Altmann-Bronn Haeckel und seine Theorien.

Sie betonte die Gemeinsamkeiten, die Haeckel und der Internationale Freidenkerbund hatten. Sie behielt die Entwicklungen im Monistenbund im Blick und schreibt in einem Brief von 1913 über Haeckels Auftritt auf dem Deutschen Monistenkongress: »Ihre Botschaft an den jüngst abgehaltenen Monistenkongreß[!] bewies uns, daß[!] Sie in unveränderter Weise an den Arbeiten Anteil nehmen, die zum Ziele haben, die auf wissenschaftliche Forschung begründete Weltanschauung zum Siege zu führen.«<sup>774</sup> Auf Grund dieses gemeinsamen Ziels, die Wissenschaft und den Monismus zu verbreiten, bat sie Haeckel in dem Brief danach um ein Grußwort an den nächsten Internationalen Freidenkerkongress 1913. Ihr sei klar, dass Haeckel ein vielbeschäftigter Professor sei, weswegen sie ihm nur schreiben wolle, wenn es für die Idee des Freidenkertums relevant sei.<sup>775</sup> Mit dieser Aussage stellte sie klar, dass es ihr in ihrem Briefaustausch vor allem um den inhaltlich-organisatorischen Austausch mit Haeckel und dem Freidenkerbund ging. Dieser war ihr so wichtig, weil Haeckel der damals erfolgreichste Begründer und Verbreiter einer monistischen wissenschaftlichen Weltanschauung war.<sup>776</sup> Sie erkannte sowohl seine wissenschaftliche als auch seine öffentlichkeitswirksame Bedeutung für den Monismus als eine ihrem Freidenkertum ähnliche Weltanschauung.

Auf inhaltlicher Ebene habe Altmann-Bronn Haeckel ausschließlich in der Kriegsfrage offen widersprochen und ansonsten nie Kritik an ihm geübt.<sup>777</sup> Diese Einschätzung entspricht auch der Auswertung der Briefquellen in dieser Arbeit. Altmanns Kommunikation unterscheidet sich nicht wesentlich von der der anderen Briefpartnerinnen Haeckels: Alle Frauen sahen sich in einem hierarchischen Verhältnis und als Haeckels Schülerinnen und übten fast nie Kritik an ihm. Lediglich auf tagespolitischer Ebene stimmte Altmann-Bronn nicht vollständig mit Haeckels Meinung zu im Krieg gewonnenen Kolonien überein. Die Schriftstellerin sendete Haeckel auch eigene Gedichte und Kurzerzählungen zu.<sup>778</sup> Diese sind patriotischer Natur, doch befürwortet sie in ihnen stets nur den Sieg Deutschlands, jedoch nie die Kolonialisierung afrikanischer Länder.<sup>779</sup> In einem Brief an Haeckel schreibt Altmann-Bronn sogar offen über ihre divergierenden Meinungen, dass sie mit Freude erkannte, dass sie »wohl das Recht habe, [s]ich als des verehrtesten Meisters bescheidene Jüngerin zu fühlen, gerade weil [sie] nicht blind auf jedes

<sup>772</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8760 vom 12. Januar 1905.

<sup>773</sup> Vgl. Nebmaier, Johannes, Ida Altmann-Bronn, Berlin 2015, S. 33.

<sup>774</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8774 vom 14. September 1913.

<sup>775</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8767 vom 21. Januar 1908.

<sup>776</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8755 vom 19. Juni 1903.

<sup>777</sup> Vgl. Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 99.

<sup>778</sup> Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8784 vom 12. Juni 1915.

<sup>779</sup> Vgl. als Beilage zu einem Brief ihr weiteres patriotisches Gedicht »Rheingruß«: Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8782 vom 20. Januar 1915.

Wort des Meisters schwöre, sondern selbst prüfe und für [sich] entscheide. So stimme [sie Haeckels] Ansicht über die Kolonien nicht bei.«<sup>780</sup> Haeckel habe deutsche Kolonien als Kriegsgewinne befürwortet, wie aus einem Artikel von ihm hervorgehe.<sup>781</sup> Obwohl beide sich aus patriotischer Motivation heraus von ihrem Pazifismus der Vorkriegszeit entfernt hatten, stimmte Altmann-Bronn Haeckel hier nicht zu.<sup>782</sup> Sie war durchaus nationalistisch, jedoch meinte sie, dass durch deutsche Kolonialisierung »deutscher Geist, deutsches Blut und deutsches Gut in Sandwüsten und lehmigen Fieberlöchern vergeudet würden«<sup>783</sup> und die einheimische Bevölkerung ausgerottet würde, was ihr als »Anhänger der natürlichen Entwicklungslehre«<sup>784</sup> widerstrebe, da so ganze Ethnien ausgerottet würden.<sup>785</sup>

Im Gegenzug für ihre Gedichte schickte Haeckel Altmann ebenfalls kurze eigene Schriften zu, die von ihrem Mann und ihr freudig angenommen und gelesen wurden. Insgesamt sendete Haeckel ihr allerdings weniger Schriftstücke zu als anderen Frauen, mit denen er ähnlich viele Briefe austauschte.<sup>786</sup> Jedoch ist aus Altmann-Bronns Reaktion auf Haeckels Artikel zur Blutschuld Englands, den er ihr zuschickte, zu erkennen, dass sie in der Kriegsfrage selbst mit Haeckel auf deutscher Seite stand.<sup>787</sup> So schrieb sie in einem kurz darauf folgenden Brief an Haeckel von der »Übereinstimmung unserer Gefühle für England«<sup>788</sup>.

### 3.12.2.4 Bescheidenheit im Umgang mit Haeckel

Losseff-Tillmanns macht eine Diskrepanz zwischen der Bescheidenheit, die aus den Formulierungen in Briefen Altmanns an Haeckel spricht und ihrem resoluten, selbst-

780 Ebd.

781 Vgl. ebd.

782 Laut Nebmaier wurden beide im Krieg von dem vor 1914 so stark von ihnen verurteilten Chauvinismus eingeholt. (Vgl. Nebmaier, Johannes, Ida Altmann-Bronn, Berlin 2015, S. 15.) Diese Einschätzung ist angesichts der Unterstützung eines deutschen Siegs durch Haeckel und Altmann-Bronn und angesichts der Propaganda Altmann-Bronns gegen die Kriegsfeinde Deutschlands in ihren Gedichten sowie der Äußerungen Haeckels vor allem gegen England richtig. Die Schriftstellerin bezeichnet die englischen Soldaten in einem Gedicht, das sie auch an Haeckel schickte, als Meuchelmörder. (Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8787 vom 30. Oktober 1916.)

783 Ebd.

784 Ebd.

785 Vgl. hierzu und zum Folgenden ebd. Altmann-Bronns Nationalismus drückt sich in zahlreichen Briefen an Haeckel während des Ersten Weltkriegs aus. So schreibt sie, dass sie trotz »heiße[r] Wünsche[...] für unser heiliges Vaterland« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8781 vom 2. Januar 1915) für einen baldigen Frieden sei. (Vgl. ebd.) Außerdem wolle sie »fürs Vaterland für die Allgemeinheit in Ihrem [=Haeckels] Sinne, als Ihre [=Haeckels] Jüngerin [...] wirken« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8790 vom 29. Januar 1917).

786 Haeckel und Altmann-Bronn schickten sich über einen Zeitraum von 15 Jahren zwischen 1903 und 1918 jeweils circa 40 erhaltene Briefe zu.

787 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8780 vom 8. September 1914.

788 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8787 vom 30. Oktober 1916.

bewussten Auftreten im Zuge ihrer Gewerkschaftsarbeit aus.<sup>789</sup> Sie erklärt das von Altmann geschilderte Lehrer-Schülerin-Verhältnis mit Altmanns Respekt vor dem akademisch gebildeten Professor. Auch Nebmaier fällt eine Hierarchie in der Beziehung auf: »Es scheint, als hätte die Verfasserin ihre emanzipatorischen Ansätze aus der Zeit ihrer Tätigkeit für die Generalkommission [der Gewerkschaften] völlig vergessen.«<sup>790</sup> Seine Einschätzung unterstreicht noch einmal den Widerspruch zwischen Altmann-Bronns politischer Aktivität und Emanzipation einerseits und ihrer untergeordneten Schülerinnenrolle in den Briefen andererseits. In zahlreichen Briefen nannte sie Haeckel ihren »heissverehrten[!]«<sup>791</sup>, »[t]euferste[n]«<sup>792</sup> oder »verehrungswürdigste[n] Meister«<sup>793</sup> und sich selbst seine »dankbare und getreue Schülerin«<sup>794</sup>. Ihre Verehrung für Haeckel nahm immer mehr zu und so bezeichnet sie ihn in einem Telegramm von 1912 als »weisen hochmeister[sic!] des wahrheitsordens[sic!]«<sup>795</sup> und in einem anderen Schreiben von 1909 als »befreier[sic!] der geister[sic!], der wahrheit[sic!] ehrer[sic!], der weisheit[sic!] lehrer[sic!]«<sup>796</sup>. Sich selbst sah sie in fast schon religiöser Weise als seine »Jüngerin«<sup>797</sup>, was im freidenkerischen und weltanschaulichen Kontext nicht überrascht, da Haeckel seinem Monismus auch eine religiöse Komponente verlieh, die an die Stelle der christlichen Welterklärung treten sollte. Sie führt weiter aus, dass sie sich dadurch zu Haeckels Jüngerin erhoben fühle, dass er ihr eine seiner Arbeiten persönlich zugeschickt habe.<sup>798</sup>

Gegen Nebmaiers Einschätzung spricht jedoch, dass Altmann-Bronn Haeckel bereits seit ihrem Korrespondenzbeginn 1903 als Lehrer überhöhte.<sup>799</sup> Diese Zeit fiel mit dem Hochpunkt ihres Doppelengagements in der SPD und der Gewerkschaft zusammen. Folglich sah sie sich auch in ihrer Zeit als öffentlichkeitswirksame politisch aktive Frau als Schülerin Haeckels und nicht erst als Hausfrau nach ihrem Rückzug aus der Politik. Sie hatte die emanzipatorischen Grundsätze aus ihrer Gewerkschaftszeit in ihrer Kommunikation mit Haeckel nicht vergessen, denn sie überhöhte ihn noch während ihrer Gewerkschaftszeit in ihren Briefen.

### 3.12.2.5 Weniger Förderung als erhofft

Haeckel förderte Altmann-Bronn weniger intensiv als Holgers, die er mit Kontakten zu Professoren und Verlagen versorgte. Darin unterscheidet sich seine Beziehung zu Altmann-Bronn nicht von dem Verhältnis, das er mit seinen übrigen Anhängerinnen pflegte.

789 Vgl. Losseff-Tillmanns, Gisela, Ida Altmann-Bronn 1862–1935, Baden-Baden 2015, S. 97.

790 Vgl. Nebmaier, Johannes, Ida Altmann-Bronn, Berlin 2015, S. 50.

791 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8779 vom 11. Juli 1914.

792 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8789 vom Dezember 1916.

793 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8786 vom 14. Februar 1916.

794 Ebd.

795 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8772 vom 16. Februar 1912.

796 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 43075 vom 16. Februar 1909.

797 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8790 vom 29. Januar 1917.

798 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8771 vom 22. Dezember 1910.

799 Bereits 1903 bezeichnete Altmann-Bronn sich in einem Brief an Haeckel als seine »Schülerin« (Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8756 vom 3. März 1903.).

te. Nur einmal bat sie ihn, einen Artikel von ihr über die Einführung einer konfessionslosen Krankenpflege an der Universität Jena zu drucken.<sup>800</sup> Daneben bat sie Haeckel zwar um eine Stellungnahme zum Monismus in Deutschland für internationale freidenkerische Zeitschriften.<sup>801</sup> Diese Bitte betraf jedoch den Freidenkerbund und nicht sie selbst oder eines ihrer eigenen Werke. Ein weiteres Argument für die engere Beziehung zwischen Holgers und Haeckel ist die Tatsache, dass Altmann-Bronn erst durch einen Brief von Holgers von Haeckels Unfall im April 1911 erfuhr, in dem sie Altmann-Bronn darum bat, Haeckel Kaviar zu senden.<sup>802</sup>

Dennoch tauschten sich Haeckel und Altmann-Bronn auch über familiäre Neuigkeiten aus und sie versorgte ihn in Kriegszeiten mit Lebensmitteln.<sup>803</sup> Zudem gratulierte sie ihm regelmäßig zu seinem Geburtstag und bezeichnete diesen 1916 als »Weltfesttag«<sup>804</sup>, auch wenn sie ihm nicht so oft gratulierte wie andere der untersuchten Frauen. Sie lernte ihn im Jahr 1904 sogar persönlich auf dem Internationalen Freidenkerkongress kennen.<sup>805</sup> Ihr Interesse an dem persönlichen Kontakt mag nicht nur an ihrer Bewunderung für die öffentliche Bezeugung seiner monistischen und freidenkerischen Ideen gelegen haben, mit der er laut Altmann-Bronn für alle Kulturnationen eine wichtige Bedeutung auf dem Weg zur kulturellen Höherentwicklung einnahm.<sup>806</sup> Sie hat den Kontakt mit ihrem Lehrer auch gehalten, weil sie sich davon Öffentlichkeitswirksamkeit versprach: Zum einen hoffte sie, Haeckel würde die Kongresse des Internationalen Freidenkerbunds öffentlich aufwerten. Zweitens liegt die Vermutung nahe, dass sie auf Grund ihrer Unzufriedenheit mit ihrer fehlenden öffentlichen Wirksamkeit darauf hoffte, selbst von Haeckels Beziehungen zu Zeitschriften zu profitieren.<sup>807</sup>

### 3.12.3 Zwischenfazit: Ambition und Enttäuschung

Altmann-Bronn war eine emanzipierte Sozialdemokratin, die sowohl in der Gewerkschaft und in der SPD als auch in der Freireligiösen Gemeinde Berlins publizistisch und im Rahmen ihrer Erwerbsarbeit aktiv war. Zudem heiratete sie erst spät und hatte keine Kinder. Sie war folglich individuell und auf politisch-sozialer Ebene emanzipiert.

800 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8787 vom 30. Oktober 1916. Zudem wurde der benannte Artikel bereits in der Zeitschrift *Freies Wort* publiziert.

801 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8765 vom 20. Januar 1907.

802 Vgl. Nebmaier, Johannes, Ida Altmann-Bronn, Berlin 2015, S. 36f.

803 Vgl. zu den Lebensmittelsendungen Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8781 vom 2. Januar 1915 und vgl. zum persönlichen Austausch Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8790 vom 29. Januar 1917. Hier gratuliert Altmann-Bronn Haeckel zur Kriegstrauung seiner Enkeltochter, von der er im letzten Brief berichtet habe. (Vgl. ebd.)

804 Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8786 vom 14. Februar 1916.

805 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8793 vom 17. September 1918.

806 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8769 vom 14. August 1910.

807 Vgl. Ernst-Haeckel-Archiv Jena, Ida Altmann-Bronn an Ernst Haeckel, Brief A 8787 vom 30. Oktober 1916.

Bei der Betrachtung der Briefe fällt zusammenfassend auf, dass Altmann-Bronn als emanzipierte Sozialdemokratin in ihrer Korrespondenz mit Haeckel Frauenrechte nicht thematisierte. Dabei wäre gerade auf Grund ihrer Unzufriedenheit mit ihrer fehlenden Reichweite eine Diskussion politischer und in diesem Zuge auch frauenrechtlicher Themen mit Haeckel naheliegend gewesen. Im DMB durfte sie trotz ihrer Arbeit für den Internationalen Freidenkerbund und ihres Vorschlags einer Jugendbeilage für die monistischen Zeitschriften keine Aufgabe übernehmen. Sowohl Haeckel als auch Ostwald, die sie darum bat, lehnten ihre Bitten ab. So blieben ihre wiederholten Versuche, mehr Verantwortung im Bund zu übernehmen, erfolglos und ihre einzige langfristige Verbindung zur Führungsriege des Bunds war ihre Korrespondenz mit Haeckel, zumindest erwähnte sie in ihren Briefen an ihn keinen intensiven Austausch mit anderen bedeutenden Monisten.

Auch ihr Austausch mit Haeckel blieb sowohl auf persönlicher als auch auf inhaltlicher Ebene vergleichsweise oberflächlich. Zwar tauschten sich die beiden gegenseitig über ihre Werke aus und Altmann regte Haeckel regelmäßig zum Netzwerken mit dem Internationalen Freidenkerbund an, doch das Interesse ging überwiegend von Altmann-Bronn aus. Sie selbst begab sich wie viele andere Korrespondentinnen in das hierarchische Lehrer-Schülerinnen-Verhältnis mit Haeckel, der sie zwar »Freundin«<sup>808</sup> nannte, ihren zahlreichen Vorschlägen für monistischen Aktivismus jedoch mit viel weniger Wohlwollen begegnete als er es beispielsweise gegenüber Maria Holgers tat. Altmann-Bronn war vor allem Sozialdemokratin und von den hier behandelten Monistinnen die politisch aktivste Frau, da sie in erster Linie Freidenkerin und erst an zweiter Stelle Frauenrechtsaktivistin war. Anders als Altmann-Bronn waren die übrigen Monistinnen, die keine aktiven Frauenrechtsaktivistinnen waren, entweder öffentlich unwirksam oder schriftstellerisch, aber nicht politisch tätig, wie Stonawski und delle Grazie. Altmann-Bronn hingegen war sowohl in der SPD als auch in Gewerkschaften und in der internationalen Freidenkerszene aktiv. Von sozialdemokratischen Ideen geprägt, gab sie – typisch für Frauen der proletarischen Frauenbewegung – dem Kapitalismus und nicht den männlichen und weiblichen Rollenzuschreibungen die Schuld an der Benachteiligung der Frauen. Trotzdem durfte sie sich im Monistenbund nicht gestalterisch einbringen. Das ist ein weiteres Indiz dafür, dass die führenden Monisten keine öffentlich aktiven Frauen im Bund haben wollten. Obwohl Altmann-Bronn keine Kontakte zu Zeitschriften hatte und nur über ein unausgereiftes politisches Netzwerk verfügte, weil sie dem linken Flügel der Sozialdemokratie angehörte, lehnten Haeckel und Ostwald ihre Versuche, sich im Monistenbund einzubringen und mitzuentscheiden, ab. Sie müssen ihre Bestrebungen erkannt haben, öffentlich auftreten zu wollen. Altmann-Bronns Beispiel ist nicht nur ein Beispiel für die Geschichte der Frauendiskriminierung im Monistenbund, sondern allgemein in nicht explizit frauemanzipatorisch ausgerichteten Vereinen des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts. Sie gehörte mit Stöcker und Schreiber zu den wenigen Frauen im DMB, die über die Vereinszeitschriften hinaus öffentlich (und in verantwortlichen Positionen) mit dem DMB zusammenarbeiten wollten, die also ihre gesellschaftliche Agency durch den Bund ausbauen wollten – und denen die führenden Monisten absagten.

808 Nebmaier, Johannes, Ida Altmann-Bronn, Berlin 2015, S. 83.

### 3.13 Zwischenfazit: Die praktischen Handlungsspielräume der Frauen im DMB

Zusammenfassend lassen sich die zwölf Frauen dieser Arbeit in drei Frauengruppen einteilen. Das Kapitel beschreibt die drei Gruppen anhand der klassischen Vergleichskriterien zur Untersuchung der Frauengeschichte und anhand ihrer Rolle im DMB. Die individuellen Emanzipationsstrategien unterschieden sich je Gruppe. Bei Frauen, die das Kapitel der gleichen Gruppe zuordnet, waren die Methoden, mit denen sie sich selbstständiger machen wollten oder mehr Öffentlichkeit erlangen wollten, also ihre Agency ausweiten wollten, ähnlich. Es zeigt sich, dass die Monistinnen auf verschiedenen Ebenen emanzipiert waren und somit die Frauenbewegung oder zumindest ihre Forderungen in den DMB als Reformverein hineinwirkten.

#### 3.13.1 Drei Frauengruppen: Haeckelanhängerinnen, Frauenrechtsaktivistinnen und Künstlerinnen

Die anfängliche Einteilung der Stichprobe hat sich um eine dritte Kategorie ausgeweitet. Die untersuchten Monistinnen waren nicht nur Haeckelverehrerinnen oder Frauenrechtsaktivistinnen, sondern es gab auch die Gruppe der Künstlerinnen.

Daxenbichler, Friederici und von Crompton sind der ersten Gruppe der Haeckelverehrerinnen zuzuordnen. Sie waren vor allem auf Grund von Haeckels Schriften dem Monistenbund beigetreten und verehrten ihn auch persönlich sehr, was sich in ihren Briefen ausdrückt. Für sie war Haeckel der weltanschauliche und teilweise sogar religiöse Führer und Erlöser. Sie waren in keiner Weise öffentlich wirksam.

Stöcker, Schreiber, Jannasch, Dorsch und Altmann-Bronn gehören zur zweiten Gruppe der politischen Aktivistinnen und Frauenrechtsaktivistinnen. Sie waren vor allem politisch aktiv, war es in der Frauenbewegung, in der sozialistischen oder in der pazifistischen Bewegung. Zudem waren sie auch Monistinnen, die teilweise wie Altmann-Bronn auch einen ausführlichen Briefaustausch mit Haeckel unterhielten. Doch sie hatten neben dem Monismus weitere politische Ziele, die sich nicht immer mit denen des Monistenbunds überschnitten. So lehnte Ostwald Stöckers Kooperationsversuch zwischen ihrem Bund für Mutterschutz und dem DMB ab, genau wie Altmann-Bronns Ambition, die monistische Zeitungspolitik organisatorisch mitzugestalten. Es fällt auf, dass der Briefkontakt der Frauen aus dieser Gruppe mit Haeckel weniger intensiv war als der Briefaustausch, den die Frauen der ersten Gruppe mit Haeckel unterhielten. Die politischen Aktivistinnen waren weniger auf Haeckel fokussiert und nahmen die gemeinsamen weltanschaulichen Schnittmengen des Monistenbunds mit ihren sozialistischen und frauenrechtlichen Vorhaben wahr. Sie priorisierten diese, sodass sie sogar mehr in den monistischen Zeitschriften publizierten als die Haeckelverehrerinnen.

Die dritte Gruppe der Künstlerinnen ist eine Mischgruppe, die einerseits Merkmale aus den ersten beiden Gruppen vereint, sich jedoch dadurch auszeichnet, dass alle Frauen der Gruppe vor allem künstlerisch tätig waren – meist als Schriftstellerinnen – und den Fokus ihres Wirkens auf ihr künstlerisches Schaffen legten. Viele von ihnen unterhielten wie die Haeckelverehrerinnen einen ausführlichen brieflichen Austausch mit Haeckel, der allerdings vor allem ihre erzählerischen und lyrischen Werke behandelte und nicht nur monistische Abhandlungen oder Haeckels Familiengeschichten besprach,

wie es bei den Korrespondenzen der Haeckelverehrerinnen mit ihrem Idol oft der Fall war. Einige der Autorinnen wie Stonawski und delle Grazie verarbeiteten in ihren Werken in erzählerischer Weise auch die problematischen Frauenzuschreibungen der Zeit. Stonawski wünschte sich für ihre Tochter sogar, dass sie sich im familiären und beruflichen Umfeld endlich von der Abhängigkeit von Männern emanzipieren können werde, wie es ihr selbst nicht möglich gewesen war. Delle Grazie entzog sich ganz den Rollenzuschreibungen an sie als Frau, indem sie ihr Leben ganz ihrer künstlerischen Arbeit widmete, zahlreiche prosaische Werke schrieb und weder heiratete noch Mutter wurde. Doch ihre Lebensgestaltung und dass sie die Frauenzuschreibungen nicht erfüllte, rechtfertigte sie geschlechtsunabhängig mit der Ausnahmerolle der KünstlerIn. Grundsätzlich hielt sie an den Rollenzuschreibungen an Männer und Frauen fest. Die Frauen der dritten Gruppe waren nicht politisch aktiv: Sie publizierten weder in politischen oder gewerkschaftlichen Zeitschriften noch waren sie Mitglieder politischer Gruppierungen. Auch wenn sie in ihren Erzählwerken unter anderem Frauen betreffende Themen verarbeiteten, identifizierten sie sich vor allem mit ihrer wie von delle Grazie idealisierten Rolle als Künstlerin und verstanden sich nicht als politische Aktivistinnen. Das unterschied sie von den Frauenrechtsaktivistinnen im Bund. Durch diese Künstlerinnenrolle und ihre öffentliche Reichweite unterschieden sie sich auch von den Haeckelverehrerinnen.

Die Gruppenzuweisungen sind nicht eindeutig, da es definitorische Schnittmengen zwischen den prototypischen Gruppen gibt. Beispielsweise verehrten sowohl die Künstlerinnen als auch die Haeckelverehrerinnen Haeckel in ihren Briefen als Meister und Lehrer. Zudem erfüllten einige Korrespondenzpartnerinnen – teilweise zu verschiedenen Zeitpunkten ihres Lebens – Merkmale mehrerer Gruppen. So ist von Crompton zu ihrer Berliner Zeit als kinderlose Künstlerin eher der Künstlerinnengruppe zuzuordnen, obwohl sie auch hier schon sehr viele Briefe mit Haeckel über ihn und über den Monismus austauschte und ihn wie eine Haeckelverehrerin verehrte. In ihrer zweiten Lebenshälfte ließ sie die Kunst hinter sich und nahm sogar ein Pflegekind auf, das sie später adoptierte. Für ihren Lebenswandel kehrte sie ihrer künstlerischen Zeichenkarriere den Rücken. In ihren Briefen an Haeckel verehrte sie ihn weiter.

Trapp ist ebenfalls nur schwer einer Gruppe zuzuordnen. Sie war einerseits politisch inaktiv, auch wenn sozialistische Zeitschriften über sie berichteten, weil sie als erwerbstätige Journalistin eine Pionierrolle in der Schweizerischen Modewelt einnahm. Als bekannte Modejournalistin war sie eine emanzipatorische Multiplikatorin für weibliche Journalismustätigkeit, ohne jedoch theoretisch über die Frauenemanzipation zu schreiben oder explizit öffentlich dafür einzutreten. So war sie einerseits eine praktische Frauenrechtsaktivistin, andererseits auch eine Haeckelverehrerin, wie in ihren Briefen zu erkennen ist. Zudem ist sie dem Prototyp der Künstlerin zuzuordnen, da sie als Journalistin in einem kreativen Beruf tätig war und selbst Modenschauen organisierte.

Auch Holgers war auf den ersten Blick eindeutig eine Haeckelverehrerin. Auf den zweiten Blick bestritt sie ihren Lebensunterhalt jedoch mit literarischen Rezitationen und als Schauspielerin. Folglich war sie auch eine Künstlerin; zwar war sie öffentlich wirksam, jedoch nicht für Frauenrechte aktiv.

### 3.13.2 Vergleich der Biografien: Klassische Untersuchungskriterien

Das Unterkapitel fasst die Biografien der Frauen pro Gruppe anhand der untersuchten Aspekte zusammen. Dabei spielen zunächst die klassischen und danach die neuen Untersuchungsaspekte eine Rolle. So wird klarer, mit welchen Strategien die Frauen der einzelnen Prototypen ihre Handlungsspielräume im Bund ausweiteten.

Die Arbeit hat anhand der Thesen ein klassisches Kategorienschema erstellt: Sie beleuchtet mit ihrem Umgang mit Ehe und Mutterschaft das Privatleben der zwölf untersuchten Frauen und betrachtet des Weiteren das öffentliche Leben der Frauen, indem sie ihre Bildungswege und ihre Erwerbsarbeitsbiografien analysiert. Diese vier Kategorien sind klassische Kategorien in der Frauenforschung. Während der Analyse ergaben sich zusätzliche thematische Kategorien, die darüber hinaus Aufschluss über die Rolle der Frauen im DMB geben. Diese entwickelten sich in der Arbeit natürlicherweise aus der Fragestellung und den Biografien der Frauen.

Die Haeckelverehrerinnen waren meistens verheiratete Mütter. Sowohl Fanny Daxenbichler als auch Ella von Crompton zogen eigene Kinder oder Adoptivkinder groß und hatten einen Ehemann. Dabei ließ sich von Crompton zwar nach einigen Ehejahren scheiden, doch lebte sie viele Jahre das Leben einer Hausfrau und Mutter im familiären Pensionsbetrieb und adoptierte sogar ein Kind. Für ihr Leben auf dem Land und als Pensionsbetreiberin ließ sie ihre beruflichen Bestrebungen als Künstlerin in Berlin zurück und folgte stets ihrem Ehemann nach, für dessen berufliches Vorankommen sie sich auch um Haeckels Hilfe bemühte. Über Fanny Daxenbichlers Familienleben ist weniger bekannt. Aus ihren Briefen geht jedoch hervor, dass sie ihr Leben ebenfalls ihren Kindern und ihrer Familie widmete und – anders als von Crompton, die wenigstens einer Arbeit im Familienbetrieb nachging – keine Erwerbsarbeit hatte. Lediglich Erna Friederici ist die einzige aus der Gruppe der Haeckelverehrerinnen, die keine eigene Familie gründete, die soziale Frauenschule in Berlin besuchte und an dieser später als Lehrerin arbeitete. Sie hatte vermutlich eine höhere Bildung als Daxenbichler und von Crompton, die in ihren Briefen nichts über ihre Bildung preisgeben, und nutzte diese, um dem öffentlichen Beruf der Lehrerin nachzugehen. Doch auch sie hatte als junge Frau die Absicht, zu heiraten, löste jedoch ihre Verlobung mit einem Freidenker wieder.

Folglich hatten alle Haeckelverehrerinnen den Wunsch nach einem Leben als Ehefrau und Mutter und wurden zu Hausfrauen ohne Berufe im öffentlichen Bereich, sofern sich ihr Familienwunsch erfüllte.

Die Frauenrechtsaktivistinnen hingegen waren – bis auf Lilli Jannasch – zwar verheiratet, hatten jedoch – außer Hannah Dorsch – keine Kinder. Sie alle waren gebildete Frauen, die im öffentlichen Raum für Frauenrechte und zumeist auch für den Sozialismus oder die Friedensbewegung eintraten und viel zu ihren Ideen publizierten. Schreiber und Stöcker hatten beide mit dem elterlichen Widerstand gegen ein Universitätsstudium zu kämpfen, doch schaffte es Schreiber, das Lehrerinnenseminar zu absolvieren und ein Universitätsstudium der Nationalökonomie anzuschließen. Auch Jannasch war vermutlich gebildet und Dorsch promovierte sogar. Altmann-Bronn absolvierte das Königsberger Lehrerinnenseminar und arbeitete jahrzehntelang als Privatlehrerin. Alle Frauen waren entweder als Lehrerinnen und Journalistinnen tätig oder schrieben ausschließlich für ihre politischen Belange und unterhielten damit selbstständig ihren Le-

bensunterhalt. Das mag auch der Grund dafür gewesen sein, dass in dieser Stichprobengruppe so wenige Mütter zu finden sind; denn die Neue Ethik, die sie alle vertraten, sah die Frau weiterhin als Mutter und Ehefrau an. Zwar wollte diese in Zukunft die Betreuungsmöglichkeiten für Kinder verbessern und die Vorurteile gegen arbeitende oder alleinerziehende Mütter abbauen und somit die Frauen den Männern in der Erwerbsarbeit gleichstellen, doch sie sah den Weg zu diesem Ziel als langwierig an und die Sozialistinnen unter den Frauenrechtsaktivistinnen sahen weibliche Erwerbsarbeit mehr als eine Pflicht als ein Recht an, das nur die kapitalistische Wirtschaftsordnung notwendig mache. Zumindest Stöcker, Schreiber und Altmann-Bronn verstanden die Mutterschaft als natürliche Aufgabe der Frau und opferten ihren Wunsch nach Mutterschaft ihrer umfassenden und anstrengenden journalistischen Arbeit und Vereinsarbeit und somit ihren politischen Ideen.

Die Frauenrechtsaktivistinnen waren schließlich höher gebildet als die Haeckelverehrerinnen. Sie verdienten ihren Lebensunterhalt selbstständig mit politischen und frauenrechtlichen journalistischen Arbeiten und standen in der politischen Öffentlichkeit. Dafür waren sie weniger in familiäre Verpflichtungen verstrickt und waren fast nie Mütter. Sie alle vertraten die Neue Ethik.

Die untersuchten Künstlerinnen im Monistenbund waren teilweise verheiratete Mütter und teilweise nicht. Maria Holgers und Marie Eugenie delle Grazie waren weder verheiratet noch Mütter; Grete Trapp und Maria Stonawski waren Mütter und ließen sich beide scheiden. Stonawski war sogar zweimal verheiratet und geschieden. Über Holgers und Stonawskis Bildung lässt sich anhand ihrer Briefe und Biografien nur mutmaßen, dass sie Hausunterricht erhalten haben. Trapp ist die einzige unter den vier Frauen, die eine Lehrerinnenausbildung absolvierte und anschließend als Lehrerin an der Zürcher Textil- und Gewerbeschule lehrte. Delle Grazie besuchte zwar das Lehrerinnenseminar, beendete es jedoch nicht. Die große Gemeinsamkeit der Frauen liegt in ihrer Identität als Künstlerinnen: Alle vier gingen in ihren Berufen auf und erreichten eine öffentliche Reichweite, die sie bekannt machte, ohne dass sie politisch aktiv waren. Holgers war Schauspielerin und Rezitatorin, Stonawski und delle Grazie waren Schriftstellerinnen und Trapp war Modejournalistin und somit nicht direkt Künstlerin im engeren Sinn. Delle Grazie reflektierte die Rolle als Künstlerin und kam zu dem Schluss, dass sie so sehr in dieser aufgehe, dass sie nicht gleichzeitig Mutter sein könne.

Die Gruppe der Künstlerinnen ist biografisch gesehen heterogener als die beiden Vergleichsgruppen der Haeckelverehrerinnen und der politischen Aktivistinnen. Denn aus ihrer Künstlerinnenidentität schlussfolgerten sie anders als die Frauenrechtsaktivistinnen nicht immer Konsequenzen für ihr familiäres Leben. Das lässt sich daran erkennen, dass delle Grazie sich auf Grund ihrer Tätigkeit eine eigene Familie versagte und Stonawski das nicht tat.

### 3.13.3 Vergleich der Biografien: Neue Untersuchungskriterien

Die zusätzlichen Kriterien neben den genannten traditionellen Analyseschwerpunkten aus der Frauenforschung beziehen sich hier als neu bezeichnete Kriterien entweder auf die Biografien der Frauen oder auf ihre Rolle im DMB. Biografische Vergleichspunkte sind erstens der Bildungsgrad und der Sozialstatus der Frauen, die oft miteinander

korrelierten. So waren Frauen mit vergleichsweise höherer Bildung oft dem Bürgertum zugehörig und nicht aus der Arbeiterschicht. Der zweite spezifische biografische Vergleichspunkt dieser Arbeit ist das Alter der zwölf Frauen, das sich durchaus unterschied.

Als Vergleichskriterien für die Rolle im Monistenbund habe ich folgende Kategorien gewählt: Das dritte neue Kriterium ist die Zugehörigkeit zum Monistenbund beziehungsweise die Weltanschauung. Hier ist von Interesse, inwieweit die Frauen mit dem Bund verbunden waren. Es waren zwar alle Frauen Monistinnen, doch nicht bei allen ist eine Mitgliedschaft im Bund nachweisbar und auch die Begründungen ihrer jeweiligen monistischen Weltanschauungen unterscheiden sich. Viertens fragt der Vergleich nach den Publikationen der Frauen in monistischen Zeitschriften und fünftens geht er über die inhaltlich-theoretische Ebene hinaus und betrachtet die persönlichen Beziehungen der Frauen zu führenden Monisten, wobei auf Grund der guten Quellenlage vor allem Haeckel den Bezugspunkt des Vergleichs bildet. Sechstens wird mit der Frauenfrage das zweite zentrale Thema der Arbeit neben dem Monismus angesprochen und die Arbeit vergleicht, inwieweit die Frauen in der Frauenbewegung aktiv waren. Siebtens betrachtet der Vergleich ihre eventuellen anderen Werke außerhalb monistischer Zeitschriften, wobei er nicht nur aber auch nach frauemanzipatorischen Werken fragt.

Alle zwölf untersuchten Frauen waren entweder bürgerliche Frauen oder agierten in ihrem Beruf im bürgerlichen Milieu. Alle Frauen erhielten entweder den für die damaligen bürgerlichen Frauen typischen Hausunterricht oder besuchten sogar das Lehrerinnenseminar oder studierten, Dorsch und Stöcker promovierten zudem. Der Bildungsstand und der Sozialstatus der untersuchten Frauen waren also ähnlich, nur die Frauenrechtsaktivistinnen scherten durch ihre höhere Bildung aus und waren durch ihre finanzielle Eigenständigkeit tendenziell sozial unabhängiger von ihren Ehemännern als die nicht erwerbstätigen Frauen. So heirateten Altmann, Schreiber und Stöcker erst spät und Jannasch heiratete nie.

Das Alter der Frauen unterscheidet sich zwar grundsätzlich stark, jedoch trifft diese Beobachtung auf alle drei Gruppen zu. Sowohl in der Gruppe der Frauenrechtsaktivistinnen als auch unter den Künstlerinnen liegen die Geburtstage in den 1860er und 1870er Jahren und unter den Haeckelverehrerinnen wurde eine Frau in den 1840ern geboren, während die anderen beiden in den 1890ern geboren wurden. Insofern ist nicht davon auszugehen, dass die jüngeren Monistinnen ihre verbesserten Bildungschancen verstärkt nutzten, um politisch aktiv zu werden und öffentlichkeitswirksam sowie finanziell unabhängig für Frauenrechte einzutreten. Denn die politischen Aktivistinnen waren älter als die durchschnittliche Haeckelverehrerin und bemühten sich trotzdem um mehr Bildung und mehr politischen Einsatz. Das Alter der Frauen ist also kein Merkmal für ihre Zugehörigkeit zu einer der drei gefundenen Gruppen.

Bezüglich der Aspekte, die die Rolle der Frauen im Monistenbund vergleichen, sind wieder eindeutiger Unterschiede zwischen den drei Gruppen erkennbar. Zwar hingen alle Frauen der monistischen Weltanschauung an, doch hatten sie je Gruppe unterschiedliche Motivationen hierzu und Frauen unterschiedlicher Gruppen beschäftigten sich unterschiedlich intensiv mit dem Monismus.

Die drei Haeckelverehrerinnen waren alle nachweislich Mitglieder des DMB. Sie unterstützten ihn wie Fanny Daxenbichler entweder durch kleine Spenden oder besuchten regelmäßig monistische Ortsgruppentreffen und größere überregionale Treffen. Sie

waren stets über die Neuigkeiten im Bund informiert, teilweise aus erster Hand durch Haeckel selbst, mit dem sie vergleichsweise viele Briefe austauschten, oder aber durch die Berichterstattung über den Verein. In von Cromptons und Friedericis Fällen standen auch die näheren Familien im Briefaustausch mit Haeckel. Daxenbichler, Friederic und von Crompton nennen in ihren Briefen denselben Beweggrund für ihr Interesse am Monismus: Sie seien von Haeckel und seinen Werken fasziniert gewesen und seien deshalb dem Bund beigetreten. Bei von Crompton kommt noch die berufliche Motivation hinzu, da sie sich erhoffte, über Haeckel Zeichenaufträge und Kredite zu erhalten. Keine der Frauen dieser Gruppe publizierte in monistischen oder in anderen Zeitschriften. Sie waren folglich nur im privaten Umfeld Unterstützerinnen des Bunds und repräsentierten diesen nicht öffentlich. Keine trat nachweislich für die Frauenbewegung ein. Weder in ihren ausführlichen Briefen mit Haeckel noch in anderen biografischen Quellen sind Hinweise hierfür zu finden.

Die Haeckelverehrerinnen waren keine Frauenrechtsaktivistinnen. Sie waren Monistinnen, die Haeckel als geistigen Anführer verehrten. Ihr monistisches Interesse war stark an Haeckel als Person gekoppelt, was sich an den ausführlichen Korrespondenzen zwischen ihnen und Haeckel zeigt.

Die größtenteils der Gruppe der Frauenrechtsaktivistinnen zugeordneten Frauen hingegen hatten deutlich davon abweichende Beweggründe für ihr Engagement im Bund. Auch sie waren teilweise offizielle Mitglieder des Monistenbunds. Die Mitgliedschaft ist jedoch nur für Stöcker und Dorsch nachweisbar. Sie alle veröffentlichten im Gegensatz zu den Haeckelverehrerinnen Artikel in den monistischen Zeitschriften und repräsentierten den Bund somit öffentlich – wenn auch in einer Randposition, da sie keine Vereinsämter bekleideten. Die politisch aktiven Frauen führten größtenteils keine längere persönliche Korrespondenz mit Haeckel oder einem anderen Monisten, in der sie ihn als geistigen Führer verehrten und zum Grund für ihr politisches Engagement machten. Nur Dorsch und Altmann-Bronn schrieben ausführlicher mit Haeckel. Dabei überhöhte Dorsch ihn allerdings nicht, denn sie hatte bereits Arnold Dodel als weltanschaulichen Führer und Freund gefunden und Altmann-Bronn begab sich – ähnlich wie die politisch jedoch inaktiven Haeckelverehrerinnen – in ein Lehrer-Schülerinnen-Verhältnis mit Haeckel. Alle Frauenrechtsaktivistinnen teilten mit dem DMB, dass sie in Opposition zur kirchlichen Sexualmoral und vor allem deren religiöser Begründung standen. Sie alle hingen der Neuen Ethik an, waren Frauenrechtsaktivistinnen und publizierten regelmäßig für sozialistische oder frauenrechtliche Zeitschriften. Sie alle waren neben ihrer publizistischen Tätigkeit für die monistischen Zeitschriften somit auch anderweitig politisch aktiv und öffentlich in der sozialdemokratischen Bewegung, der Gewerkschaft oder wie Stöcker und Schreiber im Bund für Mutterschutz für weibliche Emanzipation tätig. Nicht alle waren explizite Frauenrechtsaktivistinnen, doch auch die politischen Aktivistinnen, die ihren Schwerpunkt auf sozialistische Arbeit legten oder den Pazifismus betonten wie Altmann-Bronn und Jannasch, traten zudem für Frauenrechte ein.

Alle politisch aktiven Frauenrechtsaktivistinnen erhofften sich von der Zusammenarbeit mit dem DMB, ihre eigenen öffentlich vehement vertretenen Ideen stärker verbreiten zu können. Hierzu boten ihnen unter monistischer Redaktion zwar die Vereinszeitschriften Gelegenheit, doch eine weitergehendere Zusammenarbeit mit den bekann-

ten Aktivistinnen lehnten führende Vereinsmitglieder ab, wie sich aus Altmann-Bronns und Stöckers Briefen rekonstruieren lässt.

Schließlich waren alle Frauen aus der Gruppe der Künstlerinnen auch Mitglieder im Monistenbund, nur bei Stonawski ist die offizielle Mitgliedschaft nicht nachzuweisen. Die Monistinnen schrieben alle mit Haeckel und verehrten ihn als Freund und Meister, wie auch die Haeckelverehrerinnen es taten. In ihren Korrespondenzen ging es vor allem um ihre künstlerischen Werke und um ihr künstlerisch-berufliches Vorankommen. Haeckel erweiterte Holgers berufliches Netzwerk. Außer Holgers führten sie allerdings keine so ausführliche Korrespondenz mit Haeckel wie die Haeckelverehrerinnen. In ihren Briefen ging es oft um literarischen Austausch wie bei Trapp, Stonawski und delle Grazie und um Netzwerkanfragen wie bei Holgers (und Altmann-Bronn von den politischen Aktivistinnen). Keine der vier Frauen publizierte in monistischen Zeitschriften. Keine publizierte für die Frauenbewegung. Jedoch veröffentlichten Stonawski und delle Grazie sowie Trapp auf Grund ihrer Berufe als Schriftstellerinnen und Journalistin viele eigene epische Werke und in Trapps Fall viele modejournalistische Artikel in der Schweizer Presse. Und auch Holgers hatte durch ihre schauspielerische und rezitatorische Arbeit eine öffentliche Reichweite. Sie alle waren auf Grund ihrer künstlerischen Berufe und nicht in politischer Weise wie die Frauenrechtsaktivistinnen Personen des öffentlichen Lebens. Obwohl keine der Frauen explizit für Frauen betreffende Themen eintrat, spielten Frauenrechte doch bei der Mehrheit eine bedeutende Rolle. Außer Holgers thematisierten sie die Situation der Frauen in ihren Werken. Delle Grazie entsagte den Rollenerwartungen an sie als Frau explizit, weil sie sich in erster Linie als Künstlerin sah, Stonawski beklagte die Erwartung der Gesellschaft, dass sie als Frau finanziell und emotional von Männern abhängig sein sollte und erhoffte sich für ihre Tochter mehr Freiheit und Trapp sah sich selbst als Vorreiterin des weiblichen Journalismus und wurde auch in der journalistischen Gemeinschaft als Rollenmodell für junge Journalistinnen wahrgenommen. Die Rollenzuschreibungen an Frauen spielten also bei fast allen Künstlerinnen eine wichtige Rolle; sie besprachen sie jedoch nur am Rand oder im persönlichen Bereich. Sie waren mehr in der Praxis als in der Theorie emanzipiert, da sie für ihren Lebensunterhalt arbeiteten und wie Holgers und delle Grazie unverheiratet waren, ohne die Benachteiligung der Frauen Männern gegenüber theoretisch zu kritisieren. Somit sind sie nicht als Frauenrechtsaktivistinnen zu charakterisieren.

Die Künstlerinnen lassen sich als Zwischengruppe zwischen den Haeckelverehrerinnen und den Frauenrechtsaktivistinnen charakterisieren, wenn es um ihre Rolle im Bund geht. Sie hatten eine monistische Weltanschauung, versprachen sich von ihrer Korrespondenz mit Haeckel neben dem Ausdruck ihrer Verehrung für ihn zudem jedoch auch mehr künstlerische Reichweite, die allerdings nicht mit politischem Engagement einherging.

### 3.13.4 Zusammenfassung und Emanzipationsstrategien

Die Sonderstellung der Künstlerinnen im Rahmen des Vergleichs hilft dabei, die monistische Einstellung zu Frauen im Bund einzuschätzen. Die Haeckelverehrerinnen entsprachen den traditionellen Rollenerwartungen an Frauen am stärksten: Sie waren meistens Mütter und Ehefrauen, standen nicht im öffentlichen Leben und waren oft nicht

erwerbstätig. Sie erfüllten die monistische Idealvorstellung einer Frau, die viele Kinder hat und nicht politisch aktiv ist, am meisten. Vor allem konnten sie den monistischen Rollenzuweisungen nicht gefährlich werden, da sie ihnen so sehr entsprachen, dass sie nicht politisch aktiv wurden und somit auch nicht selbst ihre gesellschaftliche Situation beeinflussten. Mit den Frauen dieser Gruppe führte Haeckel die ausführlichsten Korrespondenzen und ließ sich von ihnen als geistiger Führer in Weltanschauungsfragen verehren. Sie forderten in ihren Briefen Literaturempfehlungen und den philosophischen Austausch mit Haeckel ein und somit mehr Handlungsspielraum im Bereich der Bildung, zu der Frauen um 1900 noch einen erschwertes Zugang hatten.

Die Frauenrechtsaktivistinnen hingegen entsprachen dem monistischen Frauenideal meist nicht, da sie – mit einer Ausnahme Dorschs – keine Mütter waren. Sie trugen also nicht durch Reproduktion zur ›Kulturerhaltung‹ bei, waren zudem erwerbstätig, was dem monistischen Frauenbild nicht entsprach, und engagierten sich dazu auch noch vehement im politischen Raum für die Frauenemanzipation, die nicht zum Kernprogramm der MonistInnen gehörte und der monistischen Kulturtheorie sogar noch entgegenstand, zumal sie den Frauen auch im öffentlichen Bereich der Politik und der Erwerbsarbeit einen festen Platz zugestehen wollte. Ihr Platz im Bund und in der Beziehung zu Haeckel spiegelte sich auch in den untersuchten Briefen wider. Die Frauen dieser Gruppe hatten meist nur oberflächliche briefliche Kontakte mit Haeckel oder anderen führenden Monisten. Sie durften in den monistischen Zeitschriften publizieren, sofern es der Popularisierung des Bunds nützte und dem gemeinsamen Feind Kirche schadete. Von weiteren Kooperationen waren die politischen Aktivistinnen ausgeschlossen und trotz ihrer Popularität bekleidete keine von ihnen ein repräsentatives Amt im Verein. Die Symbiose zwischen den Frauenrechtsaktivistinnen und dem DMB gestaltete sich nach einem einfachen und klaren Prinzip: Der Bund gewährte den Frauen mit ihren Vereinszeitschriften eine publizistische Plattform, um ihre monistischen Überzeugungen zum Ausdruck zu bringen, die in der thematischen Schnittmenge der Interessen des DMB und der Frauenrechtsaktivistinnen lagen oder die die ethische Monopolposition der Kirche als ideologischem Feind des DMB und der radikalen Frauenbewegung schwächen sollten. Die Frauenrechtsaktivistinnen nahmen diese Publikationsplattform an und strebten noch mehr Zusammenarbeit auf organisatorischer Vereinsebene an, die auch beinhaltete, dass Redner aus dem Bund auf ihren Veranstaltungen zur Frauenemanzipation sprachen oder dass sie selbst Ideen in die Aktivitäten des DMB einbringen konnten. Sie wollten ihre öffentliche Agency im Rahmen der Vereinsarbeit und der Zeitschriftenarbeit für das Thema der Frauenemanzipation ausweiten. Diese Initiative lehnten Ostwald und Haeckel ab. Sie wollten nicht durch politische Aktivistinnen repräsentiert werden. In den monistischen Zeitschriften waren die Frauen in der Minderheit und deshalb nahm die Öffentlichkeit sie wahrscheinlich nicht als starke Repräsentantinnen des Bunds wahr, was vermutlich der Grund dafür war, dass die führenden Monisten die Kooperation mit ihnen in den monistischen Zeitschriften erlaubten.

Die Künstlerinnen nahmen nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in Haeckels Umgang mit ihnen eine Sonderrolle in der Stichprobe der untersuchten Frauen ein. Sie waren eine heterogene Gruppe aus verheirateten Müttern und kinderlosen ledigen Frauen, die jedoch alle durch ihre Kunst erwerbstätig waren und deshalb öffentlich wirksam waren, ohne politisch aktiv zu sein. So konnten sie der Verbreitung der monistischen

Ideen auch nicht durch eigene politische Schwerpunktsetzungen für Frauenemanzipation gefährlich werden, die der monistischen Kulturtheorie nicht entsprachen. Sie waren wie die Haeckelverehrerinnen empfänglich für Haeckels ideologische Ideen und sahen in ihm ihren weltanschaulichen Führer. So war auch ihre Korrespondenz mit Haeckel ausführlicher als die der Frauenrechtsaktivistinnen. Vor allem in Haeckels Briefen an Delle Grazie ist zu erkennen, wie sehr er lyrische und epische Arbeit schätzte, die monistische Ideen verbreitete. Es ist sehr wahrscheinlich, dass er ihre Werke weiterempfahl. Und auch für Maria Holgers netzwerkte er in größerem Rahmen. Die Künstlerinnen bauten ihre berufliche Agency mit Haeckels Hilfe aus. An seiner Unterstützung für die Künstlerinnen und daran, dass er die Frauenrechtsaktivistinnen nicht in demselben Maß unterstützte, zeigt sich, dass Haeckel Frauen förderte, die seine monistischen Ideen teilten und nach seiner Kulturtheorie lebten. Das ist ein Hinweis dafür, dass der Bund den Frauenrechtsaktivistinnen auf Grund ihrer anderweitigen Fraueninteressen keine repräsentativen Aufgaben zuteilte, obwohl sie Interesse an monistischer Mitgestaltung bekundeten, weil er eben nur in den Schnittthemen mit ihnen kooperieren wollte und im Gegenzug nicht ihre Meinungen für mehr Frauenrechte popularisieren wollte. Der DMB nutzte die Popularität der Frauenrechtsaktivistinnen, um seine eigenen Ideen zu verbreiten, war jedoch sehr bedacht darauf, nicht von Frauen repräsentiert zu werden.

Der Vergleich beantwortet schließlich die Frage nach den Emanzipationsstrategien der einzelnen Frauen im Bund: Die Zusammenfassung zeigt, dass die Emanzipation der Haeckelverehrerinnen vor allem im Austausch mit Haeckel oder mit anderen bekannten Monisten bestand. Daxenbichler, Friederici und von Crompton hatten alle die Strategie, sich mit Haeckel über seine monistischen Werke auszutauschen und sich dadurch weiterzubilden. Unabhängig davon, dass sie keine Positionen im Bund einnahmen, bestand ihre Emanzipation auf einer individuellen Ebene daraus, sich weiterzubilden und einen Zugang zu den Ideen der monistischen Reformer zu erhalten. Diese Bildung forderten sie selbstständig ein, indem sie Haeckel initiativ anschrieben und um Kontaktaufnahme und Literaturempfehlungen bat. Ungeachtet dessen, wie intensiv ihr Austausch mit ihrem Idol war: Alle Haeckelverehrerinnen profitierten von Haeckels Buchempfehlungen und weiteten ihre Bildung dadurch aus, die geringer war als die Bildung der Frauenrechtsaktivistinnen. Das ist insofern emanzipativ, als dass Kapitel 2.1 die Benachteiligungen von Frauen im deutschen und österreichischen Bildungssystem aufzeigt. Frauen erhielten oft eine auf sie zugeschnittene Bildung, die den Rollenzuschreibungen an sie entsprach und keine innovativen philosophischen Ideen wie den Monismus umfasste, zumal sie nur erschwerten Zugang zur Universität hatten. Zudem war es für Hausfrauen und Mütter wie Daxenbichler und von Crompton in ihrer zweiten Lebenshälfte bereits emanzipativ, wenn sie Kontakte und einen Austausch außerhalb der Familie hatten und sich nicht nur mit familiären Entscheidungen beschäftigten, sondern auch zu philosophischen und politischen Themen korrespondierten – sogar mit einem führenden Monisten und bekannten Zoologieprofessor der Universität Jena.

Die Künstlerinnen im Bund hatten eine andere Strategie, um sich zu emanzipieren. Statt nur nach Bildung strebten sie danach, ihre beruflichen Netzwerke durch ihre Kontakte mit anderen Monisten auszubauen. Dabei setzten sie auf die weiten Bekanntenkreise von Haeckel, Carneri, Dodel und Müllner. Delle Grazie und Stonawski tauschten sich mit Haeckel über ihre Werke aus und wurden von Haeckel und Carneri gelobt und

mit anderen Intellektuellen und SchriftstellerInnen bekannt gemacht. Haeckel stellte Holgers seinen FreundInnen vor, um ihr weitere Auftritte als Rezitatorin zu ermöglichen und von Crompton bat Haeckel um Kredite und Kontakte zu Verlagshäusern und Empfehlungsschreiben für diese, die ihr Zeichenaufträge vermittelten konnten. Haeckel erfüllte ihr beide Bitten, als sie noch als Künstlerin in Berlin lebte. Trapp ist die Einzige aus der Gruppe der Künstlerinnen, die nicht beruflich von Haeckel profitierte beziehungsweise die keine berufliche Unterstützung von ihm einforderte.

Auch die Künstlerinnen bildeten sich durch den literarischen und philosophischen Austausch mit Haeckel weiter. Somit profitieren sie in zweifacher Weise von ihrer Mitgliedschaft im Bund: Sie lernten mehr über Philosophie und Naturwissenschaften und bauten somit wie schon die Haeckelverehrerinnen mehr Bildung auf, als andere Frauen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts es durchschnittlich auf Grund des erschwerten Hochschulzugangs für Frauen taten und zusätzlich verbesserten sie neben dem Bereich der Bildung auch ihre Chancen im Erwerbsarbeitsbereich, indem sie ihre beruflichen Netzwerke durch die international und national vernetzten monistischen Anführer ausweiteten.

Anders als die Künstlerinnen und Haeckelverehrerinnen nutzten die Frauenrechtsaktivistinnen ihre Verbindungen zum Monistenbund nicht nur zur persönlichen Emanzipation im Bereich Bildung und Erwerbsarbeit, sondern sie nutzten die monistischen Zeitschriften, um auf gesellschaftlicher Ebene ihre Ideen für weibliche Emanzipation – allen voran im Rahmen der Neuen Ethik – öffentlich zu verbreiten. Vor allem Stöcker, Schreiber und Altmann-Bronn forderten von Haeckel und Ostwald auch weitere Zusammenarbeiten an und wollten öffentlich sichtbarer für den Monistenbund arbeiten, zum Beispiel durch Redaktionstätigkeiten für die Vereinszeitschriften und durch gemeinsame Veranstaltungen und Vorträge des Bunds für Mutterschutz und des Monistenbunds. Doch diese Projektanfragen lehnten die Monisten meistens ab. Haeckel gab den Frauen in seinem Bund nur so lange Partizipationsmöglichkeiten, wie sie sich in erster Linie der monistischen Idee und nicht der Frauenbewegung verpflichtet zeigten. Dorsch, die ebenfalls für Frauenrechte eintrat, jedoch im Gegensatz zu den anderen Frauenrechtsaktivistinnen eine enge Vertraute Dodels war, förderte Dodel viel mehr, als die anderen Monisten wie Haeckel es mit den Frauenrechtsaktivistinnen im Bund taten. Dabei war Dodels Motiv wohl die Tatsache, dass Dorsch seine Privatsekretärin war und in ihren kulturgeschichtlichen Abhandlungen vor allem monistisch argumentierte. Der Monismus war für sie mindestens genauso wichtig wie der Einsatz für Frauenrechte. Für Lilli Janasch ist nicht nachweisbar, dass sie eine Zusammenarbeit mit dem DMB anstrebte, die über ihre Artikel in den monistischen Zeitschriften hinausging.

Die drei verschiedenen Monistinnengruppen hatten also unterschiedliche Emanzipationsstrategien, die verschieden gut bei den führenden Monisten ankamen und verschieden gefördert wurden. Alle Emanzipationszuschnitte, die wie bei den Haeckelverehrerinnen und den Künstlerinnen auf die persönliche Emanzipation für die monistische Arbeit und im Sinne der Verbreitung monistischer Ideen ausgerichtet waren, unterstützten sie. Die Öffentlichkeitsoffensiven der Frauenrechtsaktivistinnen, die der gesellschaftlichen Emanzipation der Frau von den traditionellen Geschlechterzuschreibungen – oder zumindest einer Lockerung dieser – dienten, lehnten sie ab.

Die Monistinnen emanzipierten sich also auf verschiedenen Ebenen und somit bedienten sie alle Ebenen des in der Einleitung diskutierten Emanzipationsbegriffs: die Haeckelverehrerinnen und die Künstlerinnen bedienten vor allem die persönliche Ebene der Emanzipation durch Bildung und Beruf, wobei einige Künstlerinnen sich dazu noch in der Familie von der Rolle als Mutter und Ehefrau emanzipierten. Zudem emanzipierten die politischen Aktivistinnen im Bund sich auf öffentlicher Ebene und sogar auf gesellschaftlicher Ebene durch ihre Forderungen nach sozialer Anerkennung für ledige Mütter und bessere gesetzliche und soziale Bedingungen für Frauen in Erwerbsarbeit sowie (politische) Frauenrechte im Allgemeinen. Auch die Künstlerinnen erweiterten ihre öffentliche Agency, wenn sie durch ihre Werke berühmt wurden.

Für die einzelnen Emanzipationsstrategien im Bund spielte der Austausch mit einzelnen Monisten aber auch die Möglichkeit, in den monistischen Publikationsorganen zu publizieren, eine entscheidende Rolle. Somit unterstützt die Kollektivbiografie die beiden anderen in dieser Arbeit angewendeten Methoden, da sie einen Überblick über die drei verschiedenen Emanzipationsstrategien gibt, die in der Zeitschriftenanalyse für die Frauenrechtsaktivistinnen genauer betrachtet wurden und im folgenden Kapitel für die Künstlerinnen vertieft analysiert werden.

